



Ауфн. С. Вiersack

Пик Сталин (7495 м) von Osten
(Vorne mittlerer Fetschenlogletscher)



Jahrbuch
des
Österreichischen Alpenvereins

(Alpenvereinszeitschrift Band 76)

1952

Universitätsverlag Wagner, Innsbruck

1952

(10901 49
17, 2. Exp.)

Unberechtigter Nachdruck aus dieser Zeitschrift unter sagt
Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten
Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und
Inhalt ihrer Angaben

Das Leinen für den Einband stellte † Bernhard Rhombert, Innsbruck, zur Verfügung



Druck: Tizoler Graphik, Innsbruck, Furtner 27

21 113.

Inhaltsverzeichnis

Text:

| | Seite | Tafel |
|--|----------|--------------|
| 1. H. Wiederlich: Marokko-Rundfahrt 1951 | 5-- 16 | 1 |
| 2. P. Huber: Athiopische Bergwelt | 17-- 21 | 2 |
| 3. W. Kluge: Von Norden auf den Kilimandscharo | 22-- 25 | — |
| 4. H. Schöner: Sowjetische Expeditionen im Pamir und Tianschan | 26-- 36 | Titelbild, 3 |
| 5. H. Klier: Von den Viertausendern des Berner Oberlands | 37-- 45 | 4, 7, 16 |
| 6. K. Hechtel: Erinnerungen an das Bergell | 46-- 50 | 5, 6 |
| 7. S. Walcher: In den Alpen von Livigno | 51-- 61 | 7, 13 |
| 8. M. Bachmann: Erste Winterbegehung der Latibereiwand | 62-- 65 | 8 |
| 9. F. Schmitt: Wilder Kaiser — geliebte Bergheimat | 66-- 83 | 9, 10 |
| 10. R. A. Zahlbrunner: Letzte Kletterfahrten im Hochschwab | 84-- 86 | 11, 12 |
| 11. S. Kotel: Zur neuen Karte des Hochschwabgebietes | 87-- 90 | 13 |
| 12. M. Schließler: Vom Peitlerkofel zur Civetta | 91-- 97 | — |
| 13. H. Buhl: Dolomiten-Erinnerungen | 98--109 | 14, 15, 16 |
| 14. A. Durig: Über Bergsteigerernährung | 110--117 | — |
| 15. A. Planensteiner: Der Hochgebirgsfilm | 118--125 | — |
| 16. F. Hoyer: Der Laminensuchhund | 126--131 | — |
| 17. K. Zlg: Fuzer- und Salinerschmuck | 132--139 | — |
| 18. K. Schiebold: Die mir am Berg begegnet sind | 140--144 | — |

Bilder:

Titelbild: Piz Statin (7495 m) von Osten. Aufn. H. Biersack

Tafel 1: Oben: Schuttke im Hohen Atlas (M'Goun)

Unten: Hochlager in der M'Goun-Kette. Aufnahmen Deutsche Marokko-Rundfahrt 1951

Tafel 2: Pfadstape über den Wolkefist (Goubar). Aufnahme P. Hartmaier

Tafel 3: Piz Lenin (7127 m) von Süden. Aufnahme H. Biersack

Tafel 4: Finsteraarhorn von Nordwesten. Aufnahme E. Syger

Tafel 5: Links: Einstiegswand (Piz Badile-Nordostwand)

Rechts: Erste Verschneidung. Aufnahmen K. Hechtel

Tafel 6: Oben: Zweite Verschneidung und Quergang im mittleren Wandteil.

Aufnahmen K. Hechtel

Unten: Piz Badile von Norden

Piz Badile-Nordostwand. Aufnahme K. Hechtel

Tafel 7: Oben: Cima Piaggi

Unten: Aletschhorn-Nordwand. Aufnahme H. Klier

Tafel 8: Kalibererwand von Norden. Aufnahme K. Böbl

Tafel 9: Christaturm und Fleischbank von Osten. Aufnahme F. Schmitt

Tafel 10: Maukspitze, Samenfichten und Lärcheck von Osten. Aufnahme F. Schmitt

Tafel 11: Oben: Hochschwab von Süden. Aufnahme J. Ruz

Unten: Stangenwand von Süden. Aufnahme K. Eichhorn

Tafel 12: Links: Kleiner Winkelkogel-Nordwestwand. Aufnahme K. Eichhorn

Rechts: Ringmauer und Turner-Bergsteigerturm von der oberen Dullwitz. Aufnahme K. Eichhorn

Tafel 13: Oben: Sonnshienhütte und Ebenstein. Aufnahme J. Ruz

Unten: Im Urwald des Schweizer Nationalparks mit Piz Quaternwald. Aufnahme K. Staj

Tafel 14: Saß Maor und Cima della Madonna. Aufnahme H. Buhl

Tafel 15: Uvetta-Nordwestabstürze. Aufnahme H. Buhl

Tafel 16: Links: Tofana III-Südostpfeiler. Aufnahme H. Buhl

Rechts: Finsteraarhorn-Nordpfeiler. Aufnahme H. Klier.

Beilagen:

Hochschwab-Karte 1:25 000 und Schutzhüttenkarte der Ostalpen 1:600 000.

Gemeinsam herausgegeben vom Österreichischen und vom Deutschen Alpenverein.

Herstellung und Druck: Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria, Wien.

Marokko-Rundfahrt 1951

Von Hartmut Wiederlich

Mit 2 Bildern (Tafel 1) und 1 Kartenskizze

In enger Zusammenarbeit der Sektion Göttingen des Deutschen Alpenvereins mit dem Geographischen Institut der Universität Göttingen gelang es im Sommer 1951 erstmalig nach dem Kriege wieder eine bergsteigerisch-wissenschaftliche Gemeinschaftsexpedition in ein Hochgebirge außerhalb Europas durchzuführen*). Das Hauptgebiet der Untersuchungen der Rundfahrt war der Hohe Atlas, der das bedeutendste Hochgebirge des nordafrikanischen Raumes ist. Daneben sollten kleinere Unternehmungen in anderen Gebirgen Marokkos Vergleichsmaterial liefern und das im Hohen Atlas gewonnene Bild abrunden und ergänzen.

Das bergsteigerische Ziel war, einen Überblick über den Hohen Atlas zu gewinnen. Bisher gab es nur über einen engbegrenzten Teil dieses Hochgebirges, das Toubkal-Gebiet, alpinistische Veröffentlichungen. Neben den drei Gruppen mit den höchsten Erhebungen des langgestreckten Gebirges — Toubkal, 4165 Meter, M'Soun, 4071 Meter, und Ayachi, 3757 Meter — sollten noch einige dazwischenliegende Gebirgsstelle untersucht werden und damit ein umfassender Einblick in die alpinistischen Verhältnisse des Hohen Atlas gewonnen werden. Die Teilnehmer der Bergsteigergruppe der Rundfahrt waren: Bernhard Liebmann, der auch die Gesamtleitung hatte, Fritz Lüth und Hartmut Wiederlich.

Bei den geographischen Forschungen, die Dr. H. Mensching durchführte, standen Untersuchungen des Formenschatzes dieses halbariden Hochgebirges in seiner Abhängigkeit von Gestein, Tektonik und Klima mit besonderer Berücksichtigung quartär-morphologischer Fragen, wie etwa der früheren Vergletscherung und Schneegrenze im Hohen Atlas, und die Abwandlung der eiszeitlichen Formen durch das heutige Klima im Vordergrund. Dabei kamen einige neuere Erkenntnisse bei den Untersuchungen in diesem Gebiet erstmalig zur Anwendung.

Prof. W. Kauh hat auf der Rundfahrt seine Arbeiten über die Vegetation der Hochgebirge mediterraner und subtropischer Gebiete fortführen können. Es sollten die Vegetationsverhältnisse im Hohen Atlas, die Ökologie und die spezielle Morphologie der Pflanzen untersucht werden. Die Hauptarbeit im Gelände bestand in der Aufnahme von Listen der vorkommenden Pflanzen, deren Verbreitungsgebiete, Höhen- und Feuchtigkeitsgrenzen und im Sammeln von Pflanzen. Das Gebiet wurde bisher von keinem deutschen Botaniker besucht. Eine Anzahl wertvoller Hinweise in botanischer Hinsicht verdanke ich Prof. Kauh, in geographischer Hinsicht Dr. Mensching.

*

Asni ist ein kleines Dorf am Rande des Hohen Atlas. Ein paar quaderförmige Lehmhütten und zwei europäische Hotels, das ist der ganze Ort, aber dennoch ist sein Name bekannt. Es ist der Ausgangsort, um den Toubkal, den höchsten Berg Nordafrikas, zu erreichen.

Bis nach Asni konnten wir mit unserem Sutbrod-Atlas und unserem Maico-Motorrad fahren. Nun stehen sie im spärlichen Schatten eines Olivenbaumes und können nach der langen Fahrt von Deutschland bis hierher für eine Woche ausruhen. Daneben beladen

*) Neben der Unterstützung des DAV. und wissenschaftlicher Institutionen hat vor allem die Hilfe einer ganzen Anzahl industrieller Firmen viel zur Ermöglichung der Rundfahrt beigetragen.

Laoufina ben Nouma und Ahmed zwei Maultiere mit unserem Gepäck. Verpflegung, Schlafsäcke, wissenschaftliche Instrumente, Herbarien und all die tausend Kleinigkeiten, die eine bergsteigerisch-wissenschaftliche Expedition in einem abgelegenen Hochgebirge benötigt, sind darin verstaubt.

Mit einem scharfen „Irra“ und einem leichten Schlag bringen die Treiber die Mulis in Bewegung. Wir hatten in der kleinen Jugendherberge von Asni übernachtet und winkten nun Aslem, dem einheimischen Wirt, einen Gruß zu. Dann marschieren wir hinter den Mulis ins Gebirge hinein. Fern im Süden sind die Gipfel des Toubkal-Massivs in der hellen Morgensonne zu erkennen. Auf schmalen, gewundenem Mulisfad ziehen wir durch das tief eingeschnittene Tal des Wif Ketaia.

Am 12. Juli hatten wir Deutschland verlassen. Die Schweiz, Südfrankreich und Spanien waren in rascher Fahrt durchquert. Nur wenig hatten uns die Untersuchungen unseres Botanikers, Prof. W. Kauh, in Spanien aufgehalten, die den Anschluß seiner Forschungen in Marokko an die Pflanzenwelt der Iberischen Halbinsel sichern sollten. Von Algeciras waren wir mit unseren Fahrzeugen nach Ceuta in Spanisch-Marokko übergesetzt. Auf der Fahrt nach Marrakech über Tetuan, Rabat und Casablanca hatten wir die fürchterliche Hitze des sommerlichen Wüstenwindes kennengelernt. Selbst nachts herrschen dann Temperaturen über 40 Grad!

Araberstädte mit ihren schmalen Gäßchen, ihren Basaren, Moscheen, den verschleierten Frauen und würdig einerschreitenden Mohammedanern, Europäerstädte in großzügigem Kolonialstil, mit ihren breiten Palmenalleen, modernen Autos und Hochhäusern und mit ihren eleganten Französinen, die weiten gelbvertrockneten Ebenen der marokkanischen Mesjeta, Palmen- und Orangenhaine, kleine, lehmgebaute Eingeborenendörfer waren an unseren Augen vorübergeflogen. Wie gerne hätten wir uns dieser fremdartigen Welt unter der heißen afrikanischen Sonne ein wenig mehr gewidmet!

Aber unser Ziel war der Hohe Atlas, der mit seinen 800 Kilometer Längsausdehnung und den über 4000 Meter aufsteigenden Gipfeln das bedeutendste Hochgebirge Nordafrikas ist. Das Toubkal-Massiv hatten wir uns als erstes Zielgebiet gewählt, da es gemessen an den marokkanischen Verhältnissen leicht zugänglich ist und sowohl in alpinistischer als auch botanischer und geographischer Hinsicht einigermaßen erschlossen ist. Daher war es zur Einarbeitung in die Verhältnisse des Hohen Atlas ausgezeichnet geeignet.

So sind wir bis nach Asni, 50 Kilometer südlich Marrakech, gefahren und ziehen nun in das Toubkal-Gebiet hinein. Bald hören die Zwergpalmen, die Feigen- und Olivenbäume auf. Unten auf dem Talgrunde und auf den kleinen Terrassen der Hänge leuchtet das kräftige Grün der Maisfelder, die die Berber in mühseliger Arbeit bestellen. Dazwischen stehen dunkelgrüne, alte Walnussbäume. Aber das Grün reicht nur soweit hinauf, wie das sorgfältig instand gehaltene System von Bewässerungsgräben das lebenspendende Raß leiten kann. Darüber ziehen gelbbraune Schutthänge und Felspartien bis zu den Gipfeln. Die niedrigen Dornstrauchgewächse, die sehr lückenhaft stehen, heben sich kaum von der Farbe des Schuttes ab.

Vorbei an einigen kleinen Dörfern, die an den steilen Hängen zu kleben scheinen, gelangen wir nach Imilil. Hier haust ein einheimischer Krämer, der einen kleinen Laden betreibt und nebenbei der Hüttenwirt der Neltnerhütte ist. Die Sektion Marokko des Club Alpin Français*) hat im Gebiet des Toubkal fünf kleine, unbewirtschaftete Hütten errichtet: Refuge Neltner (Toubkal), Refuge de Lépiney (Zazarharht), Zachtirt (Wekent, Angour), Oufaimeden und Aremd. Diese Hütten werden aber nur selten von Bergsteigern aufgesucht.

Nach kurzer Mittagsrast geht es weiter im Ketaia-Tal aufwärts. Alle Begegnenden grüßen freundlich mit „bonjour, messieurs“ und heben dabei die rechte Hand. In etwa 2000 Meter Höhe finden wir das letzte feste Dorf und die letzten Terrassenfelder. Bei sinkender Sonne erreichen wir im obersten Talgrund des Ketaia-Baches die Neltnerhütte.

*) Die Hilfe, die uns durch Mr. Esmeu von der Sektion Marokko des C.A.F. zuteil geworden ist, sei dankend erwähnt.

Diese Hütte, die 1938 erbaut wurde, ist in etwa 3000 Meter Höhe ein günstiger Ausgangspunkt für eine große Anzahl von Touren im Toubkal- und Duanoukrim-Massiv.

Unser Geograph, Dr. Mensching, beschäftigt sich mit der eiszeitlichen Berggletscherung, der damaligen und der heutigen Schneegrenze. Die eiszeitlichen Formen lassen sich noch gut erkennen, obwohl das Klima der erdgeschichtlichen Gegenwart diese Formen oft stark abgewandelt hat. In der Umgebung des Toubkal zeugen breit ausgearbeitete Täler, riesige mit Schutt erfüllte Kare, große vom Eis geschliffene Felsplatten und schöne Kartreppen von der früheren starken Berggletscherung. Die Spuren des Eises lassen sich heute noch deutlich bis auf etwa 2800 Meter herab verfolgen. Gletscher gibt es jetzt natürlich keine mehr im Hohen Atlas, nur noch vereinzelt Schneeflecken halten sich im Sommer über 3300 Meter.



Wir drei Bergsteiger haben in der nächsten Woche eine ganze Anzahl schöner Bergtouren gemacht, während die Wissenschaftler sich ihren Forschungen widmeten. Die klettertechnischen Schwierigkeiten übersteigen kaum den Schwierigkeitsgrad vier. Als Neutouren möchte ich die Durchsteigung der Nordwand des turmartigen Gipfelaufbaus des Tadat und die vollständige Überschreitung der vier Gipfel des Bou Imraz vom Tizi (Paß) n' Duanoums nach dem Tizi n' Duagane erwähnen. Aber auch diese Touren überstiegen nirgends den Vierer-Grad. Daß sie nicht schon früher begangen worden sind, liegt wohl daran, daß nicht viele Bergsteiger den Hohen Atlas aufsuchen.

Doch möchte ich mich nicht länger mit dem Toubkal-Gebiet aufhalten, denn es erscheint mir wichtiger, genügend Raum für die übrigen, viel unbekannteren Gebiete zu behalten, die wir im Verlauf der Kundfahrt aufgesucht haben. Zweifelsohne ist die weitere Umgebung um den Toubkal für den Bergsteiger der interessanteste Bereich des gesamten Hohen Atlas, aber Dreisch und de Lépines haben einen französischen Führer*) verfaßt, der eine eingehende Beschreibung dieses Gebietes bringt.

Während die Wissenschaftler eine Fahrt mit unserem Wagen durch das ausgebreitete Sous-Zal unternehmen, rüsten wir drei Bergsteiger uns zu einem Marsch in das recht unbekannte und unberührte Tifnoute-Gebiet südöstlich des Toubkal-Massivs aus.

*) J. Dreisch und J. de Lépines: „Le Massiv du Toubkal“, Office Chériffien du Tourisme, Paris 1938.

Laoufine ben Aouma, der neben seinem heimischen Berberdialekt recht gut Französisch und Arabisch spricht, haben wir als Führer für diese Unternehmung gewonnen.

Bei strahlendem Sonnenschein brechen wir früh von der Hütte Arend im Keraia-Tal auf. In vielen Windungen steigt der schmale Mulispfad zum Tizi Tarharat, etwa 3600 Meter, auf, dann queren wir das Hochtal des Afif Tifni. Hier weidet weit auseinandergezogen eine große Ziegen- und Schafherde. Immer wieder bin ich verwundert, daß die Herden hier oben bei der spärlichen Vegetation etwas zu fressen finden. Und dabei sind die meisten Gewächse unglaublich hart und stachelig und werden selbst von diesen anspruchslosen Tieren verschmäht. Nach einem zweiten Paß, dem Tizi n'Terhaline, 3800 Meter, haben wir den Hauptkamm des Atlas überwunden.

Der Himmel hat sich bezogen, und ein eifriger Wind weht über die Kämme des Gebirges. Wir frieren trotz der warmen Kleider, die wir angezogen haben. Hin und wieder begegnen wir einer kleinen Berberkarawane mit ihren zwei oder drei Eseln oder Maultieren. Sie vermitteln den wenigen Handel, den die anspruchslosen Gebirgsbewohner mit den Städten im nördlichen Vorland des Atlas treiben. Gegen Mais, Gerste und Wolle erwerben die Berber Tee, Zucker und die wenigen Verbrauchsgegenstände, die sie bei ihrer primitiven Lebensweise nötig haben. Obwohl die meisten Berber, die irgendetwas mit Tabak in Berührung gekommen sind, gerne rauchen, wird in den abgelegenen Gebirgsgegenden nicht mit Rauchwaren gehandelt. So wurden wir oft um Zigaretten angebettelt und unser Vorrat war schnell zu Ende, aber ergänzen konnten wir ihn nicht.

Steil geht es an der Südseite des Hauptkammes hinab in das Tal des Afif Tizgui. Am frühen Nachmittag erreichen wir das erste Wasser seit dem Morgen. Eine winzige Quelle gluckert leise einige Meter weit, um dann wieder zu versiegen. Hier machen wir Kaff, aber wir sind nicht allein. Einige Gruppen hocken schon um die Quelle und jede hat sich ein kleines Feuerchen entfacht, um den unentbehrlichen Tee zu bereiten. Dieser heiße, außerordentlich süße, grüne Tee wird mit frischer Minze gewürzt und scheint in ganz Marokko das wichtigste Lebensbedürfnis zu sein.

Als wir wieder aufbrechen, beginnt es ein wenig zu regnen. Große Befürchtungen brauchen wir deswegen nicht zu haben, denn im Atlas hält schlechtes Wetter während des Sommers höchstens einen Nachmittag an. Die Berge werden immer runder und nur noch kleinere Felsgebilde ragen aus dem Schutt hervor. Und dabei reichen diese Gipfel noch an die 4000-Meter-Grenze heran!

Die Nacht verbringen wir inmitten eines Berberdorfes. Wir haben unser Zelt auf einer kleinen, unbebauten Terrasse aufgeschlagen. Der Dorfkälteste bewirkt uns mit Tee, und wir verbringen den ganzen Abend mit ihm zusammen. Die Unterhaltung geht nur stockend, da Laoufine alles verdolmetschen muß. Um uns seine Bildung zu beweisen, holt der Dorfkälteste eine Zeitung herbei. Doch passiert ihm das Mißgeschick, daß er die Zeitung beim Lesen verkehrt herum hält, und das wirkt nicht gerade überzeugend.

Am nächsten Tag machen wir noch einen Abstecher an den Lac d'Ifni, den einzigen See des westlichen Atlas. Ein riesiger Schuttwall bildet die natürliche, etwa 300 Meter hohe Staumauer des Sees. Sein Wasser ist kalt, und das anfangs sehr erfrischende Durchschwimmen des Sees hat zur Folge, daß wir trotz einer Lufttemperatur von 30 Grad noch zwei Stunden danach frieren. Die Südostabstürze des Toubkal-Massivs, an deren Fuße der Lac d'Ifni liegt, sind stark verschuttet und unübersichtlich und dürften dem Bergsteiger nichts Besonderes bieten.

Unser weiterer Vorstoß nach Südosten und Osten zeigt, daß dort die Verwitterung außerordentlich fortgeschritten ist. Die Berge sind zu reinen Schutt- und Sandhaufen geworden. Das ist teils auf das Gestein, ein sehr weicher Granit, aber wohl noch mehr auf die starken Temperaturschwankungen zurückzuführen. Das Klima am Südfuß des hohen Atlas ist kontinental und steht unter dem Einfluß der Sahara. Die sehr geringen Niederschläge spielen bei der Verwitterung eine untergeordnete Rolle.

Für die Bewohner sind wir überall ein ganz besonderes Ereignis, denn es mögen schon Jahre vergangen sein, seit sie den letzten Europäer gesehen haben. Sie kommen mit mehr

oder minder schweren Krankheiten zu uns, und wir sollen sie heilen. Da keiner von uns viel von medizinischer Wissenschaft versteht und den Eingeborenen nicht Marzumachen ist, daß wir keine Ärzte sind, machen wir gute Miene zum bösen Spiel und behandeln sie mit Mitteln, die wenigstens nicht schaden können. Überall werden wir freundlich behandelt, und nie beschleicht uns das Gefühl einer Unsicherheit, obwohl wir mitten in der sogenannten Unsicherheitszone sind, zu deren Betreten man eine besondere Genehmigung des Generalresidenten von Marokko in Rabat haben muß.

Wir verlassen das Gebiet der bis zu 4000 Meter hohen Schutt- und Sandberge des Tifnoute nach Norden und erreichen am Tizi n'Tikemt wieder den Hauptkamm des Atlas. Hier sind die Berge wieder felsig, und jeder hat sein eigenes, besonderes Gepräge. Vom Tikemt-Paß machen wir die Gratüberschreitung über die Aiguilles del Iguenouane, den Iguenouane, den Djebel Tachdirt und den Adiar Inthemer-Westgipfel nach dem Tizi Tachdirt. Der erste Teil über die Aiguilles ist eine schöne und anregende, wenn auch nicht schwierige Kletterei. Im zweiten Teil geht es über abgeflachte Plateaugipfel. Das Wetter ist uns wieder einmal nicht gut gesonnen, denn gegen Abend treiben kräftige Schneeschauer über die Gipfel.

Über Tachdirt erreichen wir wieder Asni, wo wir mit unseren Wissenschaftlern zusammenstreffen. Sie sind recht zufrieden mit ihren Ergebnissen im Sous-Zal. Auf dieser Fahrt überwandern sie den Hohen Atlas ein Stück westlich des Toubkal auf der Straße über den Tizi n'Test. Dann ging es hinab in die weite Kreidemulde des Sous. Die Wissenschaftler folgten dem Laufe des Sous von seinen beiden Quellflüssen bei Aoulouz und Taliouine am Nordrand des Anti-Atlas und fuhren über Taroudant bis an seine Mündung in den Atlantik südlich Agadir. Dabei wurden mehrere Vorstöße bis auf die Höhen des Anti-Atlas gemacht. Dort konnten wertvolle Vergleichsbeobachtungen zum Hohen Atlas gemacht werden, besonders im Hinblick darauf, daß im Anti-Atlas die Niederschlagsmengen wesentlich unter denen des Hohen Atlas liegen.

Das Sous-Zal ist eines der landschaftlich merkwürdigsten Gebiete Nordafrikas. Durch die ausgedehnten, sehr lockeren Wälder der Arganiabäume, die die Hänge wie ein Pantherfell getupft erscheinen lassen, werden Bilder hervorgerufen, die an die sudanesischen Buschsteppen erinnern. Den Unterwuchs der Arganiawälder bilden riesige Bestände juffulenter Euphorbien, Wolfsmilchgewächse, die wie kleine Säulenakteen aussehen, deren Vorkommen auf eine ehemalige Verbindung von Nordafrika mit den Kanarischen Inseln hinweisen. In diesen nahrungsarmen Gebieten haben die Ziegen eine besondere Geschicklichkeit entwickelt und steigen auf die Bäume, um das Laub abzufressen.

Prof. Kauh konnte im Laufe der Unternehmung den Wandel der Pflanzenwelt von den Hochgebirgsregionen des Hohen Atlas über die Steppen der Sous-Mulde bis auf die trockenen Höhen des Anti-Atlas beobachten. Ebenso ergab sich auch der Anschluß bis zu den wüstenhaften Gegenden um Tiznit im äußersten Südwesten Marokkos und an die Küstenvegetation zwischen Agadir und Mogador.

Für Dr. Mensching war es im Zusammenhang mit der Datierung der erdgeschichtlichen Ereignisse besonders wichtig, daß er die Verbindung zwischen den klimatischen Terrassen aus den Pluvialzeiten im oberen Sous-Zal mit den Strandterrassen am Atlantik herstellen konnte.

Die Bevölkerung des Sous ist stark mit Negern vermischt, die in früheren Jahrhunderten als Sklaven aus zentralafrikanischen Gebieten hierher gebracht wurden. Die Neger sind zum mohammedanischen Glauben übergetreten, und ihre soziale Stellung unter der einheimischen Bevölkerung ist durch ihre Rassenzugehörigkeit nicht beeinträchtigt.

Unsere Wissenschaftler kehrten auf der Nordseite des Hohen Atlas wieder nach Asni zurück. Zwei Tage später sind wir auf der Fahrt von Marrakech nach Osten. In Marrakech haben wir uns für unseren zweiten Vorstoß in den Hohen Atlas neu ausgerüstet. Dieses Mal ist das Gebiet des M' S o u n, etwa 150 Kilometer nordöstlich des Toubkal, unser Ziel. In Demnate müssen wir uns bei dem für dieses Gebiet zuständigen französischen Kommandanten melden, aber wir haben Pech. Der Kommandant ist gerade in der Umgebung unterwegs, und wir müssen einen halben Tag warten. Doch bringt Warten manchmal auch

etwas Positives; Prof. Raub entdeckt einen riesigen Pang, der nur mit Euphorbien bestanden ist. Man merkt richtig, wie sein Botanikerherz freudiger klopf. Aber auch für uns Laien ist es ein fesselnder Anblick. Auf Hunderte von Metern reißt sich ein Busch dieser an Säulenfakteen erinnernden Wolfsmilchart an den andern.

So geht die Wartezeit schnell vorüber, der Kommandant empfängt uns freundlich und gibt uns gute Ratschläge über die möglichen Anfahrtsstrecken in das Gebiet des M'Goun. Unserem Wunsche, einen Soldaten zur Bewachung unseres Lagers mitzugeben, kommt er bereitwilligst nach*).

Bei Lanant passieren wir die Grenze der Unsicherheitszone, die diesmal mehr als nur ein Strich auf der Landkarte ist: Eine Kette sperrt an dem kleinen Fort Lanant die Straße und ein verwittertes Schild verrät ihren Grund. Über weite, hüglige Zwergpalmensteppen kommen wir an eine einsam stehende kleine Fabrik. Der junge Franzose, der die Fabrik leitet, erzählt uns, daß hier aus den Blättern der Zwergpalmen sogenanntes „Seegrass“ hergestellt wird, das für Mattagen und Polstermaterial Verwendung findet. Das Hauptabnehmerland der Fabrik ist Deutschland.

Auf einer fast vegetationslosen Steinsteppe verbringen wir die Nacht. Eine halbe Stunde benötigen wir dazu, unseren Zeltplatz von Skorpionen zu befreien, denn unter fast jedem Stein sitzt eines der üblen Tiere. Es sind wahre Prachtexemplare darunter.

Die Piste wird immer schlechter und schmaler. Das Motorradfahren ist schon lange kein Vergnügen mehr, sondern eine harte körperliche Anstrengung. Manchmal gelingt es nur mit viel Geschick, unseren doch so mwendigen Subrot-Atlas um die scharfen Spitzkehren zu bringen. In annähernd 3000 Meter hohen Pässen überwinden wir zwei Gebirgsketten und gelangen in weitem Bogen von Nordosten her in das Tal Alt bou Buemmez. Hier, etwa 20 Kilometer Luftlinie nördlich des M'Goun, errichten wir unser Hauptlager.

Das deutlich geschichtete und stark gefaltete weiche Juragestein hat die verschiedensten Bergformen entstehen lassen. Zwischen Tafelbergen, scharfen Bergketten und Bergkegeln findet man alle Übergangsformen. Das Tal, in dem unser Lager steht, hat eine breite, langgestreckte, vollkommen ebene Sohle, den Boden eines großen Sees aus den Pluvialzeiten. Unser Geograph bedauert bei der Fülle der auftauchenden morphologischen Probleme nur, daß unsere Zeit so beschränkt ist. Interessant ist auch die wegen der notwendigen Bewässerung der Felser stark auf Gemeinschaft beruhende Wirtschaftsform der Talbewohner.

Die Pflanzenwelt an den Vorketten des M'Goun ist wesentlich anders als im Zoubkal-Gebiet. Das ist neben der anderen Bodenbeschaffenheit vor allem auf die stärkeren Niederschläge zurückzuführen. Statt der schon dort auftretenden vereinzelt, krüppeligen Wacholderbäume kommen hier an den Nordwesthängen lichte Wälder aus Steineichen, Kiefern und verschiedenen Wacholderarten mit Buchsbaum als Unterholz vor. Besonders interessante Erwägungen lassen sich im Zusammenhang mit den Höhen- und Feuchtigkeitsgrenzen der einzelnen Arten anstellen.

Das Gebiet ist außerordentlich verschuttet, und nur wo sich die Flüsse besonders tief eingeschnitten haben, stehen noch mächtige, steile Felswände. Das Gestein ist meist sehr brüchig und die Wände sind steinschlaggefährdet. Zur Besteigung des M'Goun schieben wir unser Lager mit Mulis weiter nach Süden vor. Durch das Tal des Afif Arous hoffen wir, recht nahe an die Kette des über 4000 m hohen M'Goun-Massivs heranzukommen. Aber schon nach einem halben Tagesmarsch sperrt eine hohe Bergkette unseren Weiterweg. Sie wird in einer tief eingeschnittenen Klamme vom Afif Arous durchbrochen. Die Klamme zu durchqueren, stellt sich als unmöglich heraus. Ein kleiner Pfad soll die Kette etwas weiter östlich überwinden, aber unsere Multitreiber weigern sich weiterzumarschieren mit der Begründung, es sei ungewiß, ob wir jenseits noch Wasser finden würden. So müssen wir unser Lager am Eingang der Schlucht aufschlagen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages steigen wir in einer steilen Schuttrinne zu einer

*) Wir trafen überall bei den Franzosen, sowohl bei amtlichen Stellen als auch von privater Seite, auf freundliches Entgegenkommen.

der kleinen Scharten der Vorkette auf. Nach zwei Stunden haben wir die 800 Meter Höhenunterschied geschafft und stehen in der 3100 Meter hohen Scharte. Aber der erste Blick hinüber zu unserem Ziel bringt eine Enttäuschung. Noch eine weitere Bergkette trennt uns vom Fuße des M'Goun. Sie ist zwar nicht ganz so hoch wie die, auf der wir stehen, doch unsere Ausichten, heute wieder unser Lager zu erreichen, schrumpfen beträchtlich zusammen. In dem Tal, in das wir nun absteigen, finden wir ein winziges Bächlein, und wir können uns noch einmal für den anstrengenden Tag erfrischen. Dann geht es wieder 400 Meter bergauf.

Nun liegt die lange Gipfelfette des M'Goun in ihrer vollen Mächtigkeit und Größe vor uns. Acht Gipfel um die 4000 Meter erheben sich über dem tiefen Tal des Ujif M'Goun. Ein riesiges, schutterfülltes Kar reiht sich an das andere, und zwischen ihnen ziehen steile Schuttgrate zu den einzelnen Gipfeln hinauf. Die ungeheure Mächtigkeit und Einsamkeit dieser vollkommen kahlen Gebirgswelt schlägt uns so in ihren Bann, daß wir für eine halbe Stunde ganz unsere Zeitknappheit vergessen und nur schauen und dem Schweigen der Einsamkeit lauschen.

Nach kurzer Besprechung der Aufstiegsroute geht es rasch in das Tal des Ujif M'Goun hinab. Das Flussbett ist vollkommen trocken. Die Mittagshitze läßt die Luft über dem Geröll stimmern, als wir uns an den letzten 1200 Meter hohen Aufstieg machen. Solange kleine, vertrocknete Dornpoller zwischen dem Geröll stehen, ist der Aufstieg noch bequem; aber bald sind sie zu Ende, und das Steigen in dem lockeren Schutt des Grates wird sehr anstrengend. In halber Höhe queren wir den Ausgang eines riesigen, halbkreisförmigen Kars, dann erleichtert plattiger, wenn auch brüchiger Fels den weiteren Weg zum Gipfel. Die letzten 400 Meter bis zum Gipfel werden uns recht sauer.

Nur kurz genießen wir die Schau über die vielen parallelen Gipfelfetten im Norden und Süden, die in den Dunst der Ferne eintauchen. Dann geht es in raschem Tempo über steile Schutthänge und durch große Kare wieder hinab. Die erste Vorkette können wir noch vor Einbruch der Dunkelheit überwinden. An dem Bächlein, an dem wir uns am Morgen erquickt hatten, richten wir uns für die Nacht ein. Bei dem schnellen Scheiden des Tageslichtes holen wir noch einen großen Haufen des knochentrockenen Dornengestrüpps zusammen, denn schon beginnt es bitter kalt zu werden. Bald flackert unser Feuer. Einer von uns ist immer mit dem Nachlegen beschäftigt, denn in wenigen Sekunden haben die züngelnden Flammen die dünnen Zweiglein in Asche verwandelt. Lange hocken wir schweigend um die Blut, bis uns der Schlaf übermannt.

Am nächsten Tag kehren wir in unser Hauptlager im Ait bou Guemmez zurück. Hier verbringen wir noch einen Tag, damit Dr. Menschling seine Untersuchungen zu einem gewissen Abschluß bringen kann. In zweitägiger Fahrt geht es zurück nach Marrakech.

Am 5. September starten wir zu einer größeren Südtour. Wir werden den Hohen Atlas überqueren und dann auf seiner Südseite bis zu dem östlichsten Gebiet des Hohen Atlas, das wir besuchen wollen, dem *Ayachi*, vorstoßen.

Auf einer gut instand gehaltenen Straße fahren wir von Marrakech nach Südosten wieder dem Hohen Atlas entgegen. Er erhebt sich wie eine riesige Mauer über den weiten, sommertrockenen Ebenen der *Zeniff-Mulde*, und bei der klaren Luft des Septembermorgens können wir seine Konturen schon erkennen, als wir Marrakech verlassen. Über den *Zizi n'Ait* Amguer kommen wir in eine schöne, fast europäisch anmutende Gebirgslandschaft. Die Hänge, besonders die nach Norden gerichteten, sind mit lockeren Wäldern von Steineichen und Sandarakbäumen bedeckt. Der Sandarakbaum ist einer der Charakterbäume dieses Gebietes des Atlas. Er erinnert in seinem Wuchs an unsere Lärche. An der Straße stehen kleine Wochenendhäuschen in Marokko ansässiger Franzosen.

An einem munteren Bach entlang fahren wir tiefer ins Gebirge hinein. In einem Berberdorfe werden wir plötzlich deutsch angesprochen. Es sind zwei Angehörige einer Saarländischer Firma, die eine Seilbahn über den Atlas baut. Die Seilbahn soll die Manganerze der Minen am Südfuß des Atlas über das Gebirge transportieren.

Die Vegetation wird dürftiger. Bäume sind schon lange nicht mehr da. Entlang einer scharfgezogenen Linie hört plötzlich fast jeder Pflanzenwuchs auf. Wir sind auf einen Aus-

läufer des westlichen Urgesteins gestossen, der sich in die östlichen Jurakalke hineinschiebt. Die stark verschutteten Hänge gleitern und gleißen in der hellen Mittagssonne: Glimmerschiefer. In vielen scharfen Kehren erklimmt die Straße den Hauptkamm des Gebirges. Am Paß, dem Tizi n' Tichka, müssen wir hart an den Straßenrand fahren, um eine lange Kolonne schwer mit Manganerz beladener Lastkraftwagen vorbeizulassen.

Steil geht es hinab in das Tal des Aïf Imini. In scharfem Gegensatz zur Nordseite des Atlas ist der Südfuß infolge des Einflusses der Sahara völlig waldblos. An vielen Stellen bedrohen mächtige Schuttströme mit riesigen Blöcken die Straße. Es wird viel gearbeitet, um die Schäden zu beseitigen und die Straße aus dem Gefahrenbereich zu verlegen. Für Dr. Mensching sind diese Schuttströme von besonderem Interesse, denn er hatte schon im M'Boun-Gebiet rezente Soliflukationserscheinungen beobachten können.

Auf einer Stichstraße gelangen wir zur Manganmine Imini. Eine trostlose Landschaft umgibt uns. Nicht ein einziges grünes Pflänzchen ist zu entdecken. Rotbraune Tafelberge aus Sandstein, dazwischen die grauschwarzen, zu Staub zerfallenen Schichten mit Manganerzgehalt. In der Wohnsiedlung der Mine gelingt es mit vieler Mühe, ein paar kümmerliche Bäume und Sträucher zu ziehen. Das Wasser muß über viele Kilometer hergeleitet werden. Alles ist mit dem schrecklichen schwarzen Manganstaub überpudert.

Die drei Deutschen der Mine empfangen uns auf das herzlichste. Sie hatten schon lange auf uns gewartet, denn wir hatten sie vor einigen Wochen auf der Straße von Casablanca nach Marrakech getroffen und ihnen versprochen, sie bei unserer Fahrt durch den Süden Marokkos aufzusuchen.

Das Erz wird in Imini teils im Tagebau, teils im Stollenbau gewonnen. Es ist außerordentlich hochprozentig, wohl das reinste der ganzen Welt. Der Transport des Erzes über den Atlas mit Lastkraftwagen ist schwierig und sehr teuer, die Unkosten dafür sind dreimal so hoch wie die für den Abbau. Besondere Schwierigkeiten macht die Arbeiterfrage. Im Umkreis von vielen hundert Kilometern werden Eingeborene für die Minenarbeit angeworben. Aber die meisten verschwinden schon in den ersten Tagen wieder in ihre Heimat. Ein Teil arbeitet einige Monate, ein halbes Jahr, bis sie das Geld für eine Schafherde oder eine neue Frau verdient haben, dann geben sie die Arbeit in der Mine auf. Nur ganz wenige bleiben über ein Jahr. Zum Teil lassen die Angeworbenen auch ihre Frauen in der Mine arbeiten.

Über Quarzazate geht nun unsere Fahrt nach Osten. Der Kommandant, bei dem wir uns pflichtgemäß melden, warnt uns vor den Wadis, den Trockenbetten der Flüsse. Die ersten Zeichen einer in diesem Jahr besonders frühen Regenzeit machen sich durch mittägliche starke Quellbewölkung bemerkbar. Wenn es hier einmal regnet, dann sind die Flüsse so heftig, daß die trockenen Flußbetten innerhalb weniger Stunden zu reißenden Strömen werden.

Von der Straße ist nur eine schmale, schlechte Piste übriggeblieben. Sie ist mit lauter Querswellen bedeckt, und bei gewissen Geschwindigkeiten wird der Wagen derart durcheinandergeschüttelt, daß man fürchtet, er müsse jeden Augenblick auseinanderfliegen.

Wir folgen der breiten Mulde, die sich zwischen dem Hohen Atlas im Norden und dem Djebel Sarho im Süden erstreckt. Weite, sonnentrockene Flächen säumen unseren Weg, nur mit den sehr lückenhaft stehenden, halbkugelförmigen, vertrockneten Dornsträuchern bestanden, dazwischen Hunderte von Metern breite, gewundene Geröllbänder, die Trockenbetten der Flüsse. Dann wieder führt die Straße durch die fruchtbehangenen Obstbaumhaine und die Palmenwäldchen der Flußoasen. Die Palmen wachsen nur an den Flußläufen, denn nach einem arabischen Dichterwort müssen sie „ihr Haupt in die Sonnenglut und ihren Fuß ins Wasser“ stecken. An den Furten des Dades flüchten die Schildkröten in das wenige Wasser, das der Fluß jetzt führt.

Die Häuser der Bewohner und die schönen Sitze der Sultans, der Stammesfürsten, sehen alle wie Burgen aus. Jahrhundertlang war das Gebiet sehr unruhig, und große und kleine Überfälle waren an der Tagesordnung. Die kleinen Städtchen sind mit hohen Mauern umschlossen.

Über einige niedere Tafelberge kommen wir in die Mulde des Dued Todrha. Zwischen die spärliche Vegetation mischen sich ausgesprochene Wüstenpflanzen. Pilzförmige Felsen zeigen, daß hier der Wind eine große Rolle bei der Gestaltung der Landschaftsformen spielt. Im Süden weicht die schwarze Kette des Djebel Sarrho mehr und mehr zurück. Die Steppe wird allmählich zur Wüste. Über weite, geröllbedeckte Ebenen folgen wir der Straße, die eigentlich nur mehr eine Spur ist, in das Oasengebiet Tafilalet. Schon kilometerweit vor den ersten Palmen sind in langen Reihen Hunderte von Brunnen ausgehoben, die unterirdisch miteinander verbunden, das Grundwasser zu den Ansiedlungen leiten.

Vor den mit kunstvollen Ornamenten geschmückten Toren in der Stadtmauer Buessfas warten Kamele mit Würde und Ruhe auf ihre Besitzer. Hinter dem Tor empfängt uns die verwirrende Fülle schmaler Gäßchen. In dem Schatten der hohen, fensterlosen Wände schreiten gemessen in langen weißen Gewändern Araber. Aber man sieht hier auch eine sehr große Zahl negroider Typen. Wie in allen Städten Marokkos wohnen die Juden in getrennten Vierteln. Sie sind schon seit vielen Jahrhunderten ansässig.

Wieder geht es aus dem angenehmen Schatten des Oasestädtchens hinaus in die Sonnenhitze der Wüste. Es hat sich jetzt am Nachmittag ein scharfer Wind aufgemacht. Aber er bringt keine Kühlung, er ist glutheiß. Die Sicht wird immer schlechter. Staub- und Sandfahnen treiben über die weite Ebene. Zwischen den Zähnen knirscht der Sand, und die Augen werden rot und entzündet vom Staub. Wir machen trotz der Hitze sämtliche Fenster des Wagens zu, aber es hilft nichts, bald ist doch alles im Innern mit einer Sand- und Staubschicht bedeckt. So sind wir froh, als wir am Abend Erfoud, das mit seinen 3500 Einwohnern die Hauptstadt des Tafilalet ist, erreichen und im „Hotel du Glacier“ absteigen können. Aber in dem kleinen, primitiven „Eisfischerhotel“ ist es auch nicht kühler als überall in Erfoud.

Am frühen Morgen verlassen wir Erfoud nach Süden. Der Wind hat sich gelegt, und es ist recht kühl. Sanddünen haben sich bis weit auf die Straße vorgeschoben, so daß wir oft mit unserem Wagen kaum vorbeikommen. An der Straße liegt ein Soldatenfriedhof.

Auf den einfachen weißen Kreuzen sehen viele deutsche Namen, Fremdenlegionäre, die in den Februartagen 1933 während der letzten großen Kämpfe um dieses Gebiet gefallen sind. Heute, nicht einmal zwanzig Jahre nach diesen erbitterten Kämpfen, reißt man völlig sicher durch die Gegend am Nordrand der Sahara, in der die kleinen Oasestädtchen durch Jahrhunderte nie sicher vor räuberischen Überfällen waren. Das ist ein beachtenswerter Erfolg der französischen Kolonialpolitik.

Weiter geht es hinaus in die großartige Einsamkeit der Hammada, der Steinwüste. Eigenartig gesformte Berge und sägeförmige Bergketten ragen aus diesem toten, steinernen Meer. Von der Straße ist nichts weiter übriggeblieben als eine lange Reihe kleiner Steinhäufen, die zur Orientierung dienen. In den Trockenbetten der Flüsse kämpfen ein paar kümmerliche, hartlaubige Büsche vergeblich gegen den sich immer mehr aufhäufenden Flugsand.

Weit, weit draußen stoßen wir auf das Fort Taouz. Ein Wasserloch, einige Palmen und etliche quaderförmige Häuschen — das ist alles. Wenn wir vor dem Abend wieder in Erfoud sein wollen, müssen wir umkehren.

Von Erfoud geht unsere Fahrt am nächsten Tag nordwärts am Dued Ziz entlang, dem Fluß, der die Wasser des Hohen Atlas weit in die Wüste hinausführt und so das Leben im Tafilalet erhält. Tief hat sich der Ziz in die Hochplateaus am Atlasrand eingeschnitten; seine Ufer sind von Palmen gesäumt. Dann geht es über die hier im Osten weit auseinandergesähten Bergketten des Hohen Atlas in kaum 2000 Meter überschreitenden Pässen und durch die Halfstuppen der breiten Längstäler wieder an den Nordrand des Gebirges. Während sich unsere Wissenschaftler eingehenden Studien im Gebiet des Djebel Ayachi widmen wollen, kehren wir drei Bergsteiger noch einmal an den Südrand des Atlas zurück. Dort hatten wir nämlich ein herrliches Kletterparadies entdeckt.

Der ganze Ostteil des Hohen Atlas besteht aus einer großen Anzahl paralleler Gebirgsketten aus Jurasedimenten, vornehmlich Kalken, und dazwischenliegenden, faltungsmäßig

angelegten Längstälern. Die Flüsse durchbrechen die Gebirgsketten in tiefeingeschnittenen Schluchten (gorges) mit oft sehr steilen und schönen Wänden und Türmen. Diese Durchbrüche bilden in dem sonst so sehr verschütteten Ostteil des Hohen Atlas kleine, klettermächtig interessante Gebiete. Sie sind am Südfuß des Gebirges landschaftlich besonders schön durch üppige Palmen- und Obstbaumvegetation auf dem Grunde der schmalen Täler.

So fahren wir über Ksar es Souf, Soulmîna und Tinerhir durch die Dornstrauchsteppen der Todrha-Mulde wieder von Süden auf die Mauer des Hohen Atlas zu. Wir erreichen den Atlas gerade da, wo der Dued Todrha das Gebirge in einem tiefeingeschnittenen, engen Tale verläßt. Und schon sind wir inmitten einer fremdartigen Schönheit. Jedes Fleckchen des schmalen, fruchtbaren Talbodens nutzen die Bewohner wie einen Garten. Winzige Maisfelder sind zwischen schlanken Dattelpalmen, Feigen, Granatäpfel- und Pfirsichbäumen eingebettet. Durch die weiten Fächer der Palmen gleitet der Blick über steile Felswände hinauf in das tiefe Blau des südlichen Himmels.

Die beiden Tage, die wir hier in den Gorges du Todrha verbringen, gehören zu den schönsten, die wir in Marokko erlebt haben. Am Morgen ziehen wir durch die Palmenhaine und das sonnenhelle Grün der Maisfelder bis unmittelbar an die Südwestwand des Djebel Ali ou Brahim am südlichen Ausgang des Tales. Ein kleines Dorf mit seinen hohen, fast fensterlosen Häusern schmiegt sich an die Wand. Von dort steigen wir in einer steilen Rinne auf. Bei dem einigermaßen festen, sehr griffigen Gestein, einem sandigen Kalk, ist es eine angenehme und schöne Kletterei. Die Felder, die Palmen, die rechteckigen, flachen Hausdächer unter uns werden immer kleiner. Nun ist die Rinne zu Ende, und wir gewinnen über ein mäßig geneigtes Band den scharfen Westgrat. In einer ganzen Anzahl steiler Aufschwünge zieht der Grat zum Gipfel hinauf. Wir folgen ihm und weichen nur hin und wieder ein wenig in eine der anschließenden Wände aus. Weit schweift unser Blick vom Gipfel hinaus in die Unendlichkeit der Sahara. Tief unter uns liegt das dunkelgrüne, gewundene Band der Flußoasen des Dued Todrha.

Die Gorges du Todrha bieten dem Bergsteiger eine Menge schöner Touren aller Schwierigkeitsgrade. Wenn auch die Höhenunterschiede zwischen der Talsohle und den umliegenden Gipfeln nur 400 bis 500 Meter sind, so wird doch jeder für Naturschönheiten aufgeschlossene Bergsteiger von diesen Bergen begeistert sein.

Unsere Zeit ist leider sehr beschränkt, und so müssen wir schon nach einer weiteren Tour am Nordausgang der Gorges dieses schöne Stückchen Erde verlassen.

Als letztes Gebiet des Hohen Atlas haben wir die Ahachi-Kette noch vor uns. Von Midelt am Nordrand des Atlas fahren wir durch die Galfasteppen des Moulouna-Tales und kleine Eingeborenendörfer auf die Kette des Hohen Atlas zu. Schütterer Steineichenwälder bedecken seine Hänge. In vielen Windungen und sehr starken Steigungen führt der Weg bis Tagouilelt in 2000 Meter Höhe, wo unsere Wissenschaftler ihr Lager aufgeschlagen haben. Tagouilelt ist ein verfallener, früherer Militärstützpunkt der Franzosen und eine von Ziegen- und Schafherden aus weiter Umgebung viel benutzte Tränke.

Die Untersuchungen unserer Wissenschaftler hier im Ostteil des Hohen Atlas brachten wichtige Ergebnisse zutage. Dr. Mensching konnte neben der Untersuchung der quartären morphologischen Formen in den Jurakalken des Ahachi eine besonders interessante, intensive quartäre Tektonik und Hebung dieses Gebietes feststellen. Durch Messungen an den Talterrassen bis weit hinaus ins Vorland gelang ihm eine genaue Datierung dieser Bewegungen. Außerdem hatte er bei der infolge des längeren Aufenthaltes im Gebiet des Ahachi eingehenden Berührung mit den Halbnomaden einen guten Einblick in die Wirtschaftsformen der berberischen Gebirgsbevölkerung.

In Tagouilelt ist der fahrbare Weg zu Ende. Da sich die nahende Regenzeit schon durch nachmittägliche Gewitter bemerkbar macht, verlegen wir Bergsteiger unser Lager sofort weiter hinauf. Bald haben wir den Paß über die erste Vorkette des Ahachi erreicht, und es öffnet sich der Blick in das tiefeingeschnittene Tal des Aïf Njimi. Die langgestreckte Kette des Ahachi erhebt sich im Südwesten weit über die zweite Vorkette. Lichte Wälder aus Steineichen und bizarren Federn bedecken die Nordwesthänge der Berge. Die Zeder ist

im Hohen Atlas selten; nur in der Region des Ahachi und des Djebel Maser, etwas weiter im Westen, ist sie zu finden. Auf schmalem Mulispfad steigen wir hinab in das Tal des Ussif Ijimi und folgen seinem große Strecken trockenliegenden Bett aufwärts. Vorbei an einigen Nomadenzelten und kleinen Kamelherden, die sich an flachligen Büschen gütlich tun, gelangen wir in die kurze, schmale Klamm, in der der Ijimi die letzte Borkette des Ahachi durchbricht. Jenseits ziehen wir das schmale Hochtal noch ein Stück weiter hinauf. Nach einigem Suchen finden wir eine winzige Quelle und schlagen dort unser Lager auf.

Am nächsten Morgen sind wir zeitig aus dem Zelt. Das Wetter sieht nicht gut aus. Wir folgen dem Hochtal noch etwas weiter, dann steigen wir den steilen, langen Schuttgrat zu einem Berggipfel der Ahachi-Kette hinauf. Solange noch die festen Dornpolster zwischen dem Geröll wachsen, geht es gut vorwärts. Dann wird das Steigen in dem außerordentlich lockeren Schutt sehr anstrengend. Aber nach drei Stunden haben wir den Berggipfel erreicht. Vor uns breitet sich die Kette des Ahachi mit ihren vielen Gipfeln aus. Doch können wir bei ihrer Länge von mehr als 40 Kilometer nur den Westteil mit den höchsten Erhebungen übersehen. Getrennt von steilen Schuttgraten reiht sich an der Nordwestseite der Kette Kar an Kar. Riesig sind diese vollkommen kahlen Schuttkeffel.

Der graue Himmel treibt uns zur Eile. Ein schmaler Felsgrat führt uns in eine Scharte. Über brüchige, mäßig geneigte Platten gelangen wir bis an den Fuß der kleinen Nordostwand des Boulfhorbane-Gst. Doch geben wir unseren ursprünglichen Plan, die Wand zu durchsteigen, auf, denn sie ist außerordentlich brüchig und steinschlaggefährlich. So klettern wir über den Nordgrat auf den Gipfel des Boulfhorbane-Gst (3737 Meter). Einen Augenblick reißt die Wolfendecke auf, und der Blick gleitet hinüber zu der gleichmäßigen Kette des Jebel Mafoud im Süden. Im Norden ist jetzt die Sicht frei bis hinüber zum Mittleren Atlas. Doch gleich verschwindet die Sonne wieder, und Wolkenfetzen treiben über die Gipfel.

Ein langer Schuttgrat führt uns auf den Hauptgipfel der Ahachi-Kette, den Tichout n'Saia ou Hadi (3757 Meter). Der kräftige Südwestwind treibt uns Regen- und Graupelschauer auf den Rücken. Langsam dringt Feuchtigkeit und Kälte durch Anorak und Kletterhose. Wir steigen den Grat noch weiter entlang bis zum nächsten größeren Gipfel, dem Ali ou Aissa (3696 Meter). Bei dem Wetter verzichten wir auf jede Gipfelkraft. Von Regen, Wind und Schnee getrieben, geht es schnell die steilen Geröllhänge hinab zu unserem Lager. Dort gelingt es uns zwischen zwei Schauern Tee zu kochen. Dann sitzen wir im Warmen und lauschen dem Prasseln des Regens auf unser Zelt Dach. Der Sturm reißt an der Verspannung, hoffentlich fliegen wir nicht davon!

Am übernächsten Tage fahren wir von Midelt aus endgültig nach Norden. Wir sind schon weit draußen im Moulouya-Tal, als die Wolfendecke über dem Hohen Atlas für wenige Minuten aufreißt und die in blendendweißen Reuschnee gehüllte Ahachi-Kette noch einmal in der Sonne aufglitzert.

Während eines mehrtägigen Aufenthaltes im Mittleren Atlas können unsere Wissenschaftler nach den Untersuchungen in den halbariden Gebieten (Gebiete mit sehr geringen Niederschlägen) wertvolle Vergleichsbeobachtungen in der niederschlagsreichsten Region Marokkos machen. Die Niederschlagsmengen (über 1000 Millimeter im Jahr) sind hier ebenso groß wie in den feuchtesten Gebieten Deutschlands. Der Nord- und Südabfall des Mittleren Atlas ist mit dichten Wäldern aus Zedern und verschiedenen Eichenarten bedeckt. Besonders deutlich zeigt sich in diesem Gebiet eine untere Waldgrenze, die durch die mit geringerer Höhe abnehmende Luftfeuchtigkeit bedingt ist. Die Hochfläcchen des Mittleren Atlas sind kahl, und nur die niedrigen, über die Fläche herausragenden, inselförmigen Berggruppen sind bewaldet. Besonders interessante geographische Probleme stellen die Koterdebildung und die weite Strecken umfassenden Basaltdecken über den Jurasedimenten des Mittleren Atlas.

50 Kilometer nördlich des Mittleren Atlas stehen wir an einem Berghang, und unter uns drängen sich die flachen Dächer von Fes, der „Hauptstadt des Nordens“. Hier am Schnittpunkt der uralten Karawanenstraßen von Nord nach Süd und von Ost nach West

ist eine der größten und ältesten Araberstädte Marokkos entstanden. Zwischen das üppige Grün der Gärten drängt sich die verwirrende Fülle der weißen Häuser, überträgt von den zahlreichen schlanken Minaretten der Moscheen. Bevor wir in das brodelnde Leben der Araberstadt eintauchen, fesselt uns der Anblick des Tores in der mächtigen Stadtmauer. Die ebenmäßige Linienführung des Bogens und der Ornamente zeugt von dem tiefen Schönheitsempfinden einer längst vergangenen maurischen Kunstperiode. Dann aber zieht uns das geschäftige Treiben der schmalen Gassen in seinen Bann. Araber, mögen sie in blütenfaubere Djelales oder in schmutzige Lumpen gehüllt sein, schreiten mit unnachahmlicher orientalischer Würde einher. Aus den schmalen Schlitzen zwischen Schleier und Kapuze streifen uns scheue Blicke der Frauen. Hochbeladenen Eseln müssen wir bis hart an die Mauern ausweichen, denn die Gassen sind oft nicht breiter als zwei oder drei Meter. In den kleinen, nach der Straße hin vollkommen offenen Läden werden die vielfältigen Waren angeboten. Jede Branche hat ihre eigene Straße, und auf ihr reiht sich Laden an Laden mit den gleichen Waren. Angefangen von prachtvollen marokkanischen Teppichen und kunstvollen Goldarbeiten bis zu alten, zerrissenen Kleidern und rostigen Nägeln kann man alles in den Basargassen von Fès erleben. Entsprechend hat jedes Handwerk seine eigene Gasse. Durch die ganze Gasse der Kupferschmiede klingen die hellen Schläge der flinken Hämmer. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit und Schnelligkeit entstehen unter Meißel und Hammer die vielfältigen, schönen Ornamente auf großen Kupfer- und Messingtellern. In den winzigen Feesstuben hocken die Araber stundenlang bei Minztee und plaudern. Durch eines der kunstvollen Portale können wir einen Blick ins Innere der großen Moschee Karouine werfen. Sie ist eine der größten Moscheen Marokkos und dient mit ihren vielen Nebenträumen der berühmten alten mohammedanischen Universität von Fès als Unterrichtsgebäude. Wie im Fluge vergehen die kurzen Stunden in dieser fremden Welt. Die helle Sonne blendet uns, als wir am Nachmittag das Halbdunkel der Basare von Fès verlassen, um unsere Fahrt über Meknès, Rabat und Tetuan ins Rif anzutreten.

Die wenigen Tage, die uns noch in Afrika verbleiben, wollen wir nun einer kleinen Exkursion ins Rif, dem Gebirge an der Mittelmeerküste von Spanisch-Marokko, widmen. Von Tetuan fahren wir auf leidlich guter Straße nach Chauen, der Perle von Spanisch-Marokko. Die weißen Häuser dieser mohammedanischen Stadt liegen hoch zwischen zwei Felsgipfeln. In Chauen ist viel von der andalusischen Bauweise wiederzufinden, denn hier ließen sich viele aus Spanien vertriebene Mauren nieder. Die niederen, lockeren Steineichenwälder werden bald durch prächtige Zedernwälder abgelöst. Die Berge werden zwar höher, aber nehmen an Schroffheit ab. In Ketama, in der Gegend, von der der Rifkabylenaufstand unter Abd el Krim und reichlich zwanzig Jahre später die spanische Revolution unter Franco ihren Ausgang genommen haben, übernachteten wir.

Während unsere Wissenschaftler am nächsten Tage eine Fahrt weiter nach Osten durchs Rif nach Villa Sansuso unternehmen, besteigen wir übrigen in einer strammen Tour den Djebel Tidighine (2452 Meter), die höchste Erhebung des Gebirges. Der herblich starke Tau glitzert in der frühen Morgensonne. Hochwald wechselt mit freien Flächen auf unserem langen Anmarschwege zum Tidighine. Kleine Dörfer mit spitzen Siebeldächern aus Stroh ducken sich unter Nußbäume. Erst spät am Vormittag haben wir den Fuß des Berges erreicht. Nun geht es durch den weg- und steglosen herrlichen Zedernwald den steilen Hang von Norden aus hinauf. Oft gibt eine Lücke im Wald einen schmalen Ausblick nach Norden frei. Weit hinaus schweift dann der Blick über die Waldberge. Ganz ferne ist im Dunst die Fläche des Mittelmeeres zu erkennen. Schließlich hört der Wald auf, und das letzte Stück durch das hüfthohe, dichte und harte Gestrüpp bis zu den kleinen Gipfelsfelsen ist etwas mühsam. Die Sterne glänzen schon hell, als wir am Abend Ketama erreichen.

Zwei Tage später stehen wir am Heck des kleinen Fährdampfers, und Ceuta, die weiße Stadt, versinkt im blauen Mittelmeer. Marokko, das im Süden verschwindet, ist für uns nicht mehr allein ein Gebiet für wissenschaftliche Forschungen und Bergerleben, sondern eine Liebe zu dem Land mit seinen Gebirgen und Bewohnern ist in uns zurückgeblieben.

Anschrift des Verfassers: Hartmut Wiederlich, Södingen, Gartenstraße 42.



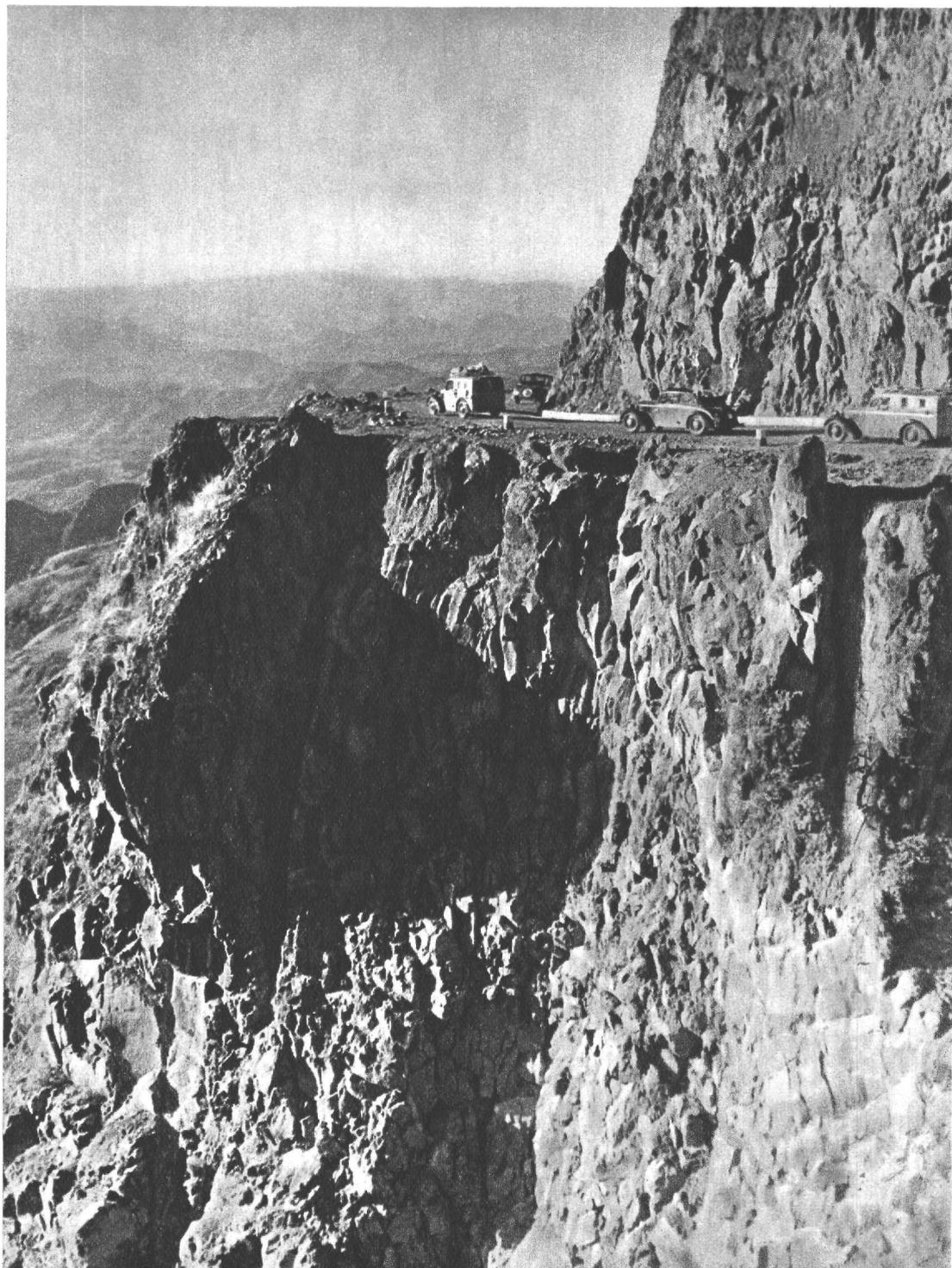
Schuttkar im Hohen Atlas (M'Goun)

Kufn. Deutsche Marokko-Rundfahrt 1951



Hochlager in der M'Goun-Kette

Kufn. Deutsche Marokko-Rundfahrt 1951



Aufn. P. Gartsmater

Paßstraße auf den Wolkefit
(Gonbar)

Äthiopische Bergwelt

Von Paul R u b e r

Mit 1 Bild (Tafel 2)

Spärlich und verworren sind die Nachrichten, die bisher über die Gebirge Abessinians nach Europa drangen. Unsere deutschen Afrikaforscher Kuhlfs, Stecker und Küppel waren es, die erstmals Kunde von der Bergwelt im Nordosten des Lana-Sees brachten. In ihren Berichten schilderten sie die Hochgebirge der Gebiete Semien-Tselenti teils als wunderliche, teils als abenteuerliche Berglandschaft mit wilden Türmen, Schluchten und halbsbrecherischen Pfaden, die überdies noch von Räubern bedroht waren. Heute hat man dank der sehr guten Straßen, die von den Italienern während der Besetzung Abessinians 1935 bis 1939 gebaut wurden, bessere Kenntnis der Bergwelt Äthiopiens. Auch in die nie von Europäern begangenen Nebentäler wurden Sträßchen gebaut, die es nunmehr ermöglichen, die interessantesten Gebiete, zu denen man vorher nur unter größten Schwierigkeiten gelangen konnte, in kürzester Zeit zu erreichen.

Schon die Berge bei Abua sind so fremdartig, daß man kopfschüttelnd die wunderbaren Formen der Zuckerhüte, Glocken, Kirchenkuppeln und krummen Hörner in Durchschnittshöhen von 2700 bis 3000 Meter betrachtet. Prüfend gleitet das Auge des Bergsteigers die ungliederten Wände hinauf, die auf Urgesteinsklettern schließen lassen. Die seltsame Form des Damo Galisä, 2560 Meter, ist der Blickfang von Abua. Alpinen Vorbildern völlig entgegen ragt er einsam aus einer hügeligen Hochfläche. Nordwestlich steht ein anderer buckliger Riese mit hochgezogenen Schultern — der Semaitä, 3024 Meter.

Typisch ist die Isoliertheit der Berge, bestiegen sind die wenigsten. Als touristischer Teilnehmer an der „Hartlmaier-Ostafrika-Expedition 1939“ war es mir möglich, die Gebirge Abessinians uns Deutschen erstmalig näher zu bringen und vor allem auf ihren alpinistischen Wert zu prüfen. So sind außer den bereits erwähnten und gut bekannten Bergen von Abua, im Westen Eritreas bei Lessenei Granitgebirge, deren Grate und Spitzen Haifischzähnen gleich in die Lüfte ragen. Obwohl diese Gipfel nur etwa 1500 Meter hoch sind, ergeben sich bei einer Talsohle von 500 Meter, bis zu 1000 Meter hohe Wände, die meist unvermittelt aus der Ebene schießen. Ihre Erstkletterung dürfte teils äußerste Schwierigkeiten bieten, da die Glätte dieser riesigen Granitplatten wohl alle modernen Hilfsmittel ausschaltet. Der Aमारisch könnte hingegen mit dem Auto bis zum Fuße der Wände erfolgen.

Allerorts trifft man im übrigen Äthiopien auf Berge über 4000 Meter, so der Abuna Josef mit 4190 Meter. An seiner Südseite befinden sich die noch kaum erforschten zehn monolithischen Felsenkirchen von Lalibela, jede einzelne in einem Stück aus dem Fels gehauen. Weiterhin die Gruppe des Tschoké, 4153 Meter, in der Provinz Gobscham; dann der Bugé, 4200 Meter, am Margeritha-See und schließlich der Entmoló, 4340 Meter, im Arussi-Land. Hochtouristische Bedeutung kommt ihnen, trotz ihrer hochgehobenen Formen, wegen ihres starken Bewuchses kaum zu.

Das Hauptinteresse des Reisenden und Bergsteigers wird sich künftig auf die Provinz Semien-Tselenti konzentrieren, wo in der Gruppe des K a s D a s c h ä n der Ankwuä mit 5050 Meter (erstmalig bestiegen vom italienischen Konsul Romegialli am 13. Dezember 1936) als höchste Erhebung Abessinians gilt. Nordöstlich vom grünen Lana-See schwingt sich dieses Gebirge als gewaltig erhobenes Tafelland in drei mächtigen Terrassen empor. Ähnlich der Sella-Gruppe in den Dolomiten, nur alles überdimensioniert, sind die höchsten

Gipfel flache Pyramiden, von denen während der Regenzeit (Juni bis August) der Schnee auf die tiefgrünen Täler leuchtet, indessen aber die Seitentämme in grandiosen Bastionen und Türmen auslaufen.

Die neue Straße Asmara—Aksum—Gondar, ein Prachtwerk italienischer Straßenkunst (sie übertrifft sämtliche Dolomitenstraßen an Kühnheit, Schönheit und Höhe), stößt bei Abdi-Arkai am nächsten an die turmreiche Gruppe des Hauwasah.

Während unserer Rückfahrt vom Zana-See, von dessen unbekanntem koptischen Klosterinseln wir die ersten Filmaufnahmen machten, ebenso von Gondar, dessen Kaiserpaläste unvergessliche Eindrücke hinterließen, erreichte unsere Expedition im April 1939 Abdi-Arkai. Hier schlugen wir unser touristisches Standlager auf. Der Initiative unseres Expeditionsleiters, Herrn P. Hartlmaier, verdankten wir die Zusage des damaligen Residenten, uns eine Hilfsexpedition, bestehend aus Eingeborenenträgern, Askaris und Tragtieren, zu stellen. Am nächsten Morgen vergingen die besten Stunden damit, daß die Träger jeweils das leichteste Gepäckstück aufnehmen wollten, um dann damit blitzschnell zu verschwinden. Die Rucksäcke trugen sie nicht etwa auf dem Rücken, sondern auf Schultern und Kopf, außerdem rannten diese Kerle wild bergauf, während sie abwärts trödelten.

Ein schöner Tag war uns beschieden, als wir nach vielstündigem verwickeltem Anstieg über echt abessinische Pfade durch Steilflanken und über Blockgrate, an mächtigen Sykomoren-Bäumen vorbei, auf einer wiefigen Hochfläche landeten, über uns das wuchtige Trapez des Hauwasah, unser erstes Ziel. Links von ihm der Finger von Abdi-Arkai, Gebshin-Amba genannt, ein seltener Naturscherz in Form eines etwa 100 Meter hohen Turmes, dessen Basis dünner ist als die Mitte. Noch weiter links die Sulagül-Gruppe, ähnlich den Cinque Torri in den Dolomiten, nur viel mächtiger. Weiter ging es, während der Hauwasah ständig seine Form wechselte. Meine Stimmung schwankte von freudiger Erwartung zu beklemmender Resignation; fast bereute ich den öffentlich geäußerten Entschluß, eine Erstbesteigung in dieser fremden Bergwelt zu unternehmen. Die teils senkrechten Steilflanken ließen eine Schichtung erkennen, die der Kletterer Ziegelbach nennt. Als höchst unangenehme Überraschung entdeckten wir Gras in den Wänden, strohgelb und lang abwärts hängend. Nicht genug damit, ließ sich mit dem Fernglas weiterhin erkennen, daß sogar senkrechte Wandstellen mit einer Erdschicht überzogen sind. Fürwahr, voreerst schlechte Aussichten.

Nach fast völliger Umkreisung des Berges erreichten wir die gleichnamige mohammedanische Zukul-Siedlung Hauwasah, in der wir vom Dorfoberrhaupt salbungsvoll empfangen wurden. Die Frauen begrüßten uns mit einem in den höchsten Tönen gehaltenen Lilli-Chor. Alsbald kamen auch Geschenke ihrerseits in Form von Eiern und Hühnern.

Spät am Nachmittag entschlossen wir uns nach gründlicher Überlegung, die einzig möglich scheinende Süd- und Ostwand „bloß zu untersuchen“. Unser Berg war ein stumpfkantiger Turm mit keiner leichten Seite. Am nächsten Tag wollten wir ihn dann endgültig angehen.

Der Abmarsch unserer kleinen Truppe, bestehend aus dem Expeditionszoologen Freiherrn v. Saalfeld, A. Cetto und mir, war nicht ganz geheim geblieben. Die Eingeborenen blickten schein nach uns, sie konnten nicht verstehen, was die verrückten „Germani“ dort oben wollten. Später erfuhren wir, daß sie glaubten, wir suchten Gold auf dem Gipfel.

K. Wolter und der Mechaniker unserer Autokolonne M. Brand begleiteten uns durch dichten Dornbusch bis zum Einstieg; ebenso ein junger Eingeborener als Träger, dem wir aber mehrmals versprechen mußten, ihn nur bis zu den ersten Felsen mitzunehmen, denn oben wohne der Scheitan (Teufel), dem wir sicher in die Hände fielen.

Etwa 150 Meter über uns war eine kleine Scharte in dem schwach ausgeprägten Südwestgrat, die wir der Orientierung halber anstrebten. Eine Rinne führte zu ihr, und hier am Einstieg verließen uns die Freunde, nachdem sie uns mit wohlgemeinten Ratsschlägen versorgt hatten. Wieder einmal stand ich vor einem Problem, und wieder fragte eine innere Stimme: „Was treibt dich zu solch sonderlichem Tun?“ Bewaltsam vertrieb ich die Grillen, dem Latendrang allein wollten wir gehorchen.

Als bald machten wir Bekanntschaft mit der neuartigen Kletterei. Die schon beim Anmarsch beobachteten Erdwände erwiesen sich erfreulicherweise als ziemlich fest, hingegen war der müßig verwitterte Fels äußerst brüchig.

Nach unangenehmer Kletterei über Dornen, Erde und morschen Fels erreichten wir eine markante Scharte und schauten überrascht in die Westwand unseres Berges. Welcher Anblick! Statt des erhofften Weiterweges eine Steilwand, widerlich behangen mit dürrem, gelbem Gras. Vergebens sucht das alpengewöhnte Auge einen Durchstieg in dieser fremden Formation. Zurück und nach rechts über höhlklingende vibrierende Erdbalkone zu einer seichten Rinne. Gleich wurde es ernster. Mißtrauisch belastete ich Tritte und Griffe dieser Erdfelsen und wunderte mich über ihre Festigkeit. Von unten drangen die Kufe unserer zurückgebliebenen Kameraden herauf, die wissen wollten, ob wir, der späten Stunde wegen, noch weiter „erkunden“ wollten? Leider hatten wir den „Schlüssel“ zu unserem geheimnisvollen Berg noch nicht gefunden und kletterten weiter. Nach ungefähr 40 Meter Aufstieg in der Steilrinne mit ihren unangenehmen Wülsten wurde diese leichter, um aber nach weiteren 100 Meter mit einem Überhang zu enden. Bisher waren wir wegen des Fehlens von Sicherungsmöglichkeiten ohne Seil gegangen, ebenso ohne Kletterstühle. Nun aber wurde es verteuftelt ernst. Kletterstühle, Seil und Mauerhaken heraus und scharf aufgepaßt! Beim ersten Versuch geriet ich in eine heikle Situation. Leider mußten wir bald erkennen, daß unser braver alpiner Mauerhaken in diesem Gelände infolge des Fehlens von Rissen versagte. Letztes Versuch nach rechts scheiterte ebenfalls. Eine Stunde war verstrichen, als ich mich entschloß, nach drei weiteren Angriffen, die jeweils kritisch endeten, den menschlichen Steigbaum anzuwenden. Links oben war fester Fels, aber „Dachziegel“ auf dem auch für die Fingerspitzen nichts zu finden war, ein glatter Block drängte nach außen. Enzio v. Saalfeld, unser Längster, bildete das Fundament, auf diesem Cetto und, von ihnen langsam und stöhnend gehoben, ich. Die nächsten Bewegungen geschahen sehr vorsichtig. Eine Hand unter einem Erdpolster verklemt, hackte die andere mit dem Kletterhammer Griffe in den morschen Fels. Unbarmherzig prasselten Dreck und Steine auf die Häupter der Kameraden, Cetto konnte sich allerdings grinsend unter seinen Tropenhelm verschaukeln. Peinliche Minuten verstrichen. Da bemerkte ich, wie der Erdgriff der linken Hand langsam losbröckelte. Verteufelte Vorstellungen durchzuckten mein Gehirn — sollte dies das Ende sein? Eine Welt für den winzigsten Griff! Ja dort oben, einige Zentimeter weiter, mußte die Rettung sein. Und ich erreichte ihn, den winzigen Griff. Schnell war ich dann oben, und ein Glücksgefühl überwältigte mich. Während des Nachkommens meiner Gefährten am sicheren Seil hatte ich endlich etwas Zeit, die großartige Umgebung zu mustern. Vom tief unten liegenden Dorf herauf drang der seltsam klingende Tanzchor der Eingeborenen: faram-faramlefoaho, ständig sich wiederholend.

Es war schon spät und uns eindeutig klar, daß die nachmittägliche Rundfahrt zur Tour selbst wurde. Das Schwerste hatten wir vermutlich hinter uns, und keiner wollte gleich wieder über den Überhang hinunter. Aber wir hatten zu wenig Wasser, Lebensmittel und keine warmen Kleider für die bevorstehende Tropennacht bei uns. In leichterem Gelände ging's nun weiter, um eine scharfe Kante in eine Parallelrinne. Schweigend, denn Baumen und Zunge klebten längst infolge des Schweißverlustes und der trockenen Luft, erreichten wir eine zweite Scharte. Eine neue Steilwand setzte hier an, und wieder sah es aus, als ob es zu Ende wäre. Doch besser als erwartet ging es über die unteren schweren 15 Meter. Die Sonne sank dem westlichen Ende ihres Zwölffundentages zu, und wir rannten mit ihr um die Wette. Allmählich wurde das Gelände leichter und wir wußten, daß der Berg uns nicht mehr abweisen konnte. Diese Stimmungen zählen zu den schönsten im Bergsteigerleben und ihretwegen treibt es uns immer wieder in neue Abenteuer. Der kurze Südwestgrat war erreicht und über ihn langten wir schweratmend und staunend auf der horizontalen Gipfelsfläche an. Während der letzten paar Meter hätte es beinahe noch einen Unfall gegeben, als einer meiner Gefährten an einer kurzen Wandstufe ausglitt, aber angesichts der luftigen Südwand und unserer verzweifelten Zurufe sich schnell wieder versing. Ergebnis: Schürfwunden und blutige Finger. Plötzlich Geschrei und Schimpfen — sollten hier oben lebende

Wesen sein? Ja, dort am Rande des Abgrundes, deutlich sich abhebend gegen den letzten Dämmerchein, hockten sie — die Affen! Aufgerichtet verteidigten sie zähnefletschend ihr ureigenes Reich. Sie als beste Kletterer wollten keine menschliche Konkurrenz dulden. Mit Steinwürfen vertrieben wir sie.

Es war völlig finster. Um unsere Ankunft den untengebliebenen Expeditions-Kameraden zu melden, wurde das spärliche Gras am Plateaurand angezündet. Als bald kamen Rufe und Lichtsignale von tief unten, von uns mit Jodlern beantwortet.

Um Hunger und Durst zu stillen, versuchten wir es mit Gräsern und von Affen angeknabberten Knollenwurzeln, leider war alles abförmlich bitter und die Zunge brannte noch nach Stunden. Gegen die Kälte wurde ein Mäuerchen errichtet, dann Gras für Nacht-lager und wärmendes Feuer gerupft.

Eine tropische Hochgebirgsnacht dauert zwölf Stunden und ist hundekalt. Längst war das Feuerchen niedergebrannt und wir froren erbärmlich in unseren Shorts. Als endlich der Morgen anbrach, betrachteten wir, leicht geschwächt, aber dennoch mit Entzücken, das zarte Farbenspiel. Eine Stunde später stach bereits die Sonne wieder. Schnell einen Steinmann gebaut und mit dem Kletterhammer die Daten in eine Platte gemeißelt, dann eiligst hinunter. Die Affen werden wohl bald dieses ihrer Meinung nach naturschänderische Denkmal zerstört haben.

Um 8 Uhr morgens traten wir den Abstieg an, gequält von Hitze, Durst und auffallender Mattigkeit. Kopfzerbrechen machte bereits die oberste Wandstelle, über die unbedingt abgeseilt werden mußte. Nirgends ein Block oder die Möglichkeit, einen Haken einzutreiben. Mühsam mußte mit dem Hammer eine Nase herausgehauen werden, an der das Seil fragwürdig hing. Daran „abfahrend“ wagt man kaum zu atmen. Auf gleichem Wege zurück erreichten wir wieder die schwerste Stelle des Aufstieges, den Überhang. Nach langem Suchen fanden wir einen wackeligen Block zum Abseilen.

Schier endlos lang dünkten meinen Gefährten die Vorbereitungen zu den letzten beiden Abseilstellen, indessen unsere Kehlen endgültig ausdörkten. Zu gut erkannte ich aber auch, daß nur äußerste Vorsicht in dieser fremden Welt zu einem guten Ende führen konnte. Die Zunge war längst geschwollen und lag wie ein Stück Holz im Munde. Da drangen Rufe herauf. Als bald erkannten wir unseren fürsorglichen Expeditionskameraden Graf Melin, in der Hand eine Feldflasche schwingend. Aufgefangene Worte wie Milch und Wein erweckten paradiesische Vorstellungen. Zwei Eingeborene trugen Körbe, in denen anscheinend weitere Lebensmittel für uns bereitlagen. Meine beiden Begleiter waren längst aus dem Fels, als ich begann, mich die Schlußwand hinunter zu seilen. Der Durst erzeugte große Mattigkeit und Gleichgültigkeit.

Graf Melin kam uns über die Schrofen entgegen. Seine Gaben, vor allem die feuchten, brachten uns das Himmelreich, Hamdulillah! Der Empfang im Dorf war ein begeisterter. Die Kameraden freuten sich des schönen Erfolges, waren wir doch die ersten Kletterer, die das abessinische Hochland betraten.

Die Eingeborenen, voran die Stammesführer und Priester, drückten scheinbar unsere Hände. Im Vergleich zu ihrer hellen Haut sahen wir erst den Staub und Ruß unserer Hände und Gesichter, verursacht durch das Abbrennen der Berge seitens der Eingeborenen. Dieses Abbrennen aber erleichterte unsere Besteigung wesentlich. Schon einige Nächte vorher sahen wir das phantastische Schauspiel brennender Berge. So seltsam es auch klingen mag, es wird sich empfehlen, das hier bis auf 4000 Meter wachsende Gras vor einer Besteigung erst anzuzünden.

Interessant war der Bericht unserer untengebliebenen Kameraden. Diese erzählten, daß sie uns, mit dem Glase verfolgend, der Reihe nach abstürzen sahen. Es waren aber die Affen, die bei unserer Ankunft auf dem Gipfel in die Tiefe sprangen.

Die Eingeborenen hatten uns schon vor dem Aufstieg erzählt, daß der Scheitan auf dem Gipfel hause und uns Böses bevorstünde. B. Saalfeld berichtete ihnen aber, daß wir den Teufel gefangen, verbrannt und in die Tiefe geworfen hätten, was ihrerseits große Freude auslöste, und uns „Geschenke“ einbrachte. Als wir ihre Frage, ob wir das viele Gold oben

gefunden hätten, verneinten, hielten sie uns für verrückt. Sie werden nie begreifen, daß wir nur zu unserem „Reif“ (Bergnügen) hinaufgestiegen waren.

Auf unserem späteren Rückmarsch nach Abdi-Artai kam es noch zu einem unerwarteten Wettlauf zwischen unserer Bergsteigertruppe und den Eingeborenen-Astaris. Sieger aber blieben trotz müßter Blockhalden, Dorngebüsch und Hitze wir „kulturverborenen Europäer“.

Der weitere Verlauf der Expedition war durch die Vorahnung des zweiten Weltkrieges überschattet. Nachdem wir über Addis-Ababa und durch Somaliland den Hafen Mogadischu erreicht hatten, mußten wir per Schiff nach Mombasa weiterreisen. Unser letztes Ziel waren der Kilimandscharo und die herrlichen Jagdgründe der Serengoti-Steppe westlich des Meru- und Ngorogoro-Vulkans. Doch schon in Arusha mußten wir umkehren, konnten gerade noch unser Auto auf das letzte deutsche Schiff verladen und über Suez und Senua die Heimat erreichen. Drei unserer Teilnehmer glaubten noch über die Westroute um das Kap der Guten Hoffnung nach Deutschland zu gelangen, sie gerieten aber bei Kapstadt in englische Gefangenschaft. So brachte der Krieg, nach einer Fahrt von sieben Monaten, das vorzeitige Ende der Expedition.

Anschrift des Verfassers: Paul Huber, München, Nicolaysstr. 1/3

Von Norden auf den Kilimandscharo

Von Walter Kluge

Als der deutsche Missionar Rebmann am 11. Mai 1848 als erster Europäer den Kibo, den Hauptgipfel des Kilimandscharo, erblickte, glaubte er ihn mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt zu sehen. Sein schwarzer Begleiter nannte diese „Wolke“ Kälte. Da mußte Rebmann staunend erkennen, daß das Weiße Schnee war. Als Rebmann diese Kunde nach Europa sandte, glaubte man ihm nicht. Selbst als der deutsche Forscher von der Decken die Angaben Rebmanns 1861 bekräftigte, äußerte einer der berühmtesten Geographen der damaligen Zeit, er glaube eher an die Erzentrität des Herrn von der Decken, als an die Erzentrität der Natur. Es war damals unbekannt, daß je hundert Meter Höhenzunahme die Temperatur um einen halben Grad Celsius abnimmt.

Nach vielen vergeblichen Versuchen anderer Forscher setzten 1889 Dr. Hans Meyer und Ludwig Purtscheller als erste Menschen den Fuß auf den Kraterrand, nach einem mühseligen Erklimmen des Kapelgletschers im Südosten des Kibo, der nur mit Stufenhauen bezwungen werden konnte. Am übernächsten Tage, dem 6. Oktober 1889, erreichten sie erst in einem erneuten Anstieg auf demselben Wege den höchsten Punkt auf dem südlichen Kraterrand, den Meyer mit dem Recht des Erstbesteigers Kaiser-Wilhelm-Spitze taufte. Meyer entdeckte an der Ostseite des Gletscherkranzes eine Scharte, die später nach ihm benannt wurde. Da die Kibo-Gletscher im Laufe der Jahrzehnte zurückgehen, sind noch weitere Scharten am Ostabhang des Kibo entstanden: die Johannisscharte und die kleine Südscharte. Alle späteren Besteigungen wurden durch diese Scharten unternommen, bis auf ganz wenige Ausnahmen.*)

Am 14. Dezember 1912 bestiegen Dr. Fritz Kluge und Eduard Dehler***) den Kraterrand von der Westseite über den Penckgletscher. Sie kamen mit Steigeisen aus. Am nordwestlichen Kraterrand angekommen, gelang es ihnen, durch eine Scharte in den Krater hinanzusteigen. Senkrecht fielen hier die Eiswände 60 bis 80 Meter tief in den Kraterboden ab. An der steilen Felsenwand der Westseite, wo der Kraterrand durch eine mächtige Bresche unterbrochen ist, stiegen sie ab.

Zwei Mitglieder der Deutschen Ruwenzori-Expedition, Eisenmann und Schnackig, bezwangen den Kibo im Januar 1938 erstmals über die steile südliche Gletscherwand.

Im Nordwesten des großen Einbruchskraters des Kibo befindet sich ein Auswurfkegel von etwa 150 Meter Höhe. Schon Meyer und Purtscheller hatten versucht, ihn zu ersteigen, die Zackenfirnfelder an seinen Abhängen bildeten aber ein unüberwindliches Hindernis. Erst 1927 gelang es dem Missionar der Leipziger Mission Dr. Reusch, dem Kibo das letzte Geheimnis abzurufen. Er entdeckte auf dem Hügel einen kreisrunden Krater von etwa 500 Meter Durchmesser, der in zwei Stufen Hunderte von Metern in die Tiefe ging. Den an der Ostseite äußerst steilen Kraterrand hinabsteigend sah er aus mehreren Spalten Dämpfe entweichen.

Durch Dr. Reusch aufmerksam gemacht, untersuchten J. J. Richard und Spink 1943, 1944 und 1945 sorgfältig den kleinen Krater und stellten eine auffällige Zunahme der Schwefelsumarolen fest. Die Eisblöcke im großen Krater und auch die Außengletscher zeigten

*) W. Reithner, Die Besteigungen des Kilimandscharo. Ein historischer Überblick. Zeitschrift des D. u. O. A. B., Bd. 61, 1930.

**) E. Dehler, Von einer Forschungsreise am Kilimandscharo im Jahre 1912. Zeitschrift des D. u. O. A. B., Bd. 46, 1915.

eine rapide Abnahme. So war der Kraterrand über die Ost-, Süd- und Westflanke erreicht, aber noch nicht über die nördliche Gletscherwand. Die nördliche Gletschermaße endet in einem senkrechten Abbruch von etwa 30 bis 50 Meter.

Über eineinhalb Jahre schon war ich an den Abhängen des Kilimandscharo auf Kaffeepflanzungen tätig gewesen. Wer einmal das Glück gehabt hat, mit eigenen Augen diesen wahrhaft einzigartigen Berg zu erblicken, wird begreifen können, daß eine unwiderstehliche Sehnsucht mich erfüllte, einmal den Gipfel zu erklimmen. Ein deutscher Bildberichterfasser hatte 1936 den Plan gehabt, den Kraterrand über die nördliche Gletscherwand zu erreichen. Bei 4000 Meter mußte er, von der Bergkrankheit überwältigt, umkehren. Er war begleitet worden von einem deutschen Pflanzler und Ludwig Pechholz, dem Assistenten einer Nachbarpflanzung. Pechholz war trotz aufkommenden Nebels allein weitergestiegen. Er glaubte in der senkrechten Gletscherwand der Nordseite eine Mulde gesehen zu haben. Dies beschloßen wir näher zu untersuchen. Als dritter Kamerad fand sich der junge Schweizer Hans Suter dazu. Am 2. Oktober 1938 brachen wir früh auf. Wir mußten mit der Ausrüstung vorlieb nehmen, die für uns in Afrika greifbar war. Von der Ruwenzori-Expedition hatten wir zwei Eispickel und ein Seil von 25 Meter Länge geerbt. Ich bekam einen von einem Eingeborenen gefertigten Spitzhammer, der an einem Stock mit Eisenspitze befestigt war. Wir hatten nicht einmal Nagelschuhe, sondern nur derbe Stiefel mit Zwecken. Sehr gewissenhaft wurde das Gepäck unter die zwölf Träger, alles Pflanzungsarbeiter, verteilt. Zuerst durchschritten wir die Bananenhaine der Dschaggas. Das äußerst fruchtbare Land ist dicht besiedelt, ja überbevölkert. In 1800 Meter Höhe erreichten wir den Urwald, der den ganzen Berg umgibt und sich an der Westseite bis zu 3500 Meter hochzieht. Der Urwaldgürtel bildet die erste Steilstufe des Gebirges. Der Nebel hing noch in den Wipfeln, es tropfte von allen Bäumen, und unsere Khatihenden und leichten Schuhe waren bald durchnäßt. Die Urwaldbriesen waren überwuchert von Moosen und Farnen, wie grüne Wasserfälle kamen von den Zweigen Bärlappgewächse herabgefließen. Der Boden war glatt, das Steigen wurde beschwerlich. In etwa 3000 Meter Höhe bemerkten wir plötzlich, daß kein Träger mehr zu sehen war. Pechholz stieg wieder bergab und fand sie vollkommen erschöpft daliegen: „Bwana inashinda kabissa“ (Herr, es besiegt uns) erklärten sie solidarisch. Mit Mühe gelang es, sie zum Weitergehen zu bewegen. Wir machten nun die erste Rast. Die Träger kochten ihren Maisbrei, und, wie es ihre Art ist, war bald aller Verdruß vergessen und sie erfüllten den Wald mit lebhaftem Schwagen und Singen. Suter machte hier eine sehr peinliche Entdeckung: Er fand nur einen Bergschuh im Rucksack, den anderen hatte er auf der Pflanzung liegen gelassen! Wir mußten einen Träger zurückschicken, um den Schuh zu holen.

Der Wald wurde dürriger, lange Bartflechten wehten im Winde. Riesige Heidekräuter, *Erica arborea*, bis zu 12 Meter hoch, ließen uns wie Zwerge erscheinen. Nun hörte der Wald ganz auf und wir hatten die Außenwände des Schira-Kraters vor Augen. Die erste Nacht brachten wir in zwei Höhlen zu, erst am nächsten Tage erreichten wir den Schira-Ramm. Ein herrliches Bild entrollte sich vor unseren Augen. Zum Greifen nahe erschien uns der Kibo, dessen Eispanzer silberglänzend gegen den tiefblauen Himmel abstachen. Jede Einzelheit war zu erkennen. Sanft abfallend führte uns der Weg in den Schira-Krater hinein, an dessen östlichem Rande wir eine Höhle fanden. Sie war wohl neun Meter breit und acht Meter tief, aber kaum einen Meter hoch. Man konnte in ihr Platz nehmen.

Wir schliefen aber doch gut in unseren Schlaffäcken, die aus drei billigen japanischen Decken zusammengenäht waren. Früh um 3 Uhr wurde ich unjanzt geweckt von Pechholz, der sich aufgeregt über mich wälzte; in einem Alptraum hatte die Höhlendecke ihn zu erdrücken gedroht. Unruhig suchte Suter am nächsten Morgen den Horizont mit dem Fernglas ab. Gegen 10 Uhr entdeckte er einen winzigen Punkt: es war der Träger mit dem vermißten Bergschuh! Einige Sorge machte uns der Nebel; wir mußten nach dem Kompaß gehen. Erst gegen 6 Uhr abends zerriß plötzlich der Nebelvorhang. Überwältigt blieben wir stehen. Wir befanden uns unmittelbar am Fuße der steilen Felsenwand der Bresche, die die Abendsonne tödlich erglänzen ließ, während die mächtigen Gletscherzungen mit einem zarten Rosa

übergossen waren. Suter fand wieder eine Höhle zur Übernachtung. Doch schon um 12 Uhr riß uns der Wecker aus dem Schlaf. Der letzte Anstieg sollte beginnen. Dick verummt ging es die steilen Abhänge hoch. Eine Sisyphusarbeit, denn in der lockeren Asche rutschte man dauernd zurück! Das Herz schlug zum Zerspringen, die Pulse rasten. Die Atemnot zwang uns, alle 20 Schritte eine Pause zu machen. Überraschenderweise regenerierten sich die Kräfte in kaum einer Minute vollkommen. Zuerst schien noch bleich der Mond, dann wurde es stockfinster und immer steiler. Schaurig klang das Bersten der Gletscher in der Felseneinöde. Als es anfing zu dämmern, erlebten wir eine niederschmetternde Überraschung: Anstatt an die Nordwand waren wir zwischen zwei mächtige Gletscherzungen geraten, zwischen den Drgaliski- und den Credner-Gletscher! Eine 20 Meter hohe Eiswand stieg senkrecht vor uns auf, die wir mit unseren Mitteln nicht ersteigen konnten. Wir versuchten den Credner-Gletscher zu traversieren. Suter und Peggohls hatten schon stufenschlagend das Eis betreten. Als steiler Hängegletscher stürzten die Eismassen Hunderte von Metern in die Tiefe. Ich stieg nach, mußte aber einsehen, daß ich es nicht mehr verantworten konnte, zu verschweigen, daß ich schon seit einer Viertelstunde schauerhaft bergkrank war. Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten, wir mußten umkehren. Den Tag verbrachten wir in der öden Felseneinsamkeit in der Nähe der Höhle. Mich hatte die Bergkrankheit ganz in den Klauen, aber auch die Kameraden hatten keinen Appetit, und Suter litt unter heftigen Kopfschmerzen. Als der Beschluß gefaßt wurde, den Besteigungsveruch zu wiederholen, stimmte ich zwar zu, zweifelte aber sehr daran, daß ich es schaffen würde. Wenn ich nur zum Kibo-Bipfel aufjah, wurde mir schon übel. Gegen Abend hatte Suter einen guten Einfall. Er bereitete ein äußerst nahrhaftes Schweizer Gericht namens „Vogelheu“ aus Weißbrot, Hühnerfleisch, Zwiebeln, Butter und 15 Eiern. Überraschenderweise schmeckte es uns allen dreien prächtig. Zu unser eigenen Verwunderung hatten wir die Bergkrankheit überwunden!

Als wir um Mitternacht aufbrachen, machte uns eine Nebelwand im Westen einige Sorge. Der Wind wehte Nebelschwaden in immer dichter Folge über den wild zerfetzten Schira-Kamm. Mehrere steile Lavatippen übersteigend erreichten wir gegen 5 Uhr morgens die nördliche Eiswand. Senkrecht stieg sie 25 Meter in die Höhe und wirkte wie ein mächtiger Glaspalast, mit riesigen rechteckig geformten Eissäulen. Wir hasteten vorwärts, aber die Eismauer wurde 40 bis 50 Meter hoch; oft hing sie balkonartig über. Endlich entdeckte ich eine flach ansteigende Eiszunge. Sie führte uns zu einer Stelle, wo der Gletscher nicht wie eine Mauer, sondern eher wie eine zu Eis erstarrte Kaskade in blanken Wellen zu uns herabfiel. Suter begann Stufen zu schlagen, das Eis sprang sehr gut. Etwa 80 Meter äußerst steilen Beländes waren zu überwinden. Fast hundert Stufen schlug Suter, in dieser Höhe eine erstaunliche Leistung! Als die Steigung schwächer wurde, hielten wir uns in südöstlicher Richtung. Um 5.30 Uhr hatten wir den Gletscher betreten, um 9.30 Uhr den Kraterrand erreicht. Als erste Menschen hatten wir die nördliche Eiswand bezwungen! Der riesige Krater lag zu unseren Füßen, aber dichter Nebel verwehrt uns jede Aussicht. Könnte uns der Kibo den Sieg nicht? Wir hatten den Plan gehabt, den Kraterrand zu umgehen und durch die Scharten im Osten abzustiegen. Peggohls, der als einziger von uns den Krater schon von den Scharten aus gesehen hatte, riet jedoch dringend ab, das im Nebel zu versuchen. So entschlossen wir uns schweren Herzens umzukehren. Wir stiegen nach dem Kompaß genau in Nordrichtung ab, in der Hoffnung, doch noch die Mulde zu finden, die Peggohls gesehen zu haben glaubte. Nach 100 Meter Abstieg lichtete sich der Nebel etwas. Wir standen über der Eismauer, die sich nach Osten und Westen im Nebel verlor. Es war kaum möglich, über die senkrechte Mauer mit unseren Mitteln abzustiegen. Eine Eiszunge etwa ein Kilometer östlich machte uns Hoffnung. Je mehr der Gletscher sich dem senkrechten Abbruch näherte, desto steiler wurde er. Wir hielten uns möglichst dicht über dem Abbruch, um ihn sofort übersehen zu können, wenn der Nebel wich. Stundenlang turnten wir im Nebel am steilen Eishang nahe über der senkrechten Wand. In uns nagte schon der Zweifel, ob wir je einen Abstieg finden würden. Endlich wich der Nebel. Zu unserem Entsetzen bemerkten wir, daß wir längst an der Eiszunge vorbeigestiegen waren. Uns ergrieff der Mut der Verzweiflung. Die Nacht kam bald und wir waren nahe der körperlichen Erschöpfung.

Einschlafen bedeutete sicheres Erfrieren. Wir ließen Suter die ganze Seillänge hinunter, bis an den senkrechten Abbruch. Suter war in seiner Ruhe großartig. Er konnte seine Schweizer Bergheimat nicht verleugnen. „Es wird schwer sein, aber es wird gehen“, rief er zu uns herauf. Die Eiswand zu seinen Füßen fiel etwa 25 bis 30 Meter senkrecht ab, hatte aber kleine Zinnen und Stufen. Unsere Energien wuchsen zusehends, als wir Hoffnung auf Rettung sahen. In vier Etappen seilten wir uns ab, ohne Eishaken ein heikles Unternehmen. Zuerst schlug Suter meinen kümmerlichen Ersatzpickel ins Eis. Die beiden anderen Pickel konnten wir nicht opfern, so wagte es Suter, der darauf bestand, als letzter das Schwierigste auf sich zu nehmen, eine Kille in einen Eisvorsprung zu hauen, über die wir das Seil laufen lassen konnten. Dankbar schüttelten wir uns die Hände, als wir wieder auf Felsenboden standen. Es war uns kaum bewußt geworden, daß die Nacht hereingebrochen war. Wie den Reiter über den Bodensee erfüllte uns fast ein Grauen, als wir die im Mondschein silberglänzenden Eiswände noch einmal hinausblickten. Wir hatten Glück gehabt, gerade diese Stelle gefunden zu haben. Rechts und links von uns hingen die Gletscher balkonartig über. In instinktiver Abneigung gegen das Eis ließen wir die steilen Aschenhänge bergab, oft mehr rutschend als laufend. Zu spät wurde uns bewußt, daß wir dadurch einen großen Umweg machten. Erst um 7 Uhr morgens, nach mühseligem Übersteigen vieler Moränenwälle, vom Durst gepeinigt, erreichten wir die Höhle II, in der unsere Träger auf uns warteten. Wir waren 31 Stunden ununterbrochen unterwegs gewesen und an die Grenze unserer körperlichen und seelischen Leistungskraft gegangen. Doch schon beim Abstieg wurde ein neuer Plan geschmiedet, mit besserer Ausrüstung und den erworbenen Erfahrungen die Umgehung des Kraterandes doch noch durchzuführen. Der Krieg hat diese Pläne vorläufig vereitelt. Unser Kamerad Peggholz ist gefallen. Aber der Kibo ragt immer noch weiß und lockend über Afrikas heißer Erde.

Anschrift des Verfassers: Walter Kluge, Osterholz-Scharmbeck, Findorffstr. 20.

Sowjetische Expeditionen im Pamir und Tianschan

1928—1947

Von Hellmut Schöner

Mit 2 Bildern (Titelbild und Tafel 3) und 2 Kartenstizzen

Zwei bergsteigerische Unternehmungen der zwanziger Jahre hatten entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung des Alpinismus in der Sowjetunion. Im Herbst 1923 bestieg Professor S. N. Nikoladse mit 18 grusinischen Sportlern den Kasbek. Beim Abstieg begegnete ihnen eine Gruppe unter Führung von Professor A. Didebulidse, die das gleiche Ziel hatte. Fast gleichzeitig betraten mehr Menschen den berühmten Kaukasusgipfel als in allen früheren Jahren zusammengenommen. Diese beiden Besteigungen werden als der Beginn des sowjetischen Alpinismus gewertet und sind zugleich charakteristisch für seine spätere Zielsetzung: Ausweitung des Bergsteigens zu einem immer breitere Bevölkerungsschichten erfassenden Massensport. Diese Entwicklung wurde mit staatlichen Mitteln intensiv gefördert. Im Januar 1936 erklärte Molotow vor dem Zentralen Exekutivkomitee der UdSSR u. a.: „Von 1829 bis 1914 wurde der Elbrus insgesamt 59mal bestiegen, davon 47mal von Ausländern. In den letzten Jahren hat sich die Lage auch hier grundlegend verändert. Allein 1935 wurde der Elbrus von Sowjetbürgern 2016mal bestiegen . . .“ Massenbesteigungen in Form von „Alpiniaden“ einzelner Republiken und der Roten Armee sollten das Interesse am Bergsteigen wecken. Auf Unfallverhütung wurde größter Wert gelegt. Selbständige größere Unternehmungen wurden nur nach Absolvierung eines Ausbildungskurses und Ablegung der Prüfung für das Abzeichen „Alpinist der UdSSR, 1. Stufe“ gestattet; vor Gipfelbesteigungen und Überschreitungen wird eine Kontrollfrist vereinbart, nach deren Überschreitung der Bergrettungsdienst automatisch ausrückt. Das „Wissenschaftliche Untersuchungsinstitut für Körperkultur und Sport“ erprobt mit mathematischer Genauigkeit alle Sicherungsmethoden und verbessert die technischen Hilfsmittel. Zehn Jahre nach der Kasbek-Besteigung war bereits eine beachtliche Breitenwirkung erzielt.

Der zweite Ausgangspunkt für das der bergsteigerischen Elite vorbehaltenen Ringen um die Sechsz- und Siebentausender Zentralasiens war die gemeinsam vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein, der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und der Akademie der Wissenschaften der UdSSR durchgeführte Pamir-Expedition 1928. Die deutsche Abteilung leitete Willi Rickmers Rickmers, die russische der Chef des Vollzugsausschusses des Rates der Volkskommissare N. P. Sorbunow, als Bergsteigergruppe des D. u. O. A. B. nahmen Dr. Philipp Borchers, Dr. Eugen Alwein, Erwin Schneider und Dr. Karl Wien an der Expedition teil. Große Teile des Pamir waren damals noch ein weißer Fleck auf der Karte und die Zielsetzung der Expedition war in erster Linie eine wissenschaftliche. Scherzend bezeichneten sich schon damals die Bergsteiger als „Dienstmann Nr. 1—4“ und charakterisierten damit eine Stellung, die mit wenigen Ausnahmen rein bergsteigerischer Unternehmungen in den dreißiger Jahren bei Expeditionen in den Pamir und Tianschan unverändert weiterbesteht: vornehmste Aufgabe der erfahrenen Alpinisten ist es, die Wissenschaftler der verschiedenen Fachgebiete dahin zu bringen, wohin sie ohne diese Hilfe nicht kämen. Die Bergsteiger schaffen dadurch die Voraussetzungen für die wissenschaftliche Forschungsarbeit. Diese Aufgabe oblag den sowjetischen Alpinisten, die von 1928 an Jahr für Jahr mit Mineralogen, Topographen, Geographen, Geologen, Meteorologen, Zoologen und Botanikern in die unerforschten Hochgebirge Zentralasiens zogen.

Wenn hier zum erstenmal die Ziele und Ergebnisse der im Ausland größtenteils unbekannt gebliebenen Unternehmungen zusammengefaßt sind, so verbietet allein der beschränkte Raum jeden Anspruch auf Lückenlosigkeit. Als bekannt wird vorausgesetzt, was W. R. Rickmers („Alai! Alai!“), Philipp Borchers („Berge und Gletscher im Pamir“) und S. von Zicker („Deutsche Forschung“) über die Ergebnisse der Expedition 1928 (s. auch Zeitschrift des D. u. S. A. B. 1929) berichtet haben.

Im Pamir, dem „Dach der Welt“

Bereits ein Jahr nach der Deutsch-Russischen Expedition machte 1929 eine von DVE (Gesellschaft für proletarische Touristik und Exkursionen) zusammengestellte Bergsteigergruppe den Versuch, den Pik Lenin (7127 Meter*) zu besteigen und erreichte dabei eine Höhe von 6800 Meter. Es gelang, die Transalai-Kette östlich des Pik Lenin zu überschreiten und die noch unbekanntes Südhänge zu untersuchen.

Seit 1928 in der Karte neben dem Pik Garm o die Höheneinzeichnung 7495 Meter erschien und dieser nur aus der Ferne angeschnittene Gipfel offensichtlich der höchste der UdSSR war, kreisten die Pläne der Geographen und Alpinisten um dieses Ziel. Die Expeditionen der Jahre 1929 bis 1931 waren in erster Linie geologische Suchunternehmen, aber 1931 brach eine große Alpinistengruppe auf, deren Ziel es war, zum Pik Garm o vorzudringen. Ihre Marschrouten fiel mit der Richtung einer Expedition zur Untersuchung von Goldadern zusammen. Das Becken des Sagran-Gletschers** wurde erkundet und der ins Innere des Labyrinths von Gletschern und Gebirgsketten im Garm o - Knoten führende Sagran-(Pesch)-Paß überschritten. Hauptaufgabe war es, eine Karte dieses Knotens aufzunehmen und ihn zu „entwirren“. Diesmal konnte die Aufgabe nicht gelöst werden, da die Teilnehmer wegen der Schwierigkeit des Lastentransports über den Sagran-Paß Hunger leiden mußten. Es wurden neun Erstbesteigungen durchgeführt, drei Pässe erstmals überschritten und klargestellt, daß es unmöglich ist, von dem 1930 von einer Gruppe des Moskauer Hauses der Wissenschaftler unter Prof. Letawet besuchten Sando-Gletscher zum Garm o-Knoten vorzudringen. Die Expeditionstruppe entdeckten die DVE-Kette, die sich im Norden über dem Garm o-Gletscher erhebt und diesen vom Sando-Gletscher trennt.

1932 wurden die Arbeiten zur Erforschung des Pamir mit der jahrelang erfolgreich tätigen Zadschikischen Expedition zusammengelegt. 16 Alpinisten aus Moskau, Leningrad, Kostow und Tiflis gehörten zur Expedition. Zur Entwirrung des vor allem im westlichen Teil völlig unklaren Garm o-Knotens wurden Wawilow-, Bjalajew-, Muschetow-, Sando-, Wantschbar- und Fortrambel-Gletscher überschritten und dabei noch unbekanntes Gletscher und Gipfel entdeckt.

Die Gegenüberstellung der Untersuchungen der Alpinisten mit den Daten der Marschrouten der Gruppe des Geologen Moskwin führte erst nach Beendigung der Expedition zur Enthüllung des wichtigsten Rätsels des Garm o-Knotens. Es erwies sich, daß zwei verschiedene Gipfel für den Pik Garm o gehalten worden waren. Einen nannten die Bewohner von Darwas (Siedlung Paschimgar)*** Pik Garm o; den zweiten beobachteten 1928 Expeditionsteilnehmer vom Fedtschenko-Gletscher aus. 1932 drangen erstmals Menschen bis an den Fuß des Berges vor und einem der Expeditionstrupps gelang es, auf

*) Früher Pik Kaufmann, erste Besteigung durch Eugen Alwein, Erwin Schneider und Karl Wien, am 25. September 1928.

**) Das Sagran-Tal mit dem Sagran-Gletscher und dem von Osten her mündenden Schimi-bini-Gletscher war schon Arbeitsgebiet der Alpenvereinsexpedition 1913, die auch den Sagran-Paß (4480 m) überschritten und die Gletscher an der Südseite des Kammes erforscht hat. Der Hauptgletscher des Sagran-Tals war damals zu Ehren des Wiener Geographen Prof. Dr. Eduard Brückner, des Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Unterausschusses, Brückner-Gletscher genannt worden, der Gletscher SW. unter dem Sagran-Paß nach Geheimrat Prof. Dr. Sebastian Finsterwalder (München) Finsterwalder-Gletscher, der Hauptgipfel im Südosten des Sagran-Tals Pik Sadow (etwa 6000 m). Vgl. a. N. v. Klebelsberg, Beiträge zur Geologie Westturkestans 1922, bef. S. 362—378, 396—408.

***) Paschimgar im Chingou-Tale war auch ein Hauptstützpunkt der Alpenvereinsexpedition 1913.

die östliche Schulter des mutmaßlichen Garmo — den sie **Pik Stalin** benannten — zu steigen.

Mit der **Labschikischen Pamir-Expedition 1933** ist das bedeutendste Ereignis in der Geschichte des sowjetischen Alpinismus verbunden: die Erstbesteigung des höchsten Berges der UdSSR. Nach langer Vorbereitung und Errichtung von Zwischenlagern auf der Ostrippe des Gipfels begann der Angriff. Nur **J. M. Abalakov** erreichte den 7495 Meter hohen Gipfel. In Gipfelnähe wurde eine automatische meteorologische Radiostation aufgestellt, die Mitteilungen über Windstärke und Windrichtung durchgeben sollte. Nach Begehung der Gletscher **Sagran**, **Schini-bini**, **Fortrambek**, **Turamys** u. a. war die Entschlüsselung des ganzen „weißen Flecks“ im wesentlichen vollendet.

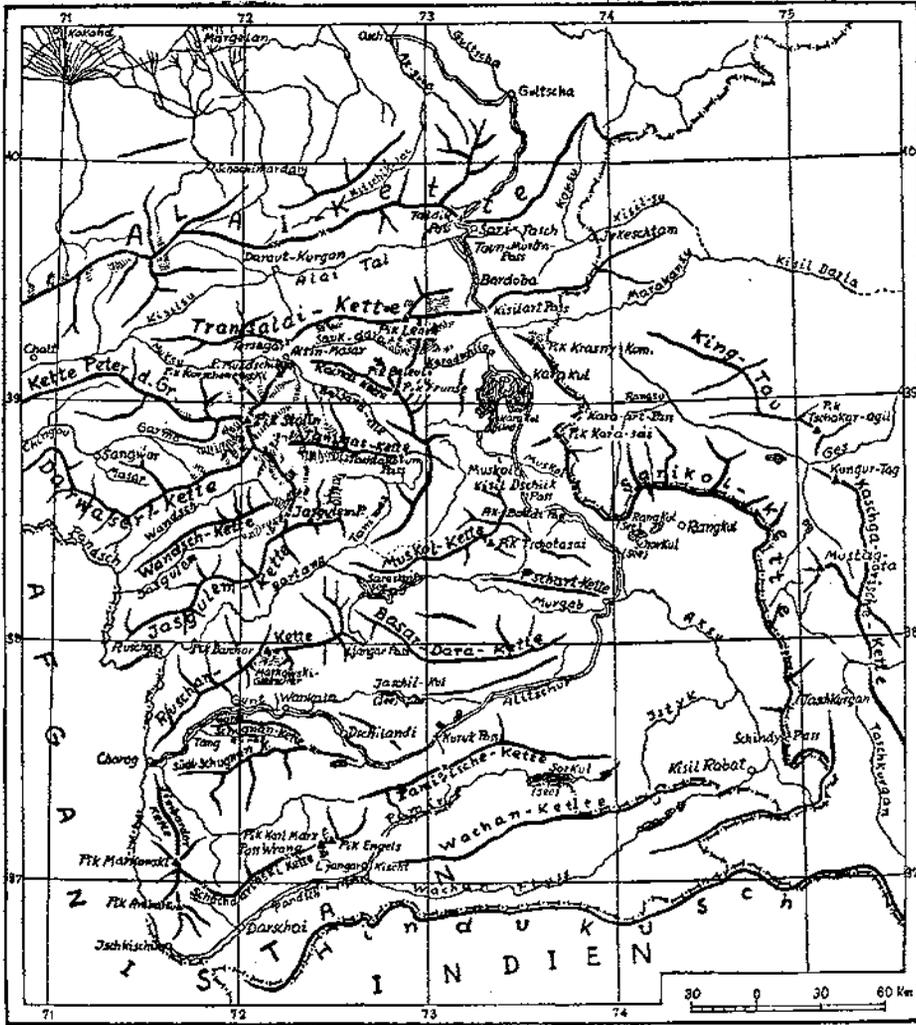
1934 errichtete zur Sicherung wichtiger meteorologischer Beobachtungen eine Alpinistengruppe unter **Oleg Aristow** ein Netz automatischer Radiostationen auf den Gipfeln des westlichen Pamir. Im gleichen Jahr war erstmals eine Expedition im Pamir, deren Hauptaufgabe sportliches Training war. Eine große Gruppe von Kommandeuren der Roten Armee wurde von erfahrenen Alpinisten am **Pik Lenin** geschult. Eine Gruppe von 21 Teilnehmern erreichte am 29. August eine Höhe von 7000 Meter. Wetterverschlechterung und abgehende Lawinen zwangen zur Rückkehr. Nach einigen Tagen stieg eine Gruppe von sechs Mann erneut zum Gipfel auf. Der Instruktor **W. Abalakov** erreichte mit den Kommandeuren **Tschernucha** und **Lutkin** den Gipfel. Bei einer Erkundung des vom **Pik Lenin** nach Süden herabfließenden Gletschers wurde der Gipfel 5745 Meter bestiegen und **Pik ZDKA** (= Zentralhaus der Roten Armee) benannt. Auch eine Reihe von Tälern der Südhänge der **Transalai-Kette** wurde untersucht.

1935 wurde die Zusammenarbeit ziviler und militärischer Bergsteigergruppen in diesem Gebiet fortgesetzt. **W. Abalakov** leitete die Erstbesteigung des **Pik Trapezija** (6050 Meter); ferner wurden der namenlose Gipfel 5710 Meter und der **Kol-ischu-gur** (5700 Meter) bestiegen.

Im Sommer 1936 sollte am **Pik Lenin** der erste Massenaufstieg einer ganzen Kompanie mit voller Bewaffnung und technischer Ausrüstung versucht werden. Die Teilnehmer erhielten ein Spezialtraining im Bau von Schneehöhlen und -hütten. Die Pioniere legten über Moränen und Geröll einen Tragtierverschlag bis in 4900 Meter Höhe. Zur Vorbereitung wurde ein Akklimatisationsaufstieg bis in eine Höhe von 6200 Meter durchgeführt und dabei drei Zwischenlager errichtet. Am 17. August begann der Angriff. Schon in den Zwischenlagern mußte einige Tage das Unwetter abgewartet werden und erst am 21. August verließ die Kolonne das Lager 6200 Meter. Je höher die Sonne stieg, desto größer wurden die Lawinen, die bald das eine, bald ein anderes Glied der Kolonne von den Hängen rissen, ohne daß jemand ernstlich Schaden nahm. Da Lawinen den ganzen beabsichtigten Weiterweg bedeckten, stieg die Kolonne zu ihren Schneeuinterkünften zurück. Als durch einige Lawinen, die abends durchs Lager gingen und Höhleneingänge verschütteten, der Zugführer **Pomogaibo** getötet wurde, stieg die ganze Truppe weiter ab.

Zum 10. Todestag **Dserjchinskis** wurde 1936 der nach ihm benannte **Pik** (6713 Meter), ein Nachbar des **Pik Lenin**, von **J. A. Bjelezki** und **J. S. Fjodorow** erstmals bestiegen. Nach Überwindung von 700 Meter Höhenunterschied konnten die Besteiger erst um 15.30 Uhr die Büste **Dserjchinskis** am Gipfel aufstellen und gerieten beim Abstieg in die Dunkelheit. **Bjelezki** stürzte einige Meter vom Grat in die Tiefe. **Fjodorow** hielt zwar das Seil, aber **Bjelezki** konnte sich in der Dunkelheit nicht mehr emporarbeiten und mußte die ganze Nacht in einer Eispalte sitzen, während sich **Fjodorow** am Grat eine Schneehöhle wühlte. Am nächsten Morgen stiegen die beiden wohlbehalten ab und korrigierten dank ihrer Beobachtungen einige Ungenauigkeiten der Karte in bezug auf den **Dserjchinski-Gletscher**.

Zur Erkundung eines möglichen Weges auf den **Pik Stalin** über die Nordwestrippe bestiegen **D. I. Guschtschin** und **N. A. Gusal** einen 5500 Meter hohen Gipfel, der ein guter Beobachtungspunkt war. Es erwies sich, daß ein Aufstieg über die Nordwestseite wenig wahrscheinlich ist. Um einen Weg auf den **Pik Jewgenija Korshenewskaja** — der



Kartenzüge des Pamir-Gebietes

bekannte Forscher Korschenevski hatte diesen Gipfel nach seiner Frau benannt und seine Höhe mit 7200 Meter bestimmt — ausfindig zu machen, bestiegen N. G u s a k und A. D s c h a p a r i d s e einen 6570 Meter hohen namenlosen Gipfel, von dem aus sie außer einem Weg zum Gipfel auch einen auf der Karte noch nicht vermerkten Gletscher entdeckten.

Anlässlich des 20jährigen Revolutionsjubiläums veranstaltete das Allunion-Komitee für Körperkultur und Sport eine große, erstklassig ausgerüstete und von Flugzeugen unterstützte Pamir-Expedition 1937 mit mehr als 50 Teilnehmern, die sich in verschiedene Gruppen aufteilten und drei der bedeutendsten Gipfel des Pamir bestiegen: Pik Stalin, Pik Lenin und Pik Korschenevskaja, wobei sich herausstellte, daß letzterer nur 6910 Meter hoch ist.

Außer dieser Expedition besuchten bergsteigerisch geschulte Studenten der mittelasiatischen Universität die Gletscher und Pässe des westlichen Pamir. Sie gingen entlang der Wantsch-Kette und der Kette Peter I. und machten dann die Überschreitung ins Mai-Zal.

Zur kartographischen Aufnahme begab sich 1939 eine Alpinistengruppe des Moskauer Hauses der Wissenschaftler ins Gebiet des Sagran- und Schini-bini-Gletschers.

Eine Gruppe aus Odessa unter A. B l e s c h i s c h u n o w organisierte 1940 in 6200 Meter Höhe auf dem Grat der Muskol-Kette in der Nähe des Ak-baital-Passes (4700 Meter) ein physiologisches Höhenlaboratorium. 14 Personen arbeiteten in diesem Laboratoriumslager. Ein besonderes Problem war die Beschaffung von täglich fast 100 Liter Wasser für Versuche und zur Getränkezubereitung, die durch Schneeschmelzen gewonnen werden mußten. Nach Beendigung der wissenschaftlichen Arbeiten unternahm die Bergsteiger der Expedition einen großen ringförmigen Marsch: Mai-Zal — Ters-agar-Paß — Mut-su-Zal — Fedtschento-Gletscher — Biwatschni-Gletscher. Hier entdeckte die Gruppe erstmals einen Paß im nördlichen Teil der Kette Akademie der Wissenschaften. Sie erreichten die Kette in der Nähe der nördlichen Schulter des Pik Garmo, gingen über den Grat nach Norden und stiegen über die Westhänge zum Wawilom-Gletscher, einem Nebenarm des Garmo-Gletschers, ab. Vom Garmo-Gletscher bogen sie nach Süden ab und erreichten über den Wantsch-dara-Paß das Flußtal des Wantsch. Der Weiterweg führte über den Kaschal-ajak-Paß erneut zum Fedtschento-Gletscher und endete im Mut-su-Zal.

Während des Krieges wurden einige Besteigungen in der Muskol-Kette (Sortschetschety und Orjol) unternommen. Erst 1946 wurde die längst beabsichtigte Expedition in den südwestlichen Pamir verwirklicht. Nach Angaben des Geologen Klunnikow sollte es in diesen Bergen einige Siebentausender, darunter den Pik Patchor (= Stachel) in der Kuschan-Kette, geben. Die von J. A. B j e l e z k i und W. A b a l a k o w geführte, zwölf Mann starke Alpinistengruppe erreichte vollzählig den Gipfel, der allerdings nur 6052 Meter hoch war. Nach Überschreitung der Schugnan-Kette stieg die Expedition zum Oberlauf des Flusses Schach-dara ab und bestieg den von Klunnikow ebenfalls als Siebentausender bezeichneten Pik Karl Marx (6700 Meter). Die Alpinisten beendeten ihre Arbeiten im südwestlichen Pamir mit der Suche neuer Pässe über die Schachdarin-Kette.

1947 begab sich eine 16 Personen zählende Expedition unter Leitung von D. M. S a t u l o w s k i in den westlichen Teil der Schachdarin-Kette, die noch wenig erforscht und in der noch kein einziger Gipfel bestiegen worden war. Es wurden u. a. die Gipfel Pik Majakowski (6096 Meter) und Pik Akademiker Berg (Familienname, 6094 Meter) bestiegen.

Im Gebiet von Chorog arbeitende Topographen berichtigten in den Jahren 1946 und 1947 verschiedene Höhenangaben, verbesserten die Karte der Vereisung und der Lage der Gebirgsketten in der Nähe des Pik Majakowski und unternahm neun Erstbesteigungen, darunter drei Gipfel der Wantsch- und Isgulem-Kette. Eine Bergsteigergruppe des Moskauer Hauses der Wissenschaftler unter Prof. W. M. L a w r o w s k i besuchte einige Täler der Schugnan- und Schachdarin-Kette und überschritt den Darfchai-Paß.

Eine zweite, aus 19 Teilnehmern bestehende Expedition unter Prof. L e t a w e t, dem verdienten Tienchan-Forscher, begab sich 1947 zu dem von den Nordhängen der Kette

Peter I herabziehenden Sagran-Gletscher. Die Schwierigkeiten begannen mit dem Überlegen über den Khyſ-ju auf Klüften, die aus miteinander verbundenen aufgeblasenen Weinschläuchen bestanden. Infolge der fortgeschrittenen Jahreszeit kamen die Alpinisten nur bis zur Vereinigung des Sagran mit dem Schini-bini-Gletscher. Auch der Versuch, einen fast 7000 Meter hohen, von ihnen Pit Moskau benannten Gipfel zu besteigen, mußte abgebrochen werden. Nach sechstägigem Ausharren im Unwetter gelang J. Timaschew, J. Abalatorow und J. Swanow die Besteigung des 6440 Meter hohen Nachbargipfels, der Pit 30 Jahre sowjetischer Staat benannt wurde.

Im Tienſchan, den „Himmliſchen Bergen“

Nach G. Merzbacher war jahrzehntelang niemand mehr im Tienſchan, bis der ukrainische Alpinist M. S. Pogrebezkij der Initiator für die Wiederaufnahme und Weiterführung der Erforschung dieses gewaltigen zentralasiatischen Hochgebirges wurde. Es gelang ihm, die Ukrainische Akademie der Wissenschaften und verschiedene andere Organisationen für seine Pläne zu interessieren. Die regelmäßig wiederholte Ukrainische Expedition leistete jahrelang wertvolle Pionierarbeit. Bei der ersten Erkundung wurde geklärt, welche Zugangswege in Frage kommen und ob es möglich ist, mit einer Pferdekaramawe über den Inyltſchek-Gletscher zu gehen. Die Länge dieses Gletschers war von verschiedenen Autoren mit 80, 65 und 64 Kilometer angegeben worden; erst 1943 stellte eine topographische Expedition die genaue Länge fest: 57 Kilometer.

Im gleichen Jahr wie Pogrebezkij kamen die Moskauer Alpinisten Mysowski, Sulew und Michailow zum Inyltſchek. Sie hatten sich die Aufgabe gestellt, über den von steilen Wänden umgebenen Gletschersee, an dem bereits Merzbacher umkehren mußte, zum Nördlichen Inyltſchek-Gletscher vorzudringen. Der erste Versuch mißlang. Auch Pogrebezkij gelangte nicht auf die andere Seite des Sees, sondern ging weiter den Südlichen Inyltſchek hinauf und kam unter Wiederholung der Route Merzbachers bis zum Fuß des Chan-tengri.

Die zweite Expedition Pogrebezkis befaßte sich 1930 mit der Erkundung eines Weges auf den Chan-tengri und dem Studium des Inyltſchek-Beckens. In diesem Sommer kamen auch wieder zwei Gruppen Moskauer Alpinisten. Eine davon, die im Vorjahr an Merzbacher-See war, stieg nach einer schwierigen Überschreitung der Muschetow-Kette zum Nördlichen Inyltſchek ab und kam erstmals von Norden her zum Fuß des Chan-tengri. Zu dieser Gruppe gehörten Sulew, Michailow, Ryschow und Rosenko. Die zweite Gruppe trug ein zerlegbares Boot zum See, konnte es aber dann nicht benutzen. Nur Suchodolski allein gelangte auf einem gefährlichen und schwierigen Weg über die den See umgebenden Felsen auf die gegenüberliegende Seite und betrat als erster Mensch den Nördlichen Inyltſchek, auf dem ein Zusammentreffen mit der Gruppe Sulews vereinbart war.

Bei der dritten Expedition 1931 erreichten Pogrebezkij, Sauberer und Jurin nach sorgfältigen Vorbereitungen den 6995 Meter hohen Gipfel des Chan-tengri. Von der anderen Seite versuchte Suchodolski über die Nordhänge zum Gipfel vorzudringen. Seine von OPEC organisierte Expedition hatte mit einem Boot über den Merzbacher-See übergesetzt. In 6000 Meter Höhe stellte sich endgültig die Unmöglichkeit einer Besteigung von Norden heraus.

In den Jahren 1932 und 1933 wurde die Erforschung des Beckens des Inyltſchek-Gletschers fortgesetzt. Pogrebezkis Expedition war jetzt zu einer vollständigen ukrainischen Regierungsexpedition angewachsen, deren Trupps alle Zuflüsse des Inyltſchek-Gletschers und alle bedeutenden Gletscher südlich davon erfasten.

1932 besuchte erstmals eine Gruppe des Moskauer Hauses der Wissenschaftler unter Prof. A. A. Letawet die südlichste Kette des Tienſchan, den Kolschacha-l-tau. Im mittleren Teil der Kette wurden die Quellen des Flusses Dschangart aufgesucht und

der Ak-ogus-Paß zum erstenmal überschritten. Auf der Karte erschienen bis dahin unbekannte Gipfel.

In den Jahren 1933 und 1934 war Letawet weiter westlich im Gebiet der Quellen der größten Flüsse des Tarim-Beckens, Ufengi-gusch und Ak-su, an den Nordhängen des Kot-schaal-tau. Um in dieses abgelegene Gebiet zu gelangen, durchquerte die Gruppe den zentralen Tianschan. Bei der Erkundung, an der auch Prof. W. W. Nemzki teilnahm, wurde eine ganze Reihe bis dahin unbekannter Gletscher (Kotarmisten-, Grigorjew-, Korschewowski-Gletscher u. a.) und Gipfel entdeckt. Ein 1934 unternommener Versuch, den Pik Kotarmist zu besteigen, scheiterte ebenso wie ein Vordringen bis zum Durchbruch des Flusses Ufengi-gusch durch die Kot-schaal-tau-Kette.

Nur 1938 waren noch einmal Alpinisten an den Hängen des Kot-schaal-tau. Eine Gruppe der Gesellschaft „Krylja Sowjetow“ versuchte, einen etwa 6000 Meter hohen namenlosen Gipfel zu besteigen, wurde aber von einem mehrere Tage dauernden Schneesturm zur Umkehr gezwungen.

Bei einer geologischen Erkundungsabteilung arbeitete von 1932 an eine Alpinistengruppe unter W. P. S a f o r o w, die 1934 das ganze S a r y - d s c h a s - T a l beging und dessen Hauptzuflüsse Kysyl-kaptschi-gai, Koi-kap u. a. besuchte. Der Sary-dschas hat stellenweise ein so tief eingeschnittenes Cañon gebildet, daß ein Vordringkommen an den Rändern nur in zeitraubender, schwieriger Kletterei möglich ist.

Schließlich überschritt noch eine kirgisische Alpinistengruppe von Frunse aus die Kette des K u n g e j A l a - t a u und ging über die K i r g i s s i c h e K e t t e und deren Ausläufer ins Fergana-Tal. Im Spätherbst kam zur Erkundung und Vorbereitung einer für 1935 beabsichtigten großen Expedition P o g r e b z k i noch in den Tianschan. Diese Expedition verzögerte sich und die Ukrainer machten sich 1935 erst auf den Weg, als die anderen Expeditionen schon zurückkehrten. Es war bereits Anfang Oktober, auf den Bergen lag Winterschnee und auf den Pässen wüteten Schneestürme. Unter unsäglichen Schwierigkeiten wurde der Tianschan von Norden nach Süden auf dem Weg Maibasch-Paß — Maibulak-Tal — Bostur-Paß — Tamir-su-Tal durchquert. Da ein Rückweg mit den erschöpften Pferden ohne Futter unmöglich war, mußte zur Beschaffung von Lebensmitteln und Futter nach China abgestiegen werden. Die Expedition kehrte auf dem gewöhnlichen Karawanenweg über den Bedel-Paß zurück. Es war das letzte große Unternehmen Pogrebezki im Tianschan. In den folgenden Jahren widmete er sich hauptsächlich der Schulung des bergsteigerischen Nachwuchses.

1936 wandte sich Letawet der K u i l j u - K e t t e im östlichen Tianschan zu. Die Gruppe ging durch die Täler des Großen und Kleinen Talby-su (Nebenflüsse des Sary-dschas) und entdeckte die Pässe im Zereka-System. Am Oberlauf des Talby-su sahen sie einen Gipfel, der sich bei einer absoluten Höhe von 5200 Meter nicht weniger als 2500 Meter über die an seinem Fuß liegenden Gletscher erhebt. Der Gipfel wurde Pik Stalinsche Verfassung (die 1936 in Kraft trat) benannt, ein anderer Gipfel erhielt den Namen Pik Karpinski. Bei der Rückkehr von der K u i l j u - K e t t e wurde der auf der Karte nicht vermerkte Karakol-Paß überschritten, über den 1916 die Teilnehmer am kirgisischen Aufstand flüchteten.

Nach kurzer Erkundung im Gebiet des Inyltschek-Gletschers im Vorjahr begaben sich 1936 zehn kasachstanische Bergsteiger aus Alma Ata mit sportlichen Zielen zum C h a n - t e n g r i. Tjutjunnikow, Kolołsolnikow und Ribardin erreichten den Gipfel. Eine Gruppe Moskauer Alpinisten (I. A b a l a k o w, W. Abalakow, Gutman, Dadiomow und der Schweizer Lorenz Saladin) bestieg wenige Tage nach der Gruppe aus Alma Ata den Chan-tengri, wurde jedoch beim Abstieg von Unglück verfolgt. Gutman stürzte ab und wurde schwer verletzt, das Wetter schlug plötzlich um, und die Gruppe mußte in einer Schneehöhle einen heftigen Sturm abwarten. Saladin starb im Inyltschek-Tal an den Folgen von Erschöpfung und Erfrierungen, W. Abalakow und M. Dadiomow mußten erfrorene Finger und Beine amputiert werden. Als erster eilte Pogrebezki zu Hilfe, der gerade eine Bergsteigergruppe in der Nähe schulte und Täler und Pässe am Oberlauf der Flüsse Karakol-ter und Kul-ter untersuchte.



Aufn. v. Bierfeld

W. Kienin (7127 m) von Süden
Die erste Erstbesteigung 1928 erfolgte von rechts her. Links der Gank-hai-Grattschel



Finsteraarhorn von Nordwesten
(Bachsee bei Grindelwald)

Aufn. E. Gygax

Die Gruppe aus Alma Ata, die den Chan-tengri bestiegen hatte, bezwang 1937 dessen westlichen Nachbarn, den 6370 Meter hohen Pit Tschapajew. Auch Letawets Expedition kam wieder, um die 1936 entdeckten Gipfel zu besteigen. Noch während der Zusammenstellung der Karawane unternahmen N. Popow, Bjeloglajow, Kazej und Baigassinow die Erstbesteigung des Hauptgipfels der Zerškej Ala-tau-Kette — Pit Karakol (5250 Meter). Vom Inyltschek-Zal aus wurde der 5700 Meter hohe Pit Nansen bestiegen, ins Gorn-dschas-Zal abgestiegen und auf dessen rechter Seite ins Zal des Großen Kalby-su vorgerückt. Der Aufstieg über die Nordschulter zum Pit Stalinsche Verfassung (5250 Meter) war sehr schwierig, da sechs Gendarmen den schmalen Grat versperrten. Stellenweise mußte auf den gewaltigen Wächten gegangen werden. Drei Tage nach dem Aufbruch am Fuß des Berges erreichten am 7. September Popow, Kazej, Tscherepanow und Muchin den Gipfel. Während des Angriffs auf den Pit Stalinsche Verfassung bestiegen die übrigen Expeditionsteilnehmer den leichteren Pit Karpinski (5050 Meter) und entdeckten in der Ferne südlich vom Chan-tengri einen Gipfel, der diesem an Höhe nicht nachstand.

1938 wurde vom Allunion-Komitee für Körperkultur und Sport unter Leitung von Letawet eine Expedition zu diesem bisher unbekanntem Gipfel veranstaltet, die nach langem, schwierigem Weg über den Inyltschek-Gletscher zum Swesdotschka-Gletscher, einem linken Seitenarm des Inyltschek, einbog. Wie vermutet, brach der gesuchte Gipfel in einer gewaltigen Eisfalte zum Oberlauf dieses Gletschers ab. Nach mehrtägigem Angriff unter ungünstigen Witterungsverhältnissen erreichten Sutan, J. Iwanow und A. Sidorenko einen 6930 Meter hohen Punkt, den sie für den Gipfel hielten und Pit 20 Jahre Komsomol (es war das Jubiläumsjahr des kommunistischen Jugendverbandes) benannten. Gutman trug damals in sein Tagebuch ein: „... ein unbekannter Gipfel streckt seine spizige Nase durch die dichten Wolken und erhebt sich über dieses unruhige Meer. Anscheinend ist es ein sehr hoher Gipfel...“ Erst 1943 wurde das Rätsel durch die topographische Expedition P. N. Kapasjows gelöst, die feststellte, daß dieser bis heute unbestiegene Gipfel mit 7439 Meter der zweithöchste der UdSSR ist. Die Besteiger von 1938 hatten anscheinend eine Erhebung des langgestreckten Grades für den Gipfel gehalten. Erstaunlich ist, daß von Merzbacher bis in die jüngste Vergangenheit niemand merkte, daß der Chan-tengri nicht der Kulminationspunkt des Tianschan ist, sondern von einem anderen, wiederholt beobachteten und sogar von Merzbacher photographierten Gipfel um einen halben Kilometer überragt wird. Dieser Gipfel wurde Pit Pobjeda (= Pit des Sieges) benannt. Die jahrzehntelange Täuschung der Augen ist erklärlich. Der Pit Pobjeda ist ein mehrere Kilometer breites Massiv ohne ausgeprägten Gipfelteil, der Chan-tengri ist eine Pyramide. Wenn man auf die Darstellung eines Dreiecks sieht und es dann mit einem auseinandergezogenen Viereck gleicher Höhe vergleicht, dann scheint immer das Dreieck höher zu sein.

1946 war die Marmorwand (6150 Meter), der Merzbacher die Rolle eines zentralen Knotenpunktes radial auseinandergehender Tianschan-Ketten zugeschrieben hatte, das Ziel einer Expedition Letawets. Auf den neu gebauten Autostraßen gelangten die Alpinisten rasch ins Bajan-kol-Zal am Fuß des Pits Marmorwand. Die Suche des besten Weges zum Gipfel erforderte mehrfache Erkundungsvorstöße, ungünstige Schneeverhältnisse, Kälte und Schneestürme erschwerten das Unternehmen. Naumentko, W. Gusjew, Timaschew, A. Iwanow, Nikolski, Daibog und A. Muchin erreichten den Gipfel. Die Expedition stellte eine Karte der Gebirgskämme und Gletscher dieses Gebietes zusammen, wobei sich herausstellte, daß die Auffassung Merzbachers auf einem Irrtum beruhte und die Marmorwand kein zentraler Knotenpunkt ist. Sie befindet sich am Berührungspunkt der Gorn-dschas- mit der Meridional-Kette.

Wegen der Gebirgsnähe der Hauptstadt der Kasachischen Sozialistischen Sowjetrepublik Alma Ata hatte die bergsteigerische Betätigung im Transsiljiski-Alatau und dem von ihm abzweigenden Ausläufer von Alma Ata mit 26 Gipfeln bis zu 4600 Meter Höhe einen mehr sportlichen Charakter. Von 1930 bis 1935 wurden durch Mos-

kauer und kasachische Alpinisten alle Gipfel des Talgar-Massivs und der Alma Ata-Pik bestiegen. 1939 wurden bei einer detaillierten Untersuchung des ganzen Gebiets sechs Gletscher und zwölf Gipfel in die Karte eingetragen. Eine Unternehmung Letawets und J. Abalakovs im gleichen Jahr ermöglichte eine weitere Verbesserung der Karte des Bogatyr-Gletschers und der nächstliegenden Ausläufer. Bei einer Überschreitung aller sieben Gipfel des Talgar-Massivs wurden 1940 in der Moräne des Sewerzow-Gletschers Molybdänstücke gefunden. Daraufhin unternommene längere Suchen nach der Lagerstätte blieben erfolglos und wurden eingestellt. Nur der Alpinist Salanow aus Alma Ata durchwanderte weiter auf der Suche nach dem wertvollen Erz viele Täler und drang zu den entlegensten Orten vor. Die Ausdauer wurde nach langen Mühen belohnt. Beim Versuch, den Pik Ordshonikidsje auf einem neuen Weg vom Talgar her zu besteigen, fand er im Mondschein unter den Steinen einer Moräne in der Nähe des Pik Majakowski glänzende Stücke Molybdän*). Im Morgen sahen die über den Gletscher aufsteigenden Alpinisten in der Steilwand des Piks Quarzadern mit Einschluß von Molybdän. Eine große Bergsteigergruppe begab sich nach einigen Tagen mit dem Geologen Kolpakow an die schwer erreichbare Lagerstätte und entnahm Proben, die den gewaltigen Wert des Fundes Salanows bestätigten.

Bis 1947 waren alle Gipfel des Ausläufers von Alma Ata bezwungen und Koltokolnikow schuf eine genaue Karte dieses ganzen Gebiets. Ein beliebtes Ziel der kasachischen Bergsteiger wurden auch die formvollendeten Gipfel am Oberlauf des Tuzul-su.

Im selten besuchten Rebino-Tschilik-Knoten erkundeten 1934 zehn Kommandeure der Roten Armee die Pässe zu den Quellen des Tschilik und zum At-su vom Oberlauf des Rebin ins Tal Tschon-aiu-su. Der Pik ZDK (= Zentrales Haus der Roten Armee, 4500 Meter) wurde bestiegen. 1938 begab sich eine Expedition des Moskauer Hauses der Wissenschaftler unter Prof. W. W. Nemzki von Frunse aus über den Kilmaka-su-Paß ins Scholpak- und Tschol-tal-Gebiet und bestieg die Gipfel Pik Nabljudeni (= Pik der Beobachtungen, 4000 Meter), At-kum (4576 Meter) und Tur (4743 Meter). Weiter bestieg die Gruppe Nemzki im Rebino-Tschilik-Knoten eine Reihe von Gipfeln bis zu 4500 Meter Höhe und nach Überschreitung ins Talgar-Gebiet den Pik Torpedo (4373 Meter). Insgesamt wurden zehn Gipfel bestiegen, ein neuer Paß von Rebin nach Tschilik entdeckt, die bestehenden Karten verbessert und topographische Darstellungen der Gletscher und Gebirgsketten des Scholpak und Tschol-tal-Gebiets geschaffen.

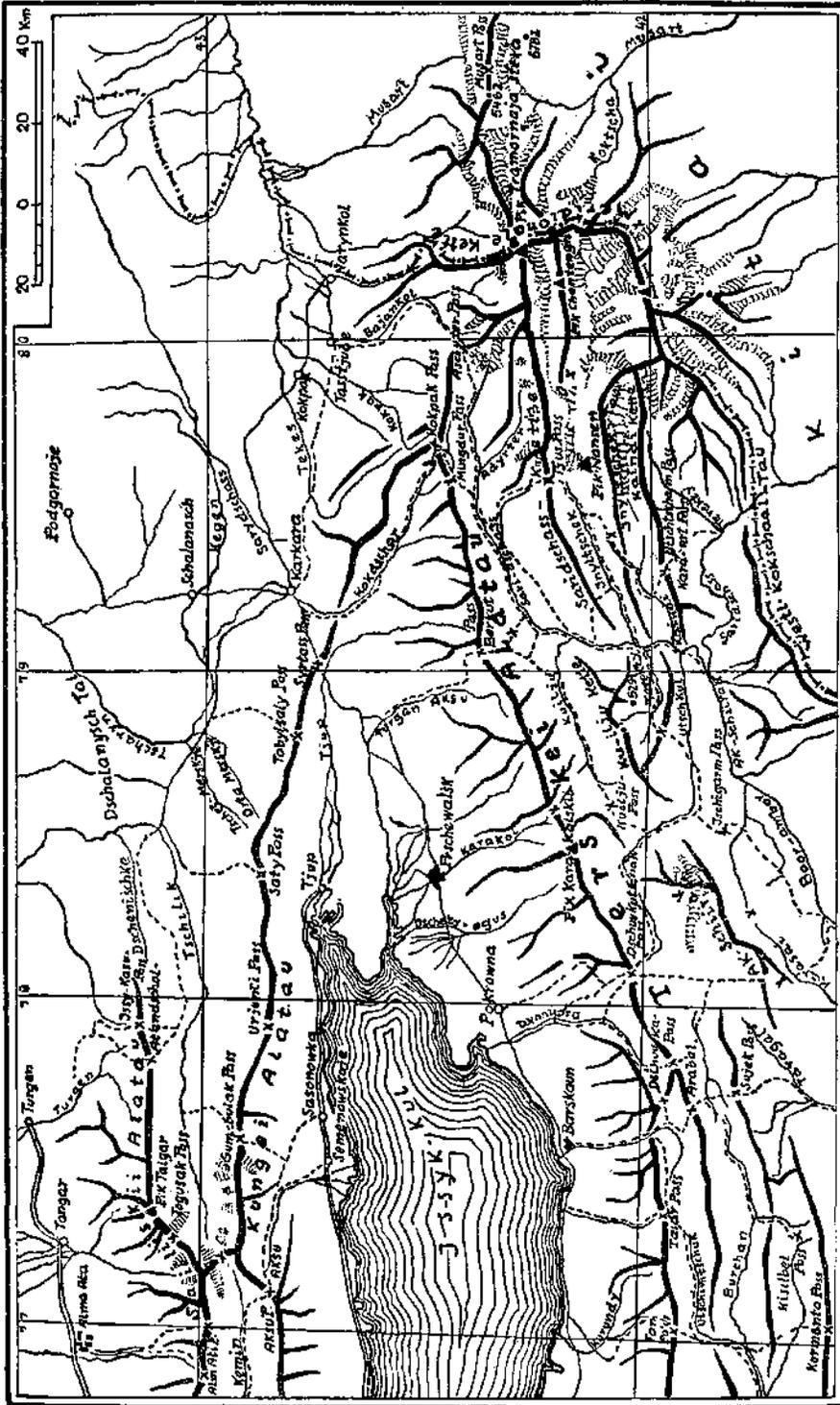
Während des Krieges leitete Pogtebezki in Alma Ata die Instruktorenschule für die Berg- und Skiausbildung der Roten Armee. In den Jahren 1944 und 1945 wurden zwanzig schwierige Besteigungen im Transilijski-Alatau**) durchgeführt.

1934 durchquerten zwei Gruppen kirgisischer Bergsteiger von Frunse aus über die Pässe Djure (4975 Meter) und Ortokol-su (5000 Meter) den Rungej Ala-tau und erreichten aus dem Rebin-Tal über den Alma Ata-Paß die Hauptstadt Kasachstans. Eine andere kirgisische Gruppe ging über die Kirgisische Kette ins Khyll-kurgan-Tal, von dort über den Ortokolschei-Paß ins Talas-Tal, weiter über den Schiargara-Paß ins Tal des Flusses Ketmen-sjube und nach Andischan. Der 4500 Meter hohe Hauptgipfel des Kirgisischen Ala-tau wurde 1937 erstmals bestiegen. Die noch weiter westlich gelegenen spitzigen Piks des Tschatkal-Knotens, des größten Ausläufers der Talas-Kette, wurde erst 1945 von einer Expedition der Gesellschaft „Kauka“ (= Wissenschaft) besucht, wobei die Gipfel Pik Tschatkal, Bselaja Schapta (= weiße Kappe) und Baiga bestiegen wurden. In den Nachbartälern wurden bedeutende Flüsse entdeckt, die noch nicht in die Karte eingetragen waren. In einem anderen Tal hatten sich durch Bergstürze jüngeren Datums mehrere schöne Stauseen gebildet, die ebenfalls noch nicht in der Karte verzeichnet waren.

Im südwestlichen Teil des Tienschan-Systems erheben sich an der Gabelung der Turkestan- und Serawtschan-Kette steil abbrechende Berge bis zu einer Höhe von

*) Molybdän: hochwertiges Erz zur Stahlverwertung.

**) Transilijischer Ala-tau der deutschen Karten.



Kartenfigur des Tienſchan-Gebietes

6000 Meter. Die Vereisung ist bedeutend. Der Serawtschan-Gletscher hat eine Länge von 24 Kilometer, der Proobraschenski- und Rama-Gletscher eine solche von 16 Kilometer. Straßen und bewohnte Orte sind nicht weit von diesen Bergen, die schon I. W. M u s c h e t o w in seinem berühmten Werk „Turkestan“ und W. K. Räckmers, auf Grund privater Expeditionen zu Beginn des Jahrhunderts, beschrieb.

Die Suche nach den Lagerstätten nützlicher Mineralien in der Turkestan-Kette war eine der Aufgaben der Tadshikischen Pamir-Expedition, der von 1933 an auch Alpinisten zugeteilt waren. Ein Expeditionstrupp besuchte 1934 an den Nordhängen den Karasju-, Zamyngon-, Kschemysch-, Kyrk-bulak-, Kot-Beles- und Raigorod-Gletscher und an den Südhängen den Serawtschan-, Jangi-Jobak- und Kolschif-Gletscher. An der Abzweigung der Alai-Kette wurde der Matscha-Paß überschritten.

Im Herbst 1934 entdeckten W. Abalaktow, A. Maleinow und Zeidler mit dem Geologen Miljajew in der Turkestanischen Kette die 4600 Meter hohe Diowanjanaja (= zinnerne) Wand. In den Pegmatitadern wurde Kasseritit gefunden. Das daraufhin vom Frühjahr bis 1. September 1935 durchgeführte Unternehmen war charakteristisch für die gegenseitige Ergänzung geologischer, bergsteigerischer und wirtschaftlicher Aufgaben der sowjetischen Expeditionen. Neun bewährte Alpinisten mit großer Erfahrung im Sommer- und Winterbergsteigen sollten die Wand für die Geologen und Arbeiter der Suchgruppen auf dem leichtesten Wege zugänglich machen. Dazu mußte im steilen Eis der Wand eine Treppe von 400 breiten Stufen ausgehakt und durch Seilgeländer gesichert werden. Auch um die Arbeitsplätze der Hauer wurden Seilsicherungen gelegt.

1940 begab sich eine 18 Mann starke Expedition des Moskauer Hauses der Wissenschaftler unter Professor W. W. Nemzki in den unerforscht gebliebenen zentralen und östlichen Teil des Serawtschan-Knotens. Die Expedition teilte sich in vier Gruppen, die verschiedene Gebiete untersuchten und sehr wertvolle Materialien zur Verbesserung der Karte und zur Darstellung der Vereisung zusammentrugen. Der bedeutendste, während dieser Unternehmung von Muchin, Susew und Popow bestiegene Gipfel war der Pit 5800 Meter in der At-terek-Kette.

Das etwa 800 Quadratkilometer große Gebirgsmassiv der Fansker Berge im westlichen Teil der Serawtschan-Kette zwischen den Flüssen Fan-darja und Kschut-darja wurde 1937 erstmals von den Bergsteigergruppen Kasakow und Muchin besucht. Muchin und Susew gingen vom Iskander-kul-See über den Dschibschik-Paß und bestiegen den 5415 Meter hohen Bolschaja (= Großer) Gansa und den bereits von Topographen im Vorjahr bestiegenen Schimintarga (5487 Meter). Die Gruppe Kasakow bestieg zwei Gipfel, die sie Pit Krasnych Sor (= Morgentrote, 4950 Meter) und Pit Energie (5105 Meter) benannte. Die Unternehmungen trugen zu einer Verbesserung der Karte bei, denn die Lage der Gipfel und einiger Ketten war falsch eingetragen. 1939 kam A. S. Muchin mit vier Alpinisten in den noch unberührt gebliebenen zentralen Teil der Fansker Berge. Sie bestiegen den Malaja (= Kleiner) Gansa (5031 Meter) und den Pit 5183 Meter, entdeckten einige neue Pässe über die Hauptkette und die seitlichen Ausläufer und korrigierten durch Erkundung der Oberläufe aller bedeutenden Gletscher die Gebietskarte.

Durch die vielen Expeditionen in die Hochregionen des Pamir und Tienschan haben zahlreiche sowjetische Alpinisten seit 1929 reiche Erfahrungen gesammelt, die sie voraussichtlich bald in das Ringen um die Achttausender einsetzen werden.

Wer die zugrunde liegende russische Originalliteratur (an die 100 Nummern) einsehen will, findet sie verzeichnet in dem Werke D. M. Satulowskis „Auf den Gletschern und Gipfeln Mittelasiens“ (Moskau, Staatsverlag für geographische Literatur, 1948) und in den unter dem Titel „Bewungene Gipfel“ erscheinenden, von J. D. Simonow redigierten Jahrbüchern des Sowjetischen Alpinismus.

Anschrift des Verfassers: H. Schöner, Berchtesgaden, Salzburger Straße 18

Von den Viertausendern des Berner Oberlands

Von Heinrich Klier

Mit 3 Bildern (Tafel 4, 7 und 16)

Wenn der Frühling die Zeit der großen Pläne ist, so beginnen Ende Juni, anfangs Juli die Vorbereitungen. Die Ausrüstung wird zusammengetragen: Pickel und Steigeisen, Handbeschlag und Eisärte, Perlonseile und Keepschnüre und Karabiner. Große Lastkörbe, wie wir sie im Krieg den Mulis aufgepackt haben, werden vollgestopft.

Schließlich stehen wir schwer atmend vor den drei Körben, die zusammen 150 Kilogramm wiegen. Bis Brindelwald, der alpinen Hochburg des Berner Oberlandes, werden sie per Bahn befördert, aber dann . . . ? Die Schultern tun uns weh, wenn wir denken, wer die Schlaffäcke und Perlonseile und Speckseiten auf die Viertausender hinaufschleppen wird müssen.

Und dann ist sie da: die Stunde. Aus der Dämmerung bäumt sich ein gratartiger Pfeiler ins Ungewisse empor. Unter uns schießt die Eistrinne auf die erwachenden Gletscherböden hinab. Die Träume waren nicht umsonst so kühn gewesen, daheim, an jenem föhnigen Frühlingabend. Wir wollen den Burtschen an seiner steilsten, aber auch verlockendsten Flanke anpacken.

„Wozu denn lange herumtanzen!“ war die ungeteilte Meinung des Quartetts. Mit ungeteilten Meinungen und kleinen Rucksäcken kann man in knapp drei Wochen alle Viertausender des Berner Oberlandes machen, „Jungfrauen“ ausgenommen.

Aber das wäre schon der Schluß. Ich will doch versuchen, ganz vorne zu beginnen.

Bei strömendem Regen fahren wir durch die ganze Schweiz — Walensee, Zürisee, Zuger See, Vierwaldstätter See, Obsee und schließlich Brienzner See; See und Regen, Regen und See. Ankunft in Interlaken bei strömendem Regen; wir wollen gar nicht aus dem Auto heraus.

„So ist es richtig!“ sagt Wastl Mariner.

„So muß es anfangen!“ stimmt Runo Kainer ihm zu.

Was sollen da wir zwei Westalpen-Hasen sagen?

Ankunft in Brindelwald: strömender Regen. Wir kommen im Touristenquartier der Pension „Glacier“ unter, riesengroßer Schlaffaal, abseits der oberen Zehntausend, nette Wirtsleute, kurz und gut: für Burtschen unserer Sorte das ideale Standlager. Wir entleeren unsere Körbe, und nach fünf Minuten gleicht der Saal einem Warenlager in alpinen Artikeln; unsere harmlosen Schlafgenossen machen einen respektvollen Bogen um unsere klirrenden Eisbeile und surrenden Primusköcher. Wir sind die unbestrittenen Herren der Lage!

Am nächsten Morgen flimmert die Gipfelwand des Eigern in unseren Schlaf und scheucht uns hoch, und dann sitzen wir auf unseren Lagern und sehen zu, wie die tiefverschneite Riesenwand unmittelbar über uns aus den brauenden Nebeln in den Tag hineinwächst. Steil, abweisend, unwirklich.

Hoch über dem, im untern Teil von Blockwerk zugeschütteten, im oberen Teil herrlich eisblauen Brindelwalder Fiescherfirn, führt der Felsensteig zum beinahe hundert Jahre alten Schwarzegg-Hüttchen hinauf. Im knietiefen, saftigen Gras der Steilhänge stehen ein paar Schafe, breit gebaut, mit dichten weißen Pelzen und schwarzen Läufen wie Gamsen. Alpenastern und stattliche Königsdisteln, Primeln, Brunellen und Fingerhut, Heckenrosenbüsche — üppig wie im Märchen . . . ein Blumenzauber aus Lila und Blau und Violett, daß wir beinahe auf die Berge und Eisflanken ringsum vergessen, auf die eispralle Fiescherwand,

auf die plattige Südwand des Eigers, auf Wetterhorn und Schreckhorn. Nur als dann jener Felspfeiler vor uns aus dem Firnbecken wächst, edel geformt, hoch und kühn im Profil gesehen: der Nordpfeiler des Finsteraarhorns, da bleiben wir stehen und stützen uns auf die Pickel auf und schauen eine Weile . . .

1 Uhr 45 ist eine Zeit, in der man sich nicht gern aus dem Schlaf stören läßt, auch nicht vom Wecker, den man am Vortag voller Auftrieb gestellt hat. Aber sein Ton hat etwas so Bestimmtes an sich, daß ich mich aus den Decken wickle, aufstehe, um Licht, Kaffee und Kra-wall zu machen.

Zwei Stunden später sind wir schon hoch oben in der Eiszinne. Runo stößt mit den Schuhen Stufen in den Schnee; wir stapfen nach und können unsere Gedanken ziehen lassen, weit durch die Mondnacht, weit durch die Welt.

Eine vereiste Felsstufe sperrt die Eiszinne. Runo schraubt sich mit überlebensgroßen Spreizschritten höher; dann folgt Hans, bricht die noch verbliebenen Eiszapfen-Griffe ab, reicht auf Grund unserer Beschwerden Wastl den Pickel zu . . . im selben Augenblick schlägt Runo droben rad, fängt sich aber wieder; zugleich rutscht dem Hans der Pickel aus, Wastl faßt herunter, steht wieder neben mir auf der Steilstufe, nicht ohne mir vorher seinen am Rucksack befestigten Pickel kameradschaftlich über den Kopf gehaut — auch nicht, ohne den von den andern zum Aufstieg verwendeten Firnschild vernichtet zu haben . . .

Aber im Morgengrauen stehen wir dann doch droben am Fuß des rotbraunen Pfeilers, der sich in mächtigen Schwüngen durch die Westwand emporbaut; er stößt dort zum Südwestgrat, wo dieser am schönsten wird . . . für den geübten Bergsteiger also ein herrlicher Felsanstieg auf das Schreckhorn.

Wir geraten in die Nordseite des Pfeilers; der Fels ist ungemein steil, nicht sehr zuverlässig, schuhtief mit lockerem Pulver bestreut. Wir halten uns ein wenig rechts; an der Pfeilerstirn ist es eine Pracht; schneefrei, nur wenig vereist, schöner Fels, Wandstellen, Ramine; zuletzt spitzt sich der Pfeiler zu einer Kante zu, die gegen Nordwesten ungemein jäh und tief abstürzt. Bei einer Terrasse treffen wir auf den Südwestgrat, eine kurze Kaste, ein jauchzender Sonnenaufgang, ein steiler Gratausschwung, ein paar Gratzacken, die sich wie zum Spaß verwegene Schneehüte und Wächten aufgesetzt haben — dann stehen wir sechs Stunden nach dem Aufbruch am Gipfel des Großen Schreckhorns, 4080 Meter.

Noch steht kaum eine Wolke am Himmel; noch hat man es nicht begriffen. Um mich herum drei lachende, schon jetzt tief gebräunte Gesichter. Und nah und fern Berge und Berge und nochmals Berge, von der Bernina bis zum Montblanc. Im Norden die Seen des blauenden Vorlandes und drüben im Süden, an Formenscönheit und Majestät alles überragend: das Finsteraarhorn, der höchste Gipfel des Berner Oberlandes.

Wir schauen und atmen und können es dann nicht glauben, daß die Gipfelfunde schon vorbei ist. Ich ziehe die Rucksacksnüre zu und weiß wieder, daß sich das Schöne nicht festhalten läßt, daß es nur ein Hauch ist, wie Bergwind an heißen Wangen, weiß aber auch, daß es nur deshalb so schön ist.

Ein waagrechter Wächtergrat führt uns zum Südgrat hinüber; über festen, trockenen Granit turnen wir rasch zum Schreckfattel hinunter.

Jetzt gilt es die Überschreitung zum Lauteraarhorn über die lange Zackenreihe, deren höchster, Point Bell, 4030 Meter — selbst ein kleiner Gipfel ist. Der erste Zurm — noch einer — der nächste. Zehn Meter hinauf, zehn Meter hinab — zwanzig Meter hinauf, zwanzig Meter hinab — manchmal leichter, dann wieder beachtliche Plattenriffe — fünf Türme, zehn Türme, zwanzig Türme — fünfzig Meter hinab — fünfzig Meter . . . ja, hört denn das überhaupt nicht mehr auf!?

Ein ziemlich heikler, fallender Quergang, wieder eine Scharte, wieder Türme, eine Stunde, zwei Stunden, vier Stunden. Schon brauen weiße Nebel aus der Tiefe, hüllen manchmal die Sonne ein. Endlich der Point Bell, dann eine Scharte, in der wir Kaste und Kastschlag halten. Weiter! Prachtige Plattenkletterei folgt, steiler, mehrfach senkrechter Fels. Auf und ab, fünf Stunden schon. Und da: auf einem Zurm, der nicht viel anders aussieht als die vier letzten, über die ich gestiegen bin, ein Steinmann . . .

Einige Zeit sitze ich allein, in einem tollen Wirbel von Gipfelsfreude und Nebel und Sonnengefunkteln . . . bis die Befährten mit beinahe schwarzen Gesichtern und dunklen Schneebriillen wie Bergsaune über die letzten Zacken heraufgeistern. Wieder ein Händedruck, wieder kurze Rast.

Wir haben noch weit. Der plattige Südgrat, die große Fienflanke, Waten im knietiefen Fautschnee, ein Gletscherhafscher, dann wieder 300 Höhenmeter hinauf auf den Strahleggattel, Moränensfelder, Schneefelder, der Eiger und unser Schreckhorn-Pfeiler für Augenblicke übergroß aus den rötlichen Abendnebelen tauchend. Schließlich Ankunft auf Schwargg bei Einbruch der Dunkelheit, 18 Stunden nach dem Abmarsch.

Sie nannten es „Eingeh-Tour“!

*

Aus dem Dunkel wachsen fahlschimmernde Eisflanken und klobige, lautlose Felspfeiler empor wie böse Träume. Wir senken den Blick und tun so, als ob wir nichts merken würden. Mit der Sorgfalt von Tieren queren wir den steilen Eisgang, Schritt um Schritt, und nichts kann den Füßen dabei helfen, die Augen nicht, die Hände nicht, wir haben uns nicht einmal angelehnt.

„Irgendwo muß die Spur sein,“ sagt Hans Gogi, mein Gefährte auf dieser Fahrt. Ja, irgendwo muß sie sein; auf dem letzten Felsabsturz haben wir sie verloren. Wenn er seine Hand hinabstreckt, erreicht der Lichtschein seiner Taschenlampe den Boden. Ich bleibe stehen und atme die weiche warme Nachtlust ein, und der Geschmack des Kaffees im Mund ist noch wie eine letzte Verbindung zur Welt, die wir verlassen. Das braune Lichtlein von Hans schwankt in das Nichts hinein und wird bald verschwinden. Es ist, als ob er in den Weltraum hinabtaumelte, um das Verlorene zu finden. Aber er findet die Spur nicht mehr; ich quere weiter. In der Unendlichkeit ist es gleich, ob man dreihundert Meter zu hoch oder zu tief ist; maßlos sein . . . dies ist einer der Gründe, weshalb wir durch diese Nacht irren, weshalb wir vor zwei Tagen über den kühnen Felspfeiler auf das Große Schreckhorn gestiegen sind, und dann weiter über die übermütige Zackenkronen zum Lauteraarhorn, und immer noch weiter, 18 Stunden lang, daß der Abend wie eine Überraschung kam, mit der man nicht mehr gerechnet hatte . . .

Dies auch der Grund, weshalb das häßliche Surren des Taschenweckers neben mir an der Wand wie ein Befehl klang: „Jetzt ist es Zeit, wenn du noch den Mut hast und den Auftrieb, wie gestern nachmittag auf den grauen, warmen Granitplatten vor der Strahlegghütte!“

12 Uhr 45, abends, morgens . . . auch diese Unterscheidung fällt hier weg; am Rande der Unendlichkeit kann eine einzige Stunde den Becher bis zum Überfluß füllen. Dennoch . . . wir können uns dem Seltsamen, mit dem die Menschen die Mitternachtsstunde umgeben, nicht entziehen.

Ich trete vor die Hütte. Wie eine bange Ahnung legt sich die Nachtlust auf die Wangen und die Stirn und die Handrücken; es ist erschreckend warm. Der Südhimmel ist gleichmäßig dunkel und hoch; aber von Norden greifen dunkle Fangarme nach uns, als wollten sie die Hütte in den wildzerrissenen Eisbruch hinabstoßen, von dem jetzt nur die Röhle und manchmal ein Achzen heraufstreichen, als ob große, fremde Schmerzen seinen Schlaf störten.

Noch liegt das Bergreich ringsum fahl und feindlich; die Augen gewöhnen sich nur schwer an das unwirkliche Licht, das aus dem Innern der Welt zu kommen scheint. Ein gutmütiger Wind plaudert mit den Schindeln der Hütte; es könnte alles sehr romantisch sein, wenn ich nicht die maßlosen Pläne im Herzen trüge, die Sehnsucht nach jenem einen, nach dem wir alle unterwegs sind . . .

Ich könnte jetzt in die Hütte gehen und alles vergessen; Hans, der noch die ganze Müdigkeit der Studerhorn-Nordwand in den Knochen hatte, war bestimmt wieder eingeschlafen, und auch sonst hat gewiß niemand das widerliche Knurren des Taschenweckers gehört oder ernst genommen.

Aber schon beginnt das Wasser im Aluminiumtopf über der bläulich-schwankenden Meta-Flamme zu singen; ich schütte eine dreifache Portion Nestkaffee hinein, wecke Hans noch einmal auf, schaue unerbittlich zu, wie er sich mit geschlossenen Augen die feuchten Socken anzieht, serviere Kaffee und Brot und Speck und Zuvorsicht, und hebe dann und wann den Kopf wie ein scheuer Knabe hinauf zu jenem unvergleichlichen Bergprofil, das aus dem fahlen Licht der Gletscher wächst, zum Finsteraarhorn-Nordpfeiler!

Und jetzt queren wir schweigend die Schneefelder und Felsflanken links über den Giescherfirn, und Hans sucht vergeblich die Spur, und dann stehen wir mitten im Bruch und seilen uns an, laufen an riesigen Querspalten entlang, bis wir eine Brücke finden, spüren, wie jeder Schritt und jedes Wort und jeder Gedanke ein ganz anderes Gewicht erhält, angefichts dieses riesigen, über tausend Meter in den Himmel stürmenden Felspfeilers, der sich jetzt purpurn gegen die sandfarbenen Kuffen des Athers abzuheben beginnt, und der uns emporführen soll auf den Königsthron des Berner Oberlandes. . . u n s, die wir kleiner sind als jeder der Felsblöcke und Eisrümmer, die der Berg Tag für Tag zu Hunderten hinunterwirft auf die Gletscherböden.

*

Wenn man erst einmal „dort“ ist, wenn es losgeht, wenn die Träume wegschlüpfen wie kleine Tiere, und die Hände zupacken; wenn die scharfen Zacken der Zwölfer sich ins Eis schlagen, dann ist alles sehr anders. Dann zeichnen sich die dunklen Felsen scharf vom alten Brokat der Firne ab; dann schaut man zum Lauteraarhorn hin wie zu einem alten Freund und schöpft neuen Mut, wenn man die Steilheit der Flanke sieht, über die man leichten Fußes geeilt ist. Dann haben die Wolkenbänke im Norden ihr Ungewisses in violette und braune Tinten getaucht, und sind nun halbwegs vertraut und berechenbar.

Über die steile Randkluft am jenseitigen Rand des Finsteraarfattels springen wir zwei Meter hinunter auf das steile Eisfeld, queren schnell über die von den Steinschlägen der Vortage ausgehaktten Eistinnen. Über ein steiles Eisgratl erreichen wir jenseits wieder die Oberlippe der Randkluft. Wir stehen auf der untersten Felschulter unseres Pfeilers, und schauen — nicht ganz so leichten Herzens wie an anderen Tagen — dem roten und goldenen, schließlich silbernen Licht zu, das rings sein frühmorgendliches Spiel treibt, das die Schatten in die blauen Berge der Gletscher scheucht, bis nur mehr Licht ist und Ferne und Höhe.

Wie ein schmaler Firn baut sich unser Pfeiler zwischen den dräuenden Couloirs zu beiden Seiten empor; wir müssen unsere Köpfe ganz zurückbeugen, um die letzten, steilen Stufen droben zu erkennen. Es ist schwer einzusehen für den, der nicht bei uns steht, warum wir gerade hier hinaufsteigen wollen; warum wir den Berg nicht über seine zahmste Seite angehen, warum, warum, warum. . .

Mit Worten wissen wir es selbst kaum auszudrücken; aber vielleicht ständen wir jetzt nicht hier, wenn wir alles so genau wüßten; vielleicht lägen wir jetzt noch drunten im warmen Schlafraum der Hütte, in die weichen Wolldecken eingehüllt, oder noch tiefer, im Tal drunten, und wüßten nichts von den Steinschlägen, die links und rechts unseres Pfeilers durch die Schluchten brüllen. Streifen wir wieder nach der verbotenen Frucht und sind uns der Sünde nicht bewußt? Wir wissen es nicht. . .

Seil und Steigeisen werden im Rucksack verstaubt. Das Gestein ist gut gegliedert, wir können unangeseilt klettern. Das geht viel schneller, und die Zeit ist heute kostbar. Wir wollen möglichst ohne Bivak durchkommen; man weiß nie, wann die schwarzen Wolkentiere der Nacht wild und böß werden.

Und jetzt gießt der Feuerball seinen goldroten Überfluß über die kühnen Felshörner im Osten herein und die Firne und Eisfelder feiern ihren Schöpfer. Das Licht und die Wärme dringt bis in unser Herz. Die beinhart gefrorenen Schuhe werden weicher; selbst die Zehen tauen auf und freuen sich mit. Das Blut kreist schneller, wir vergessen die Worte, die im Führer stehen: „Ungemein großzügig, aber so gefährlich, daß die Fahrt auch besten Bergsteigern nicht zu empfehlen ist!“

Es geht rasch höher. Mächtige Blockgrate von braunem Granit, plattige Aufschwünge, eine Rinne rechts der Schneide, ein Riß links; vorbei an wackeligen, schreibstischgroßen Blöcken, die wir nicht zu berühren wagen; splitttrige Gratstücke aus hellgrauem, quarzigem Gestein; blaue, hohlklingende Eistafeln und feiner nachtkalter Pulver.

Wir haben schon die Höhe des Studerhorn-Sipfels erreicht; Hans schüttelt den Kopf. Die Sonne muß recht stark geworden sein: durch die Couloirs links und rechts surten und pfeifen Granittafeln und Eisbrocken aller Größen. Man spürt es körperlich, wie die Luft von den scharfen Kanten zerschnitten, wie Stein und Eis bei den harten Aufschlägen zerhackt werden.

Ein mächtiger, im oberen Teil überhängender Aufschwung versperrt den Weiterweg: anseilen, den Pickel an den Ruckack geschnallt; in der linken Turmwand klappt ein Riß; schon greifen die Hände hinein, als ob sie nie was anderes täten. Rechts in der Platte steckt der einzige Haken, der auf dieser Fahrt zu finden ist; „klia“ schnappt der Karabiner ein; ein kurzer Quergang in den Riß zurück. Hans kommt nach; der Tiefblick auf die Eiswüste verlangt nach Berewigung; ich zerre die Netina heraus, Hans muß auf kleinstem Tritte warten, schimpft. „Bitte recht freundlich!“

Über dem großen Steilaufschwung verklemmen wir uns zum dritten Frühstück auf einem schmalen Band. Kondensmilch und Schweizerkäse und Schokolade rutschen zäh durch die Kehle. Wir sprechen nicht viel und schauen uns nicht in die Augen. Die Steinschläge, die keine hundert Meter von uns entfernt durch den düsteren Schlund brüllen, sind die einzige Begleitmusik.

Das folgende Stück ist weniger steil. Riesenzigarten aus Granit stecken schief wie Weihnachtskerzen im Eis. Jedes Ausweichen in die Flanke endet in widerlichem, unverlässlichem Blankeis.

Ich stehe auf zwei wackeligen Blöcken und suche mit klammen Fingern hinter einer morschen Eistafel einen Halt; da ertönen von rechts oben, wo ungemein feste Wächtergebilde in die Nordwand hereingucken, Rufe: „Schneller!“ Das sind die Kameraden, die durch das Agassiz-Couloir und über den Westgrat auf den Sipfel gehen. Sie sehen das Unwetter aufziehen, das unserem Blick verborgen ist; wollen uns antreiben. Aber jeder Schritt, jeder Zentimeter erfordert gerade hier höchste Vorsicht. Je größer das Wagnis im ganzen ist, desto mehr Disziplin erfordern die Kleinigkeiten.

Jetzt stehen wir am berücktigten grauen Turm, an dem jener kühne erste Erstiegungsversuch endete, bei dem drei Schweizer Führer mit einer englischen Lady 60 Stunden am Berg kämpften, vergeblich, doch unvergessen.

„Links hinein in das Steinschlag-Couloir!“ befiehlt die Beschreibung, und wie zur Bestätigung brüllt eine Horde von Fels- und Eisblöcken durch den Tobel. (Später erfuhr ich, daß der graue Turm auch schon gerade überklettert wurde.)

„Warten wir noch ein wenig. Vielleicht geht die Sonne bald aus den Sipfelsfelsen!“ Beklemmend, dieses Warten, und aussichtslos wie alles, was ein Mensch gegen das Schicksal unternimmt.

Eine schwere Salve ist durch. „Los jetzt, Hans!“ Ich sichere ihn in das Couloir hinunter. Zehn Meter neben mir prellt ein faustgroßer Stein auf das Band. Schnell . . . du dort drunten. Der Schluchtgrund ist eisblank. Schwarz. Vom Steinschlag ausgefräst. Eine mächtige Felscheibe springt durch die Schlucht herunter. Links an die Wand, rechts hinüber. „Spring in Deckung . . . Seil frei!“ Das Trumm faust über ihn hinweg. Verschwindet im Nichts. Er ist noch immer seelenruhig mit dem Blankeis beschäftigt.

Die Szene läßt sich nachher wohl beschreiben. Aber wie einem geschieht, wenn der Tod vorübergeht, kann man nicht sagen. Groß ist das Wort des 90. Psalms: „Lehre uns bedenken, Herr, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!“ Das volle Gewicht dieser Worte trägt man vielleicht nur in solchen Augenblicken, da man an den Berg gefesselt ist. Man kann hier nicht aussteigen, wie bei einer ungemütlichen Bahnfahrt, aufhören, wie bei einem unfairen Tennis-game.

Ich folge in die Todesrinne nach, springe hinüber. An wackeligen Gneisfäulen turnen wir höher; an einem Überhang aus wackeligen Blöcken verklemme ich mir den Daumen so, daß ich ihn kaum mehr herausbringe. Dann stehen wir wieder an der Pfeilerkante, die sich glatt und senkrecht emporbäumt. Jetzt kommt das steilste Stück des Pfeilers.

Belbe Wolkenzungen lecken über den Figer heran; drohende Schatten kriechen über die Gletscherfelder. Manchmal drängt schon die Frage ans Herz: Wie lange noch?!

Steiler, vereister, brüchiger Fels erfordert viel Zeit. Hans versucht als zweiter aufzuholen; wütet; ganze Steinlawinen donnern in den Abgrund. Gestank zerschlagenen Gesteins steigt aus der Tiefe herauf. Weiter . . . weiter . . . weiter . . . dann hängen plötzlich die Wächten nah über uns. Noch eine Seillänge, und noch eine, dann stehen wir auf dem Grat. Zwanzig Meter drüben der Gipfel. Die Geradsichtigkeit und Beschlossenheit des Anstieges übertrifft alle Vorstellungen. Aber wir denken nicht an das, was hinter uns liegt.

Fahle Nebel kochen aus der Tiefe herauf, und irgendwo poltert der Donner. Der Händedruck ist kurz, aber er bedeutet doch sehr viel. Man könnte es nicht sagen. Hans eilt über den Westgrat davon, während ich das Seil aufwickle und noch ein wenig bleiben will: wiedergewonnen, allein, ich selbst!

Dann springe ich über die Südfanke hinunter, die auf das vorhin gar nicht so steil scheint. Wir treffen uns am Schneefeld, dann geht es schon los: Donner, Schneegestöber, Nebel . . .

*

Ich versuche wieder den Becker zu überhören. Wasfl geht zum Fenster. „Sternklar!“ Ach, nur noch eine Stunde schlafen . . . „Drei Uhr — raus ihr müden Socken!“

Und dann reißt mir Hans, um alle Bedenken zu zerstreuen, die Decken weg. Wenn man erst steht und sich in der Dunkelheit den Schädel an den Balken anhaut und sich in patschnasse Strümpfe und Schuhe hineinkämpft, sich schließlich beim Abkochen die Finger tüchtig verbrennt, dann ist das Argste schon überwunden. Im alten Finsteraarhorn-Hüttl frühstücken wir, um 4 Uhr queren wir schon über den Gletscher.

Auf Umwegen erreichen wir den Fuß des Grünhorns, dann flammt die Sonne über das Finsteraarhorn herauf und kündet uns wieder einen herrlichen Bergtag.

„Der Tag wird groß. So groß das Herz ihn macht.“

Die Welt wird weit und hell und unser; es ist klar, daß wir wieder einen ganzen Tag lang gehen und steigen und schauen und atmen werden, ohne irgend jemanden um Erlaubnis zu fragen.

Die Gefährten haben sich drunten auf den Firnschneiden die Steigeisen angeschnallt; sie halten sich deshalb in einer Eiszunge der Südfanke. Ich schlage mich rechts an die Ostfante und turne über deren steile, gegen die pralle Nordostwand ausgelegt abstützende Felsen dem Gipfel zu.

Bewegung wird in dieser wundervollen Luft und Höhe zu einer reinen Freude, welche in alle Glieder hineinreicht und die Anstrengungen gar nicht spürbar werden läßt. Oh ich's denke, stehe ich auf dem Gipfel des Großen Grünhorns, 4047 Meter, der steilen Felspyramide über den Aletsch- und Walliser Giescherfirnen.

Die Gratüberschreitung über das Kleine Grünhorn und den „Grauen Jaggl“ zum Hinteren Giescherhorn, 4020 Meter, und zum Großen Giescherhorn, 4049 Meter, ist eine Unternehmung großen Stils, ein Höhenweg an der Viertausender-Grenze, in fast durchwegs gut griffigem Fels. Die Ausgesetztheit gegen Osten verliert nach Stunden durch Bewöhnung ihre Schrecken; Profilgummisohlen machen auf den ebenen Gratstücken gamshockartige Sprünge zur Selbstverständlichkeit; was die Sonne übertreiben will, gleichen unsere großen weißen Gletscherhüte aus.

Als wir vom Großen Fiescherhorn Rückschau halten wollen auf unser redliches Tagewerk, sehen wir, daß der Föhn von überall her mit massierten Wolkenheeren auffährt. Der Tiefblick auf Grindelwald, das sich rund 3000 Meter tiefer auf grünen Matten breitet, gehört für mich zum Eindrucksvollsten dieser Bergtage; man spürt die Höhe und Steilheit der Fiescherwand geradezu körperlich, und eine Ahnung der Schöpfungsgewalten rührt uns an.

Schon über das Hochplateau hin ist die Spurarbeit sehr ermüdend; noch ärger wird es beim Aufstieg über den Westgrat zum Kleinen Fiescherhorn. Das Schneemur reicht uns oft bis an die Oberschenkel; links hängen die Wächten meterweit in die Nordostwand hinaus; ihre handbreiten Anrisse treiben uns ganz rechts an den oberen Rand der gegen Süden fallenden Steilflanke hinaus, über die immer wieder Schneelawinen in die Randklüfte hinabzischen.

Vom „Ochs“ — wie das schöne Horn unverständlicherweise noch genannt wird — geht es durch einen wilden Eisjirkus, über Firngrate, durch Steilflanken und Eisbrüche, schließlich über gutgeschliffene, noch nicht lange apere Felsabsätze 1600 Höhenmeter hinunter. Randklüfte und Spalten als letzte Einlagen ihrerseits; ein paar Hocksprünge als letzte Draufgaben unsererseits . . . dann stehen wir mit glühenden Gesichtern am Grindelwalder Fiescherfirn beisammen, trotten hinüber zur Strahleggghütte und wundern uns, daß 15 Stunden so schnell vergehen können.

Am Morgen verzehren wir das letzte Wurstende unserer Vorräte, dann tauchen wir mit einem seligen Gefühl hinunter ins Reich der Blumen und Bäume und sprudelnden Bäche, der Farben und der tockelnden Schmetterlinge, der Toiletteseifen und Zahnbürsten.

Wir genießen uns Neugeborene und das alte Grindelwald. Wir feiern den tumultartigen 1. August, den Schweizer Nationalfeiertag, bei einem Gläschen Weltliner, von dem wir allerdings bald und reumütig zu unserem „Kalterer See“ zurückkehren. Wir bewundern die FahnenSchwinger, Jodler und Alphornbläser; schließlich das Feuerwerk, zu dessen Unterstützung sogar hoch droben von der Station Eigerwand rote und grüne Leuchtraketen in den Nachthimmel gejagt werden.

Wir schalten zwei Kasttage ein, tummeln uns wie Fische im hellblauen Wasser des Grindelwalder Schwimmbades, liegen im Gras, lockern unsere zähen Glieder, liebängeln mit der großen Eigerwand, in der es trügerisch glitzert, finden keine Gegenliebe. Die zwei Tage fallen nicht aus der Reihe, sie gehören im Gegenteil mit zum Schönsten dieser Fahrt ins Berner Oberland.

*

Regen rieselt. Wir ziehen ihm zum Trotz der Kleinen Scheidegg zu; aus den großen Glasfenstern der Hotels gähnt die mondäne Langweile wie nur irgendwo in London oder Paris. Wir streben weiter, hinauf ins Wildland. Mittagspause zu viert im Nylonsack — der Regen kann uns so nicht den Appetit verderben. Gegen Abend erreichen wir die wie ein Adler in ihrem Felsenhorst sitzende „Neue Guggi-Hütte“, die wir mit drei feinen alten Schweizer Bergsteigern teilen.

Am nächsten Morgen liegt schubstief Neuschnee um die Hütte; als es aufzureißen beginnt, sind wir gleich weg, bergwärts. Dienstoffertige Steinmannbänke weisen uns den Weg zum sogenannten „Nordwestbollwerk“ des Mönch, mit dem „Nollen“. Über alle „Nollen“ und „Nollen“ geht's mit unseren scharfen Leichtsteigeisen lustig empor. Erst als wir am richtigen „Nollen“ kleben, wird's ernster; wir seilen uns an. Runo, der am höchsten klebt, haut und hacht den Nollen zurecht. Daß wir unten dabei ganze Ladungen Pulverschnee und Eissplinter ins Gesicht und hinter den Kragen bekommen, stört ihn nicht im geringsten.

Der Wind, der am Berg zu meinen besonderen Freunden gehört, wird immer milder und kälter und läßt sich auf keine Freundschaft ein. So sind wir froh, als wir endlich in

den Windschatten der Nordwest-Flanke kommen. Überraschend früh stehen wir auf dem Gipfel des Mönch, 4099 Meter hoch.

Eine wilde Wolkensahne wirbelt vom Aletschhorn drüben ins Blau hinaus, winkt uns einen Gruß zu. Wir sehen erstmalig in die eisgepanzerte Nordwand hinein. Einige Skifahrer am Ferner drunten sind die ersten Boten der Extravaganz vom Jungfrauojoch; ihren Spuren nach stapfen wir über den gleißenden Ferner hinüber. . . dann stehen wir plötzlich in einem dunklen Felstunnel, promenieren auf endlosen, elektrisch beleuchteten, ebenen Betonstraßen ins Berginnere, blasen die abgestandene Kellerluft weg.

Bahnhöfe, Empfangsalons, elegante Damen, es ist alles wie in einem schlecht erzählten Märchen, und wir helfen uns durch gute und bessere Wige über die Verblüffung hinweg. Als ich dann unseren Provianttsack in Empfang nehme, der per Bahn auf 3500 Meter heraufgeschaukelt ist, rundet sich das Märchen ab und wir spielen die Prinzen . . . allerdings nicht, ohne dafür 30 Franken zu bezahlen und ohne von türenzuschlagenden Bergführern mit bösen Blicken gemustert zu werden.

Und während draußen vor den großen Fenstern eine blaue, föhnlige Nacht aus den Gletschertälern steigt, sprühen die Eisp splitter vom Rollen durch unsere Träume, wölbt sich schon die Nordwand des Aletschhornes in einen traumgrünen Himmel.

*

Um fünf Uhr früh verlassen wir das Labyrinth am anderen Ende. Die höchste „Jungfrau der Welt“ flammt in einem kalten, klaren Morgen. Wir lassen sie rechts liegen — „die machen wir am Heimweg“, heißt es. Doch wer eine „Jungfrau“ verschmäht. . .

Vom Lautor und vom Kranzberg (3800 Meter), dessen Gipfel von einem zweifamilienhausgroßen Granitblock gebildet wird, geht der Blick vor- und nachführend über die steilen Eisflanken des Gletschhornes, der Ebnefluh, des Breitornes im Westen, der Aletschhorn-Nordwand im Süden.

Aber da die Berge in einen gelben Himmel geschnitten sind, mischen sich auch die Vor- gefühle mit Unbehagen, und wir stackeln bald weiter durch die wilden Brüche des Kranzbergfirns, später über das oberste Feld des Aletschfirns, der sich wie eine Urechse endlos zwischen den Bergen hinauswälzt.

Im Nebel treffen wir auf der L ö t s c h e n h ü t t e ein, und was sich im folgenden bis zum 10. August, 3 Uhr früh, dort abspielte, war dunkler als die Leidenszeit der Bürger von Calais. Nebel, Schneetreiben, Regen, die Enge der Hütte, der verhinderte Auftrieb, als Kost ausschließlich Brot und Erbswurstsuppe, die wir einer flüchtenden Wandergruppe abkaufen konnten . . . das alles reißt sich um uns und in uns; und es ist wie ein Wunder, daß es uns nicht vollständig aufgerieben hat.

Aber all das ist vergessen und verwunden, als uns Wasil am besagten Tag um 3 Uhr früh aus den Decken treibt, als wir ein wenig später losziehen zur A l e t s c h o r n - N o r d - w a n d, der wir all diese Opfer gebracht haben.

Bald kann sich der aufgestaute Auftrieb entladen; wie Raketen fahren wir durch die „Gerade“, als die sich der vom Nordostgipfel niederbrechende Hängegletscher dem Beschauer darbietet, empor. „Erzelsior!“ und alle guten Berggeister sind mit uns: Regen und darauffolgender Frost haben die Verhältnisse im unteren Teil ideal gestaltet; unsere neuen Leichtsteigeisen bewähren sich wieder aufs beste; dunkle Schlünde, die sich vor uns aufreißen, werden kreuz und quer mit Seilzügen, Sprüngen und Steigbäumen überwunden. Die festsam bleich über das Finsteraarhorn heraufkriechende Sonne taucht den Westhimmel in violette und purpurne Tinten — dem Wetter ist nicht zu trauen, also weiter, nur weiter; selbst das große Fragezeichen — die riesige Querspalte, mit der sich der Hängegletscher vom oberen Eisfeld losreißt — entwaffnet sich selbst mit einem Eisgrat, über das wir ruck-zuck die Oberlippe der gewaltigen Kluft erklimmen.

In der letzten Steilflanke tritt mehrmals Blankeis zutage, aber unsere „Bistfengel“ greifen knirschend und knackend ins spröde Element. Ein Schlußhang, der Nordostgipfel,

ein großes Firnbecken, an dessen Südrand sich der Hauptgipfel erhebt, ein schmales Bratl aus Fels und Firn, dann stehen wir droben . . .

Lauchzendes Gipfelglück trotz des Sturmwindes und der über das Matterhorn heranpeitschenden Wolkenfahnen. Es ist, als ob Petrus uns armen Bürgern von der Löttschenhütte nur eine ganz kleine Chance gegeben hätte . . . und, mochte der Sturm kommen: wir hatten sie genützt!

Es blieben nur noch wenige Minuten . . .

Der Gang im Sturm, im „Sturm“-Schritt über die Wächtergrate des Kleinen Aletschhorns und des Sattelhorns; der Abstieg durch die jähe Nordwand des Sattelhorns mit ihren Klüften und eisblauen Grotten; der Abmarsch am nächsten Tag durch knietiefen Neuschnee, der mühsame Aufstieg aufs Lauihorn und der Verzicht auf die Jungfrau, der Gang über die firnfunkelnden Mönchsjöcher und der Abstieg über den schneidigen Plattengrat, auf dem die Bergshütte thronet, das Hinabstreifen durch die duftenden Blumeninseln, durch Almranssch, Gras und Anemonen, der erstarrte Schuppenpanzer des Grindelwalder Fiescherfirns, der Gang durch das mondäne, abendliche Grindelwald, das Zusammenpacken, die Fahrt den Seen entlang, der Mittag im selbstbewußten, prächtigen Luzern, der Abend am Balensee . . ., das alles klingt zusammen in einen Aktord des Abschieds.

Vorbei die Bergtage und das Glück der Gipfel; verheilt die Schrammen an den Händen und die zerrissenen Lippen: was bleibt, ist immer nur das Herz, das alles in sich hineintrinkt . . .

Das Herz, das reicher und trunkener wird, da wir vermeinen, seine große Sehnsucht zu stillen . . .

Schlufsgesang

Wir waten durch die Alpenrosenteiche
Dem Abend zu, der auf den Wäldern ruht.
Vergessen sind die silbernen Bereiche.
Ein Tor, der glaubt, nun wäre alles gut.

Sonne verblutet an verlornen Finnen.
Der Gesang in den Bäumen geht zur Ruh:
Aber die silbernen Bäche rinnen
Dem Dunkel zu . . .

Anschrift des Verfassers: Heinrich Klier, Züri, Tirol

Erinnerungen an das Bergell

Von Richard H e c h t e l

Mit 6 Bildern (Tafel 5 und 6)

Ich sollte mich eigentlich mit anderen Dingen beschäftigen. Mit Dingen, die den meisten Leuten wichtiger und nützlicher erscheinen, als in Erinnerungen zu kramen und diese zu Papier zu bringen. Doch wir waren gestern wieder einmal in den Bergen, und ich wußte keinen Zustand, der jener Tätigkeit angemessener wäre, als die leichte, wohlige Müdigkeit, die ich heute empfinde. Man ist noch etwas fremd unter den Menschen und blickt mit einem leisen Lächeln und Unbetheiligtsein auf ihre ungeheure und so nutzlose Beschäftigkeit . . .

Es dünkt mich eine lange Zeit, und doch ist es erst zwei Jahre her, daß wir zum erstenmal in das Bergell zogen. Zwei junge Stuttgarter Bergsteiger, Hermann Braun und Helmut Martini, nebst meinem jungen, mir erst vor kurzem angetrauten Eheweib, waren meine Begleiter. Die Schwierigkeiten, mit denen eine Auslandsreise damals noch verbunden war, schreckten uns in keiner Weise. Was hatte es schon zu bedeuten, daß es keine Devisen gab? Wir besaßen ja ein Zelt, wenn auch ein altersschwaches, das keinem Regen mehr standhielt, und einen Primuskoher. Und unsere Kuckfäcke und Koffer faßten neben der Bergausrüstung für drei Wochen Proviant. Die Frage war höchstens, ob wir all das auch noch tragen konnten . . . Doch der Reiz des Neuen, Unbekannten, der von Anfang an über dem Unternehmen lag, und das große Erleben, das uns bevorstand, waren hinreichend starke Triebfedern, um alle Hindernisse zu überwinden. Im übrigen waren unsere Vorbereitungen so sorgfältig wie nur möglich. Wir hatten einen fast übergroßen Respekt vor den Bergeller Granitriesen und ihren berühmten Kanten und Wänden. Zuviel in dieser Richtung hat wohl noch keinem geschadet, zumeist hingegen schon viele ins Verderben gestürzt.

Über den Albulapafz waren wir nach Sankt Moritz gekommen, und das Oberengadin war unsere erste Enttäuschung. Wohl selten ist eine so großartige, herrliche Landschaft durch den Menschen so gründlich verunstaltet worden wie hier. Auf eine Strecke von mehr als zwanzig Kilometern verliert man keinen Augenblick die im Stil der Jahrhundertwende erbauten, unserm heutigen Empfinden unerträglichen Hotelkästen aus den Augen. Sie geben stummes und dennoch berebtes Zeugnis vom Geiste ihrer Erbauer und Besitzer: Seht, wie herrlich weit haben wir's gebracht! Wer hat mehr Geld als wir? Und man kann noch mehr Geld damit verdienen, als man schon hat! Geld, Geld, der Gott unseres gesegneten Zeitalters . . .

Auf der Höhe des Malojapafzes hat der Spul ein Ende. Ein letztes, heute dem Verfall preisgegebenes Märchenschloß grüßt traurig von irgendeinem Felsen herab, dann tauchst du, den zahllosen Windungen der Straße folgend, hinab ins Val Bregaglia. Hier weht dir plötzlich ein anderer Geist entgegen. Trotz des modernen Postautos, in dem du sitzt, und seines unaufhörlichen Tati-Tati, fühlst du dich um Jahrhunderte zurückversetzt. Klozige, quaderförmige Häuser mit meterdicken Wänden sind wie von einer Riesenhand über das enge Tal hin verstreut, und in einer seltsamen Weise mischt sich der düstere Ernst, der über ihm liegt, wieder mit südländischer Heiterkeit. Das ist das Tal, in dem seit Jahrhunderten ein stolzes und schönes Menschengeschlecht haust. Unwillkürlich denkst du an John Knittel und seine von wilden Leidenschaften erfüllten Romangestalten.

In Promontogno hat unsere Fahrt vorerst ein Ende. Wir schleppen soviel wir tragen können — siebzig oder achtzig Pfund — hinauf bis unter die Sciota-Hütte und errichten dort unser Lager. Vom Zelteingang überblicken wir eine der mildesten und schönsten Berg-

gruppen in den ganzen Alpen: bei der phantastisch zersägten Sciora-Gruppe im Osten beginnend, schweift unser Blick über die Cima della Bondasca, die tierlich wirkenden Pizzi Gemelli und den Piz Cengalo mit seiner fast erdrückenden, mächtigen Nordwand bis hinüber zum Piz Badile, dem König der Bergeller Berge. Die über 800 Meter hohe Nordostwand, die er uns zugehrt, wirkt von hier gesehen senkrecht, mauerglatt und völlig unersteiglich. Das ist das große Ziel, das mich vor allen anderen hierhergeloct hat . . .

Die Nordkante des Piz Badile, die als scharfe, wie mit dem Lineal gezogene Begrenzungskante des Berges erscheint, soll unsere erste Fahrt sein. Aber kann man, aus dem Flachland kommend, gleich an eine solche Fahrt gehen, die immer noch zu den großen Unternehmungen in den Alpen zählt? Man darf es mit gutem Gewissen, wenn man den Winter und das ganze Frühjahr so hart und eifrig trainiert hat, wie wir es taten. Es war kaum ein Sonntag vergangen, an dem wir nicht von früh bis spät an den Felsen der Schwäbischen Alb oder im Allgäu geübt hätten.

So stehen wir am Tag nach unserer Ankunft, mittags um zwölf Uhr, bereits auf dem Gipfel des Piz Badile und freuen uns über unseren ersten Berggipfel und die einzigartig schöne Kletterei, die er uns bot. Für unseren Hermann, der im Kriege eine Hand verlor und mit einer Prothese klettert, mag dieser Augenblick wohl noch viel mehr bedeutet haben.

Nach dieser Fahrt, die mit unserer Rückkehr über den Passo di Bondo am Abend des gleichen Tages ihr Ende findet, sieht es lange Zeit so aus, als ob sie die einzige größere in diesem Urlaub bliebe. Das ständig zweifelhafte Wetter macht alle unsere weiteren Pläne zunichte. Scioretta-Nordwestkante ist ja eine ganz nette Tour, aber deshalb fährt man nicht ins Bergell! Und irgendein Torre am Passo di Grande mag noch so interessant zu besteigen sein — eine Verlegenheitstour bleibt es trotzdem. Auch der Ago di Sciora galt anfänglich als Lückenbüßer. Später änderten wir unsere Meinung und fanden, daß es ein herrlicher Berg sei. Um es vollständig zu erzählen: um drei Uhr morgens war das Wetter — wie gewöhnlich — schlecht. Etliche Stunden später, um sieben oder acht, sieht der Himmel schon viel freundlicher aus. Für den Ago könnte es gerade noch reichen — gut, wir gehen auf den Ago! Es kommt zunächst nur ein Weg für uns in Frage, der durch das Agocouloir. Ganz geheuer ist uns in dieser engen und steilen, von Schnee- und Eistreifen erfüllten Rinne keineswegs. Vor einigen Tagen haben wir eine riesige Steinlawine beobachtet, die darin niederging und die ganze Westflanke minutenlang in eine dichte Wolke von Steinstaub hüllte. Wir klettern, so rasch es geht, im glattgeschliffenen Grund der Rinne empor und verlassen diese bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, um über ein Firnband den Westgrat zu gewinnen. Der Gedanke, von der nächsten Lawine auf den Bleischer aufgestrichen zu werden, ist uns auf die Dauer doch zu unbehaglich . . . Kaum haben wir das Firnband betreten, wird es in der Rinne schon lebendig. Als erstes kommen ein paar Blöcke von der Größe eines mittleren Kleiderschranks mit lautem Getöse herabgepostert. Nein, durch diese Rinne werden wir auf keinen Fall wieder absteigen, wir sind noch nicht lebensmüde . . . Der Weiterweg ist nicht sonderlich schwer und einigermaßen sicher, schließlich gelangen wir an den etwa hundert Meter hohen Gipfelblock, der eine wunderschöne Kletterei in eisenfestem Fels bietet. Gut ab vor dem alten Klucker, der hier vor mehr als einem halben Jahrhundert als erster empor-
klimm!

Aber wie kommen wir von diesem Teufelsberg wieder herunter, ohne das Selbstmördercouloir zu betreten? Es bleibt uns nichts anderes übrig, als den Grat zum südlichen Nachbargipfel, zur Sciora di Dentro, zu überschreiten. Auch diese Möglichkeit wird zum Problem, da das Wetter wieder einmal umschlägt. So stehen wir auf dem Gipfel der Sciora di Dentro vor der Aufgabe, einen unbekanntem Abstieg im dicken Nebel zu finden. Ich glaube kaum, daß es der richtige Weg war, den ich die Gefährten damals hinabführte, doch sie waren bescheiden genug, sich nicht über meine Irrwege zu beschweren, und zufrieden, den Zeitpunkt an jenem Tag überhaupt noch zu erreichen.

Es vergehen nahezu zwei Wochen, bis sich die Wetterlage so weit gebessert hat, daß wir uns mit unserem größten Problem, der Nordostwand des Piz Badile, wieder befassen können. Mancherlei Bedenken kommen über mich. Durfte ich es wagen, mit Helmut

Martini diese Wand anzugehen, die als eine der schwersten in den ganzen Alpen, wenn nicht als die schwerste überhaupt, galt? Freund Helmut ist ein ausgezeichnete Kletterer, doch hat er nie zuvor eine auch nur annähernd so schwere und große Wand durchstiegen. Die volle Last der Führung und Verantwortung würde auf mir allein ruhen. Würde das nicht auch meine Kräfte übersteigen? Würde Freund Helmut durchhalten? Sind nicht schon einmal zwei junge Menschen in dieser Wand umgekommen? Wie so oft, siegt auch diesmal der Wagemut über alle Zweifel und Bedenken. Sie werden wohl keinem geschenkt, der an ein so großes und ernstes Unternehmen geht, jeder muß auf seine Art damit fertig werden.

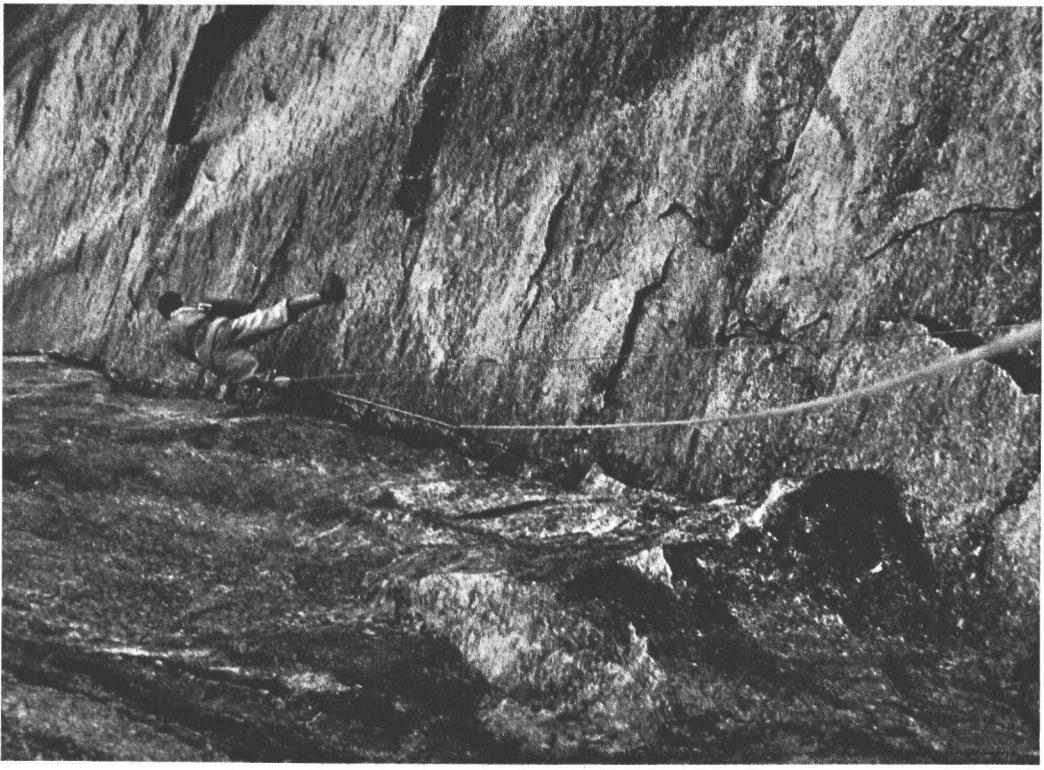
Im Morgengrauen des 8. August überschreiten wir die Randkluft und legen Hand an die noch in eisigem Schatten liegende Wand. Nun ist aller Kleinmut von uns gewichen, von jetzt ab beherrscht uns nur noch ein unbändiger Kampfes- und Siegeswille. Wir kennen den unteren Teil der Wand schon von einem Erkundungsvorstoß, den wir vor einigen Tagen unternahmen, und kommen rasch voran. Um acht Uhr morgens haben wir den Bivakplatz der Erstbegeher*) erreicht. Um zehn Uhr haben wir nahezu die halbe Wand hinter uns und halten unsere erste Rast bei einer kleinen Schutterraße. Bis hierher war es nicht leicht gewesen, doch sollten die Hauptschwierigkeiten erst kommen. Ein außerordentlich steiler und geschlossener Wandgürtel von einigen hundert Meter Höhe schießt über unseren Köpfen in den Himmel und verteidigt den Zugang zum obersten, besser gegliederten Teil der Wand. Kraustraubende Verschneidungen und Risse, Dachüberhänge und aalglatte Platten, Kamine und raffinierte Quergänge — alles findet man in dieser Wand, hin und wieder sogar einen alten Mauerhaken. Über diesen freut man sich jedesmal besonders, weil man ihn als Beweis betrachtet, daß man noch auf der richtigen Route ist.

Ich habe mir ja schon oft gewünscht, in einer derartigen Wand einem jener Neunmalflugen zu begegnen, die immer behaupten, eine moderne Felsfahrt unterscheide sich von einer klassischen dadurch, daß man heute mit Haken macht, was man früher ohne Haken machte! Ich möchte zu gerne die hilflosen Blicke sehen, mit denen er nach den nächsten Mauerhaken, über die er immer so sehr Kluges zu schreiben weiß, vergebens Ausschau hielte. Leider bin ich jenem Herrn in dieser Situation noch nie begegnet und werde ihm auch nie begegnen, weil es bequemer und gefahrloser ist, am sicheren Schreibtisch zu sitzen, Theorien zu entwickeln und Bannflüche auf die „Extremen“ zu schleudern.

Doch ich will nicht weiter abschweifen und zu unserer Wand zurückkehren. Es dauert viele Stunden, bis wir jenen sperrenden Wandgürtel überwunden haben und nach links in einen riesigen Trichter queren können. Allmählich wird uns klar, daß wir uns sehr beeilen müssen, wenn wir ohne Bivak durchkommen wollen, wie wir es vorhatten. Um sieben Uhr abends ist der Sieg für uns errungen. Die achte Begehung dieser gewaltigen Wand, die erste deutsche, liegt hinter uns. Nur zwei Partien war es bis jetzt gelungen, die Wand in einem Tag zu durchsteigen, wobei die eine davon auf dem Gipfel bivakieren mußte. Da wir den Abstieg nach Süden kennen, reicht uns der Rest des Tageslichtes gerade noch, die italienische Bianetti-Hütte zu erreichen, wo wir schon erwartet und von allen Seiten herzlich begrüßt und beglückwünscht werden.

Ich habe keine große Lust, in den acht Tagen Urlaub, die mir noch verbleiben, viel zu unternehmen, da ich weiß, daß jedes Erleben auf irgendeiner anderen Bergfahrt doch nicht bestehen könnte neben dem Großen und Einmaligen, das jetzt hinter mir liegt. So begnüge ich mich mit dem Schauen, steige nach Soglio hinauf und blicke von der Eschierova-Hütte stundenlang und völlig wunschlos zu dem Dreigestirn Piz Bernina — Piz Stercen — Piz Kofeg empot, das in gleißender Pracht in einen tiefblauen, südlichen Himmel strebt.

*) Die Nordostwand des Piz Badile wurde in der Zeit vom 14. bis 16. Juli 1937 von Cassin, Esposito, Ratti, Molteni und Balsacchi erstmals durchklettert. Beim Abstieg kamen im Wettersturz die beiden Begleitgenannten ums Leben. Hechtel und Martini gelang am 8. August 1950 die achte Begehung als erster deutscher Seilschaft. Als kühnes Unternehmen ist eine Erstkletterung der Wand im Alleingang durch Hermann Buhl zu vermerken. Buhl fuhr Anfang Juli 1952 auf dem Fahrrad von Innsbruck ins Bergell, durchstieg die Nordostwand in 4½ Stunden und nahm den Abstieg über die Nordkante.



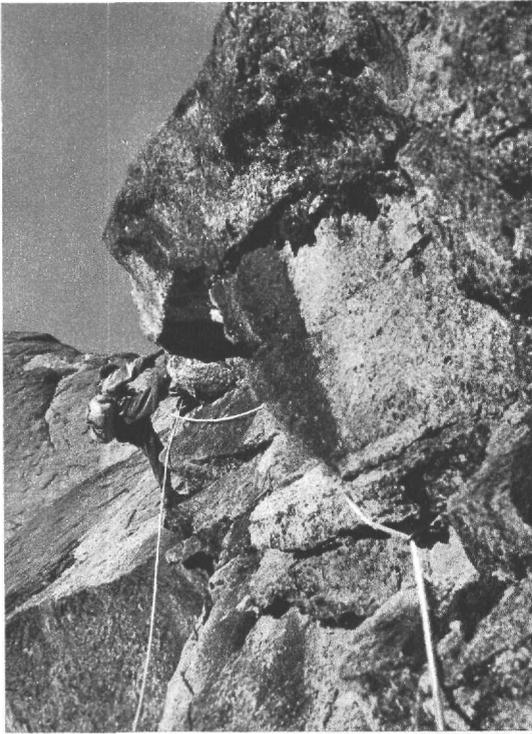
Stufen. H. Gehstiel

Erste Verschneidung

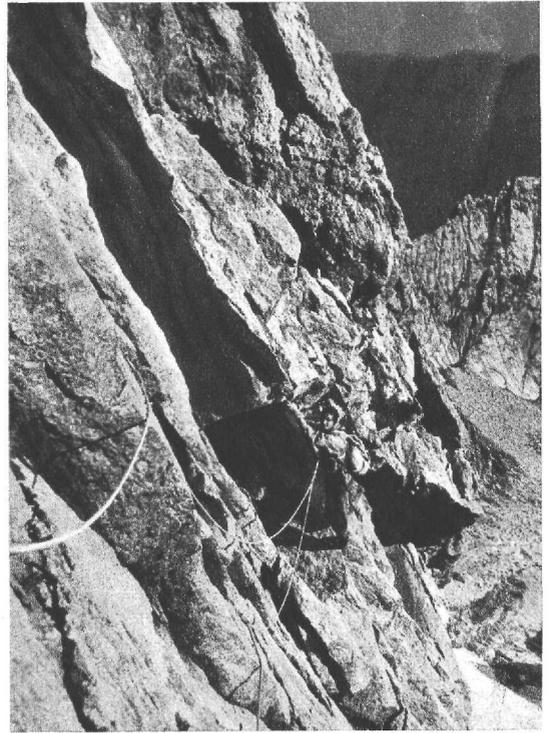


Ein der Nordostwand des Fels Babile

Einfliegswand

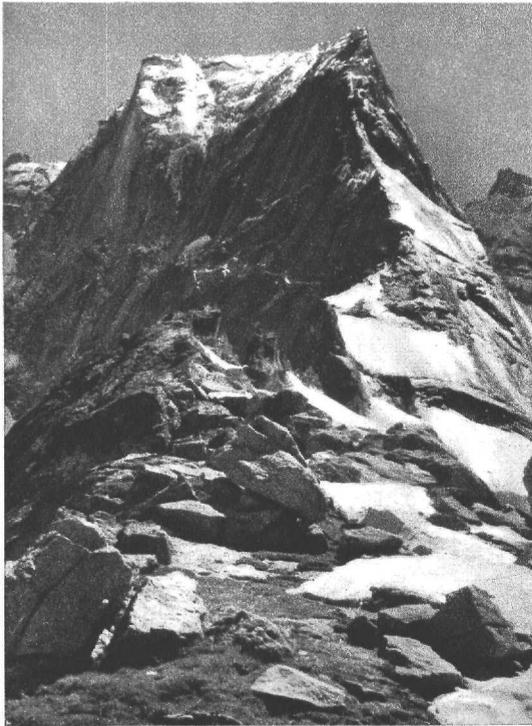


Zweite Verschnaidung

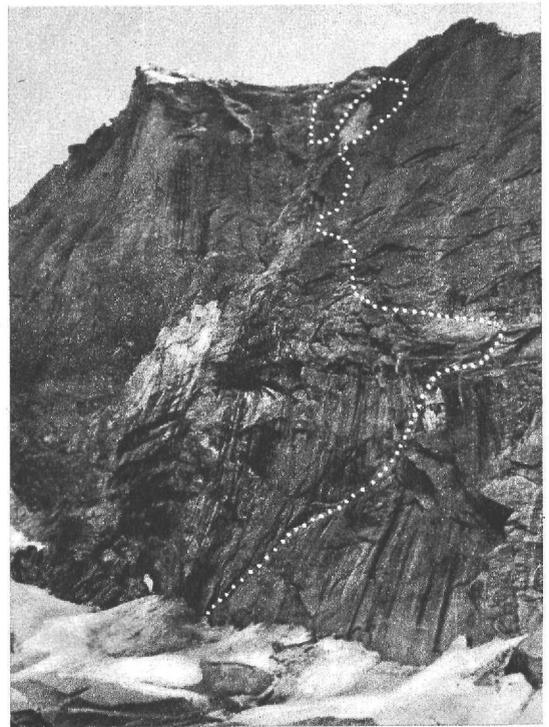


In der Nordostwand des Piz Badile

Quergang im mittleren Wandteil



Piz Badile von Norden
(rechts Nordflanke)



Piz Badile-Nordostwand

Aufn. M. Sechtel

Ich ahnte damals nicht, daß ich ein Jahr später schon wieder im Bergell und in der Sciora-Gruppe sein würde. Wir wollten, es war im Jahr 1951, eigentlich ins Mont-Blanc-Gebiet, aber dort waren nach dem vorausgegangenen außerordentlich schneereichen Winter und Frühjahr Anfang Juli die Verhältnisse noch so ungünstig, daß es uns unmöglich erschien, irgend etwas Ernsthaftes zu unternehmen. So fuhren wir wieder ins Bergell, in der Hoffnung, dort bessere Verhältnisse anzutreffen. Diesmal war Martin Schliefler, einer unserer tüchtigsten und erfolgreichsten Nachwuchsbergsteiger, mein Begleiter. Es hätte wohl kaum jemand gegeben, der unserer Seilschaft nicht die größten Chancen auf Erfolg zugestanden hätte. Und doch sollte es ganz anders kommen . . .

Auch im Bergell liegt in den ersten Tagen des Juli noch eine Unmenge Schnee, und die Möglichkeiten, die uns offenstehen, sind sehr beschränkt. Eine der wenigen Fahrten, die gehen könnten, wäre die Nordwestflanke auf die Sciora di Fuori. Doch damit hat es eine eigene Bewandnis. Man sagte, sie sei durch einen Felssturz, der vor einigen Jahren in ihrem obersten Teil niederging, ungangbar geworden. Die besten italienischen, österreichischen und Schweizer Seilschaften sollten sich seither ergebnislos daran versucht haben. Das alles macht aber keinen sonderlich tiefen Eindruck auf uns — wenn überhaupt noch jemand hinaufkommen würde, dann wären wir das. So glauben wir jedenfalls, ohne an übertriebener Bescheidenheit zu leiden. Leider sollte sich diese Meinung als vollständig irrig erweisen.

Wir sind beide sehr gut in Form und bringen in relativ kurzer Zeit seilfrei die Hälfte der 800 Meter hohen Kante hinter uns. Auch die alte Schlüsselstelle, die bald darauf folgt, macht uns keinerlei Schwierigkeiten — ein kleines Klettergartenkunststück, aber wirklich nur ein kleines, wie wir es hundertmal geübt haben. Und dann sind wir bereits unter dem Borgipfel, an der Stelle, wo der Felssturz stattgefunden hat. Der Eindruck, den man an dieser Stelle bekommt, ist kein guter und freundlicher. Die Kante selbst ist messerscharf und vollkommen hoffnungslos, ebenso die Nordwand, die die Blatte einer Panzerplatte hat. Einzig und allein die senkrechte, teilweise überhängende Südwand scheint einige schwache Möglichkeiten in sich zu bergen. Das ist der Ort, wo der Felssturz niedergegangen ist. Dort hängen noch Blöcke jeder Größe absturzbereit über dem Abgrund, „ganze Lokomotiven“, wie Marti lachend feststellt. Wir hatten, wie gewöhnlich, abwechselnd geführt, die erste von diesen äußerst unangenehmen Seillängen hatte mich getroffen, und nun ist Marti an der Reihe. „Ich bin am drantzen“, meint er lakonisch, und macht sich ohne Zögern an die Überwindung eines schrägen, durch eine abgespaltene Platte gebildeten Risses, der durch eine leicht überhängende, vollkommen glatte Mauer emporzieht. Er versucht es mit Piazzetechnik, die Füße auf Reibung gegen die Platte gestellt, und hat bereits ein schönes Stück auf diese Weise hinter sich gebracht, als das Unfassbare geschieht. Noch heute sehe ich mit vollkommener Deutlichkeit vor mir, wie er mit beiden Füßen gleichzeitig abrutscht, wie sich sein Körper streckt, die Hände ihren Halt verlieren und wie er ins Leere stürzt. Ein kurzer Aufschlag auf das schmale Band vor mir, dann verschwindet er im Nichts. Ich umklammere beide Seile, ein scharfer Ruck, den ich ohne Schwierigkeit abfange — gottlob, die Seile haben gehalten, Marti hängt an die zehn Meter tiefer, doch unsichtbar für mich, frei in der Luft. „Bist du verletzt — wo fehlt's?“ — „Du mußt mich ablassen.“ — „Nein — du mußt heraufkommen — ich werde ziehen — kannst du mithelfen?“ — „Seht nicht — unmöglich!“ — „Bekommt du Stand, wenn ich dich ablasse?“ — „Ja, ich komme auf ein Band.“

Obwohl — oder gerade weil ich mir des tödlichen Ernstes unserer Lage vollkommen bewußt bin, bleibe ich innerlich vollkommen ruhig, beinahe unbeteiligt. Ich weiß allzu gut, daß unser beider Schicksal besiegelt ist, wenn ich jetzt den Kopf verliere und den kleinsten Fehler begehe. Können wir auf fremde Hilfe hoffen? Nein — das wäre sinnlos, wer sollte sie auch bringen! Wir müssen um jeden Preis versuchen, aus eigener Kraft wieder hinunterzukommen. Während Marti auf seinem Band sich etwas erholt, bereite ich mit eisiger Gelassenheit den Rückzug über die 600 Meter hohe Kante vor. Ein Glück, daß es noch früh am Tag ist, daß wir noch eine Menge Zeit vor uns haben! Als uns die Abseilseilingen ausgehen, fangen wir an, mit Zähnen und Fingernägeln die uralten Trittschlingen auf-

zuknüpfen, die wir noch haben. Was abzuklettern ist, klettere ich, nachdem ich Martl hinuntergesichert habe, frei zurück, um Schlingen zu sparen. Hin und wieder können wir auch eine alte Abseilschlinge unserer Vorgänger benutzen. So kämpfen wir uns, dem eisernen Muß gehorchend, mit verbissener Energie Seillänge um Seillänge abwärts bis wir bei sinkender Sonne wieder am Einstieg stehen — vernichtend geschlagen und dennoch dem Schicksal dankbar, das uns mit knapper Not einer Katastrophe entgehen ließ.

Wir haben nicht mehr viel unternommen in jenem Jahr im Bergell. Zunächst einmal dauert es eine ganze Weile, bis Martl von seinen Verletzungen so weit genesen ist, daß er wieder ans Klettern denken kann. Und auch dann, als es so weit ist, will keine rechte Stimmung mehr aufkommen. Wir durchsteigen noch die West-Nordwestkante der Pioda di Sciora, eine Erstbegehung des italienischen Alpinisten Bramani, und klettern über den Verbindungsgrat zur Sciora di Fuori hinüber. Von ihrem Gipfel können wir bequem auf unsere Unglücksstelle hinunterschauen, sie liegt gar nicht so tief unter uns. Sonderlich wohl ist uns auf dem Gipfel nicht, er hängt stark nach Westen über und wird wohl eines Tages in die Tiefe stürzen. Alles ist vergänglich, auch die „ewig ragenden Berge“ ragen nicht ewig. . .

Nach unserer Rückkehr in die Heimat erfahren wir zu unserer großen Verwunderung, daß die Fuori-Kante nun doch gemacht worden ist von vier Schweizern. *) Kurze Zeit später kam Adolf Jörg aus Garmisch mit dem alten Kämpen Karl Simon, der schon 1936 bei der Erstbesteigung dabei gewesen war, und wiederholte die Fahrt. Womit erwiesen war, daß die Kante trotz aller vorausgegangener ergebnisloser Versuche immer noch zu machen ist, wenn auch unter außergewöhnlichen Schwierigkeiten und einem kaum mehr tragbaren Risiko, wie mir Freund Jörg versicherte.

So ist auch das Rätsel um die Fuori-Kante für uns gelöst. Vielleicht werde ich eines Tages wiederkommen, um eine vor Jahren erlittene, alte Schlappe wettzumachen. Die Neigung dazu ist im Augenblick nicht allzu stark. Andere Ziele stehen im Vordergrund, die stärker locken. . .

Anschrift des Verfassers: Dr. Richard Fehel, Herrlingen bei Ulm, Lauternstr. 29

*) Die Wiederbegehung der Fuori-Kante auf teilweise neuer Route gelang im September 1951 den beiden Seilschaften Bernhard Mair und Conrad Grimm. Bis zum Bergsturz im August 1948 war die Kante etwa fünfzigmal begangen worden.

In den Alpen von Livigno

Fahrten im Bergland zwischen Ortler und Bernina

Von S. Walcher

Mit 2 Bildern (Tafel 7 und 13)

Die „Alpen von Livigno“ sind das Berggebiet innerhalb der Tiefenlinien Zernez — Samaden (Inn) — Berninapass — Tirano — Bormio (Adda) — Wormserjoch — Santa Maria im Müstertal — Ofenpass — Zernez, Livigno (1818 Meter), eine der wenigen Ortschaften inmitten des Gebietes, liegt am Spöl, der sich hier auf italienischem Staatsbereich sammelt, um dann durch den Schweizer Naturschutzpark und bei Zernez in den Inn zu fließen.

Nach ihren Kulminationspunkten gliedern sich die Alpen von Livigno in fünf Gruppen: Languard-Gruppe, Campo-Paradisi-Gruppe, Piazza-Dossè-Gruppe, auch Grosfinische Alpen genannt, Murtaröl-Gruppe und Quatervals-Gruppe.

Über die Grosfinischen Alpen hat in der Alpenvereinszeitschrift 1897 Prielmayer eine sehr gute Monographie geliefert, über das Gebiet des Piz Quatervals, des Monte del Ferro und des Murtaröl hat in der WZ. 1912 Dyhrenfurth ausführlich berichtet. Sonst ist meines Wissens seit 1897 von den Livigno-Alpen in den Jahrbüchern des Alpenvereins nicht die Rede gewesen.

Von Besuchen der Hauptgipfel der fünf Gruppen in den Jahren 1950 und 1951 sei im folgenden erzählt.

Piz Languard (3268 Meter) und Piz Albris (3170 Meter)

Wenn man als junger Bergsteiger nach Pontresina fährt, dann bestimmt nicht mit der Absicht, den Piz Languard zu besteigen. Auch ich hatte 1924 nicht diese Absicht, wohl aber 26 Jahre später, im Herbst 1950.

Nach einer Besteigung des prächtigen Piz Reisch hatte ich im lieblichen Madulain genächtigt und war am Montag, den 18. September, mit dem ersten Zug nach Pontresina gefahren. Da war ich nun wieder. 1924 galt es der Bernina, 26 Jahre später gilt es den Alpen von Livigno, der letzten Gruppe der Zentralalpen, die ich noch nicht kannte. Mit dem Piz Languard aber, dem vielberühmten Ausichtsberg des Oberengadins, wollte ich nun meine Fahrten beginnen, nicht zuletzt auch auf Grund der gemachten Erfahrung, daß das Schauen nicht der schlechteste Teil des Bergsteigens ist.

Weil ich schon so viele Bergfahrten unternommen habe und dabei doch immer nur zu Fuß gegangen bin, wollte ich diesmal die Ersteigung des Languard wirklich mit einer Fahrt beginnen. Und so nahm ich in einem Sessel des Liftes, nicht ohne mich dabei etwas zu schämen, Platz und ließ mich hinaustragen zur Alpe Languard. Das war eine durchaus angenehme Sache und brachte mir außerdem noch einen Zeitgewinn von mindestens ein bis eineinhalb Stunden, die ich als Zubuße für die Gipfelrast buchte.

Das Wetter war auch heute wieder prächtig. Kein Lüftchen rührte sich, der Himmel war wolkenlos blau und die Sonne lieblich mild. Schön langsam folgte ich dem Steig aufwärts und stand etwas nach Mittag am Gipfel. Ausichten soll man eigentlich nur andeuten, nicht aber beschreiben, außer man ist ein gottbegnadeter Meister des Wortes. Ich weiß nicht, was mehr anzuraten wäre, den Piz Languard vor oder nach Fahrten in der Berninagruppe zu ersteigen. Läte man es vorher, dann müßte das Verlangen nach diesen silberweißen, himmelnahen Bergen schier nicht mehr zu bändigen sein. Tut man es

aber nachher, dann gibt es wohl wenig Schöneres als still am Gipfel zu sitzen und im Geiste nochmals die Wege der Jugend zu gehen. Aber nicht nur der strahlenden Bernina galt mein Schauen. Sorgfältig hielt ich Aus- und Umschau nach allen Seiten, und am meisten wohl hinein in das braune, dunkle Land der Berge um Livigno.

Der Tag war so schön und das Blut von all den vielen Bergen so unruhig geworden, daß es mir nicht möglich war, länger als eine Stunde zu rasten, trotz der Zeitersparnis durch den Sessellift. Schon angeängte ich hinüber zum nahen Piz Aldris, dem Berg der Steinböcke, und dann war ich auf einmal auch schon unterwegs zu ihm. Von der Fuorcla Languard stieg ich mühelos auf dem kleinen Gletscher über Geröll und Felsstufen hinauf zum Steinmann am Nebengipfel des Berges. Wäre er der Hauptgipfel gewesen, wäre mein Latendrang erlöschet. So aber stand da im Norden, durch einen mächtigen Zackengrat von mir getrennt, ein noch höherer Gipfel und ließ mich nicht rasten. Dieser Zackengrat aber wurde das Ereignis des Tages. In steiler, prächtiger Kletterei geht es hinauf, hinab und so weiter, bis nach 30 bis 40 Minuten der Steinmann am Hauptgipfel erreicht ist. Jetzt erst wurde es ruhig in mir, jetzt erst folgte die lange, beschauliche Rast. Auf einem Felsbalkon, fast senkrecht über dem tief unten glänzenden Berninabach, dem Leuchten und Gleissen der Berninaberger noch näher gerückt, baute ich mir mein Lager und träumte mit offenen und geschlossenen Augen vom Einst, vom Jetzt und von kommenden Dingen.

Das nächste dieser kommenden Dinge war mein Abstieg zum kleinen Languardgletscher und die Rückkehr nach Pontresina. Die Angelegenheit war einfach. Mit etwas Vorsicht stieg ich durch die Nordflanke des Berges hinab zum kleinen Eisfeld und folgte dem Tal hinaus zur Alpe Languard. Lustig baumelten die Sessel am dicken Drahtseil, schwebten auf und nieder und luden ein zur mühelosen Fahrt. Diesmal aber widerstand ich, und das war gut. Ein wunderschöner Weg führte mich im Lichte der Abendsonne hinab in das Tal. Jeden Augenblick bildeten die grünen Zweige der Arven den Rahmen zu einem anderen Bild. Immer aber wieder war es der mächtige Piz Julier, der die Blicke auf sich zog. Tiefblau stand er zwischen den braunen Stämmen des Waldes; die Abendsonne hatte ihm eine Krone aus purpurrotem Gold aufs kühne Haupt gesetzt und den Himmel über ihm verwandelt in ein Meer glühender, unbeschreiblicher Farben.

Punta Paradisino (3305 Meter), Südgrat

Oft könnte man eine Sache einfacher und weniger mühsam machen, aber man bedenkt nicht immer alles und entschließt sich manchmal schwer, einen einmal gefaßten Plan zu ändern. Mein Plan bestand diesmal darin, die Punta Paradisino von Pontresina aus zu besteigen und am gleichen Tage wieder dorthin zurückzukehren. Wer den Weg auf dem Blatte Berninapass des vorzüglichen Topographischen Atlas der Schweiz verfolgt, wird finden, daß er etwas länglich ist. Und es wurde ein langer, aber sehr schöner Weg, der mir eine Fülle von Erlebnissen brachte.

Am Dienstag, den 12. September 1950, verließ ich mit dem ersten Zug Pontresina. Um 7.30 morgens stand ich am Berninapass und eilte bis 8.45 auf der breiten Straße hinunter nach Sfazù am Beginn des Val(*) di Campo. Straßenmärsche sind für Bergsteiger meist immer eine unwillkommene Angelegenheit. Dank der Gummisohlen hinterließ dieser Straßenlauf aber nur gute „Eindrücke“; er war landschaftlich recht schön.

Es ist staunenswert, wie rasch sich die Überzivilisation verliert, wenn man nur wenige Stunden in ein Seitental hineinmarschiert; rasch kehren die Menschen und ihre Werke zur grundgebundenen Form zurück, und dem Wanderer wird um so freier ums Herz, je mehr er in die Ursprünglichkeit der Natur und ihrer Bewohner eindringt.

Um 10.25 war ich beim Rifugio Saoses auf Lungaua und ungefähr 20 Minuten später bei der Alpe Campo am Beginn des Val Nera. Die Landschaft wird hier höchst

*) Wegen des schöneren Klanges sage ich statt: die Val, das Val.

romantisch. Cima Saoseo, Corno di Dosbè und Corno di Campo umstehen den kleinen Talboden und streben mit braunrotem Fels zur sonnigen Höhe.

Nach der Alpe Campo wird das Tal ziemlich weglos. In seinem Hintergrund, dort, wo zwei Gletscherbäche von der östlichen Talseite schäumend herabstürzen, hielt ich kurze Rast. Nach einem Blick auf die Karte stieg ich dann nördlich der beiden Bäche über steile Gras- und Geröllhänge an und erreichte etwas oberhalb des Merapasses den gratartigen Rücken, der vom Corno di Campo zum Merapass abfällt. Ich hatte gehofft, hinter diesem Gratrücken den Paradisino-Gletscher zu finden, die Karte ließ eine solche Vermutung zu, wurde aber in dieser Hinsicht arg enttäuscht. Was ich vorfand, war kein leuchtendes Eisfeld, sondern eine grandiose Schuttlandschaft. Mühsam stieg ich am Fuße der Gratfelsen im Geröll aufwärts, in der Richtung auf einen hohen Moränenwall, auf dem ich einen Steinmann zu erkennen glaubte. Als die Höhe dieser Moräne erreicht war, siehe, da lag der Gletscher vor mir, überragt von meinem Ziel, der Punta Paradisino. Nun kamen, nach einer kurzen Rast, die Eisen an die Sohlen und dann stieg ich langsam auf dem aperen Gletscher hinauf zu Punkt 3090. Auf einer Geröllinsel hinterlegte ich die Eisen und mühte mich dann über Schutt und Felsstufen hinauf zum Südgrat des Berges, über den ich nach einer netten, willkommenen Kletterei um 14 Uhr den Gipfel des Berges erreichte.

Ich war etwas müde, streckte mich auf einer großen Felsplatte behaglich aus und schlief ein. Als ich nach kurzem Schlaf erwachte, war die Luft erfüllt von einem tollen Geflatter und Getreische und die Sonne nahezu verfinstert. Hunderte von Bergdohlen umschwebten den Gipfel und waren sichtbar erbost, als die vermeintliche Beute sich plötzlich erhob und mit einem schauerlichen Gebrüll eine blitzende Waffe schwang. Nach diesem Intermezzo betrachtete ich durch das Zeißglas lange meine Umgebung. Wunder schön aufgebaut lag rund um mich das Bergland von Livigno. Immer wieder aber kehrte mein Blick zurück zu dem königlichen Berg im Süden. Ein breiter Hermelinmantel floß von seinen Schultern hinab in die braungüne Tiefe, und zwei elegante Grate trugen den zielichen Gipfel, dessen Eis im Lichte der Sonne funkelte wie ein Kristall. Dort unten im Süden stand sie, die Königin dieses stillen Reiches, sie, die Cima di Piaggi.

Im Abstieg verfolgte ich den Gletscher bis zu seiner Zunge, aus welcher die beiden Bäche lustig hervorsprudelten, die mir im Aufstieg zum Teil den Weg wiesen. Neben ihnen stieg ich nun, teils über Geröll, dann über hohe Felsstufen und durch Rinnen wieder hinab in das Val Mera und eilte hinaus zur Alpe Campo. Eine Schar Kinder empfing mich, schmusig und zerlumpt, aber kerngesund. In einem großen irdenen Topf brachte mir die Hausfrau gefühlte Milch als Gastgeschenk. Was tat's, daß die Oberfläche erst von einer Schicht Fliegen gereinigt werden mußte, sie schmeckte deswegen nicht schlechter.

Etwas später war ich wieder beim Rifugio Saoseo. Selten habe ich eine so nett eingerichtete Hütte angetroffen. Alles, was sich ein Bergsteiger wünschen konnte, war vorhanden. Reis, Makkaroni, Kaffee, Tee, selbst Zucker und jedes Geschirr. Nicht weniger sorgsam war der Schlafraum ausgestattet. Gerne hätte ich hier mein Lagerbett vollendet und hatte ja auch in dieser Absicht den Schlüssel für die Hütte von der Wirtin in Sfazù mitgenommen. In Pontresina habe ich jedoch vergessen zu sagen, daß ich möglicherweise erst am nächsten Tag zurückkehre, und so blieb mir leider nichts anderes übrig, als schweren Herzens die schöne Hütte wieder zu verschließen und mit müden Beinen den Weg nach Sfazù fortzusetzen. Als ich dort ankam, war das Postauto nach Poschiavo bereits abgefahren. Nun stand ich vor der Entscheidung, entweder nach La Rösja hinauszugehen, um dort zu nächtigen, oder nach Poschiavo zu wandern mit der Hoffnung, vielleicht noch einen Zug der Berninabahn nach Pontresina zu erreichen. Mitten in meinen Überlegungen wurde ich vom Geräusch eines Autos gestört, mechanisch hob ich den Arm; der Wagen hielt, und ein freundlicher Italiener nahm mich mit. Wenige Minuten vor der Abfahrt des letzten Zuges nach Pontresina war ich am Bahnhof in Poschiavo.

Welche Begegnisse zusammengedrängt in kurzer Zeit! Noch sehe ich mich am Gipfel meines Berges, umflattert von den enttäuschten Dohlen, inmitten der Kinderschar auf der Alp Campo, in der netten Küche des Rifugio Saoseo, eiligen Schrittes das Campotal

durchwandernd, überlegend und bedrückt auf der Straße in Szazu stehend, im Auto dahinrasend, und nun sitze ich im wohltemperierten, eleganten Wagen der Berninabahn und lasse mich durch die schweigende Nacht hinaustragen zur Gletscherhöhe des Berninapasses und hinunter nach Pontresina. Als die Glocken die achte Abendstunde verkündeten, schritt ich das letzte Stück des Weges vom Bahnhof hinauf zu meinem Hotel.

Piz Quaternals (3168,6 Meter), eine Überschreitung

Nach einer Besteigung des prächtigen Piz Pisoc war ich am Dienstag, den 28. August 1951, von Schuls nach Zernez gefahren und befand mich bereits um 10 Uhr vormittags unterwegs zum Blockhaus Cluozza im Cluozza-Tal. Das Gebiet des Piz Quaternals, der Spitze der vier Täler, ist ein Teil des großen Schweizer Nationalparks. Die Natur bleibt dort vollkommen unberührt von menschlichen Eingriffen; Pflanzen und Tiere genießen vollkommenen Schutz. Zur Beaufsichtigung des Gebietes um den Piz Quaternals hat die Parkverwaltung unmittelbar vor der Mündung des kleinen Balletta in das Cluozza-Tal für den jeweiligen Aufseher ein nettes Blockhaus erbaut, in dem auch die Besucher des Nationalparks Unterkunft und Verpflegung erhalten. Der Weg von Zernez zu dieser Hütte ist trotz eines großen Höhenverlustes im Anstieg und der Gegensteigung im Abstieg recht schön.

Als ich gegen 13 Uhr nachmittags die Hütte erreichte, war es für die Besteigung des Piz Quaternals leider schon zu spät. Diesem Umstand verdanke ich einen geruhlosen Nachmittag in einer romantischen Landschaft bei viel Sonne, blauem Himmel und rauschendem, kristallklarem Bergwasser.

Am nächsten Morgen, es war noch dunkel, verließ ich um 5.30 Uhr die Hütte, flog hinab zum Cluozza-Bach und durch das nette Balletta aufwärts. Ein bescheidenes Steiglein leitet im Anfang durch das Unterholz und schütterten Wald höhenwärts, dann muß man sich den Weg selbst suchen. Da es inzwischen heller Tag geworden war, bereitete dieses Wegsuchen nicht nur keine Schwierigkeiten, sondern war noch höchst reizvoll.

Nach ungefähr zweieinhalb Stunden Anstieg stand ich am Beginn des Eishanges, der südöstlich einer Felsrippe zum NW-Grat des Berges hinaufzieht. Heller Sonnenschein lag nun über Berg und Tal. Mit den Eisen an den Schuhsohlen war die Ersteigung des blanken Eishanges trotz seiner Steilheit nicht besonders schwierig. Etwas unangenehm war die Querung unterhalb des Grates zum Gipfelaufbau. Der in der oberen Hälfte des Hanges liegende Schnee war inzwischen weich geworden und rutschte von seiner Unterlage allzuleicht ab. Um 9.15 Uhr war der Steinmann erreicht. Wieder lag ein schönes Bergland rund um mich ausgebreitet, und weit hinaus in die Ferne eilte der Blick von Gipfel zu Gipfel. Im Sonnenschein, mit gestillter Sehnsucht im Herzen und umgeben vom grenzenlosen Raum war eine Stunde Raft rasch vergangen, und es hieß wieder Abschied nehmen.

Ohne besondere Schwierigkeiten erreichte ich nach wenigen Minuten den Südgipfel des Berges (3159 Meter) und begann den Abstieg über den unschwierigen, aber reizvollen Südgrat zur Fuorela Val Saffa. Ein seltener Genuß aber war dann der Weg durch das Val Saffa selbst. Auf den Resten des kleinen Gletschers, auf den ausgedehnten Schneehängen und Schneefeldern schlenderte ich abwärts. Wie ein Hochspiegel sammelte dieses Becken die Sonnenstrahlen; da war es eine unbändige Lust, mit bloßem Oberkörper durch dieses von Sonnenlicht und Sonnenwärme durchflutete Luftmeer zu wandern. Aber auch nach dem Ende der Schneefelder, im Reiche der ungeheuren Schutzströme, die ein besonderes Kennzeichen des Nationalparks sind, war der Abstieg noch immer ein Genuß. Man muß es nur verstehen, auch mit den Augen zu „gehen“. Da reiht sich dann ein Wegstück an das andere zum individuellen Weg, und dabei bleibt noch reichlich Zeit, den zähen Kampf zu bewundern, den die zarten Vertreter der Flora mit dem Geröll um ihr Leben führen.

Ein Stück oberhalb der Mündung des Val Saffa in das Cluozza-Tal hielt ich noch einmal eine kurze Raft. Eine kleine grüne Insel mitten im Geröllstrom verlockte mich dazu.

Wunderbar leuchtete das Gels des Alpenmohns, und trotzig breitete eine Arve ihre knorrig-
en, windverdrehen und zerzausten, aber trotzdem grünen Äste schützend darüber.

Als ich im Laufe des Nachmittags die Gegensteigung langsam hinaufstieg und dann
hinuntereilte nach Zernez, begegneten mir viele Parkbesucher. Es war keiner unter ihnen,
der mich nicht gefragt hätte, was ich alles an seltenen Tieren gesehen habe und was zu
sehen wäre, als käme ich aus Hagenbecks Tiergarten. Alle wollten etw a s sehen; was
es aber zu sehen gab, das sahen sie nicht, denn es hatte ja keinen berühmten Namen und
stand nicht im Buche.

Piz Murtaröl (Cima la Casina, 3183 Meter)

Nach einer Überschreitung des Piz Runa von Zernez nach Ardez, einer landschaftlich
ganz besonders schönen Fahrt, bestieg ich am Freitag, den 31. August, mittags in Zernez
das bequeme Postauto und ließ mich die Ofenpaßstraße bis zum Wegerhaus hinauf-
fahren. Dort schulterte ich wieder meinen Sack; der Weg zum Piz Murtaröl begann.

Leider hatte sich inzwischen der Himmel allmählich mit schwarzen Gewitterwolken bedeckt,
die mich eilen hießen, wollte ich mein Ziel, die Alp Mora, noch trocken erreichen. An den
Umhütten von Buffalora vorbei, strebte ich rasch hinauf auf die Hochfläche des Aufplau
und zum Buffalorapaß. Trotz des drohenden Gewitters wartete ich neugierig auf das
Erscheinen meines Berges, des Piz Murtaröl, der Cima la Casina der Italiener. Und
mit dem Maße, da ich mich der Paßhöhe näherte, hob sich jenseits von ihr der Murtaröl
mit seinem Nordwandgletscher aus der Tiefe des grünen Val Mora. Und dann stand er
vor mir, der Berg, den Dyhrenfurth als das stolzeste Schaustück der ganzen Engadiner
Dolomiten bezeichnet hat*). Ich kam gerade noch zurecht, um die Herrlichkeit und Majestät
des Berges bewundern zu können, ehe sie hinter den ziehenden und wirbelnden Wolken
und Nebelmassen versanken. Rasch eilte ich nun hinunter zu den nahen Hütten der Alp,
wo mich eine Anzahl romanischer Arbeiter und der junge Senne freundlichst begrüßten
und mir gerne Unterkunft boten. Noch einmal während des Abstiegs zur Alp hatten die
Wolken und Nebel den Berg freigegeben; wenige Minuten leuchtete über seinem Gipfel
ein Stückchen Himmelsblau, und ein Bündel goldener Sonnenstrahlen ließ Fels und Eis
erglühen. Ein wenig später aber, bald nach meiner Ankunft bei der Alp, rollte der Donner
durch das Tal, und der Regen rauschte bis spät in die Nacht hinein.

Als ich am nächsten Morgen vor die Hütte trat, war der Himmel wolkenlos, die
Luft klar und kalt und die Berge weit herab mit Neuschnee bedeckt. Rasch war ich reise-
fertig; von den Wünschen und Ermahnungen des Sennens und des Wilsbühnters begleitet,
stieg ich langsam hinauf in das kleine Tal von Murtaröl.

Es war ein genußvolles Steigen in der Frische der sechsten Morgenstunde. Fast
müheles kam ich höher, und als die Sonne die Gipfel der Berge vergoldete, stand ich
bereits am Fuße des steilen Hanges, der zum Sattel westlich des Gipfels hinaufleitet.
Es ist verblüffend, wie sich die Nordflanke des Piz Quaternals und die des Piz Murtaröl
gleichen; fast könnte man glauben, auf einem und demselben Berg zu sein. Auf einem
Felsblock mitten in einer echt alpinen Landschaft sitzend, befestigte ich meine Eisen an die
Schuhe und begann dann geruhsam zu steigen. Bewegte ich mich zuerst so ziemlich in der Mitte
des westlichen Hanges, so mußte ich mich mit zunehmender Steilheit immer mehr westlich
halten, denn der pulvrige Neuschnee lag nur locker auf dem blanken Eis und glitt bei der
geringsten Störung rasch in die Tiefe. Aus Gründen der Sicherheit querte ich daher
immer mehr nach Westen, wo eine unterbrochene Linie von großen Blöcken und Felsstufen
ein weniger gefährliches Höherkommen ermöglichte. Trotzdem war der Gang noch mühsam
genug und stellenweise wegen der unsicheren Verhältnisse problematisch. Die Sonne beschien
inzwischen einen immer größeren Teil des Hanges, was meine Stimmung als Alleingeh

*) Zeitschrift des D. u. S. V. 1912, Seite 307.

und die der Umgebung wohl bedeutend freundlicher gestaltete, aber andererseits wieder erhöhte Vorsicht forderte. Als ich, schon ziemlich hoch oben, unter den senkrechten Felsen, die den Hang westlich begrenzen, anstieg, bedrohten mich stürzende Eiszapfen und zwangen mich wieder hinaus in den Hang. Nun war die Neigung aber doch schon etwas geringer, und gegen 10 Uhr vormittags konnte ich dann die waagrechte Schneide des Sattels westlich des Gipfels betreten. Hier erwarteten mich nun vollkommen winterliche Verhältnisse. Der Fels war mit Eis und Schnee dick überzogen, und der Weiterweg schien mir vorerst recht fraglich. Als ich aber bei einem Graturn auf die Südseite des Berges hinüberwechselte, wurden die Zustände rasch besser. Über Felsstufen ansteigend, einige Kinnen und einen Vorgipfel überschreitend, betrat ich um 10.45 Uhr den Gipfel des Berges.

Auch der Piz Murtaröl ist ein Ausichtsberg ersten Ranges. Was man alles sehen kann, verrät jede gute Übersichtskarte; um die Aussicht aber zu erleben, muß man selbst kommen. Die Natur besitzt für jede Menschenseele eine eigene Sprache; Worte versagen, nur dem persönlichen Schauen und Erleben erschließen sich ihre Wunder und Werke.

Ehe ich nach einer Stunde sonniger Rast Abschied nahm, blickte ich nochmals lange nach Süden. Dort stand das vergrößerte Ebenbild meines Berges, die stolze Cima di Piazzgi; im Lichte der Sonne glänzten die Bleischer ihrer Nordflanke wie getriebenes Silber.

Etwas südlich des Murtarölgipfels zieht eine zuerst enge, dann rasch breiter werdende lange Schuttrinne hinab in das Val della Trimas; sie hatte ich zum Abstieg gewählt. Ihr Beginn ist steil und felsig; nach ungefähr 50 Metern verengt sie sich rasch und bildet ein kaum zwei bis drei Meter breites Tor. Den Eingang zur Rinne aber bewachte und bedrohte eine wohl 20 Meter lange und drei bis vier Meter hohe Wächte, die sich bereits vom Grat gelöst hatte und nur mehr lose und absturzbereit auf ihrer Unterlage ruhte. Scheu umschlich ich sie, um festzustellen, ob ich es wagen durfte, die Rinne zu betreten. Verschiedene bescheidene Belastungsproben beruhigten meine Befürchtung, und so stieg ich dann rasch entschlossen möglichst schnell und leise hinab zu dem Felsstör, passierte es eilig und sprang dann mit großen Säzen mitten in einem gleitenden und rauschenden Schuttstrom talwärts. Unten aber wiederholte sich das Erlebnis aus dem Val Sassa. Wieder ein Meer von sonnenglutdurchdrungener, klarer Luft, wieder die harten Firnhänge, der viele Schutt und das unentwegte Ringen des ersten Grüns mit dem harten Stein.

Ehe ich, an der Alp Sprella vorbei, wieder heimkehrte zur Alp Mora, lud mich eine kleine blumenübersäte Märchenwiese zur beschaulichen Rast ein. Solche Rasten sind der schönste Abschluß einer Fahrt. Losgelöst von allem „Müssen und Drängen“, mit gestillter Sehnsucht, noch durchrauscht von den Wellen des Erlebens, etwas müde, träumt es sich wunderschön hinein in den blauen Himmel.

Cima di Piazzgi (3439 Meter) aus dem Abba-Tal

Am nächsten Tag, Sonntag, den 2. September 1951, frühmorgens, nahm ich von der Alp Mora und ihren gastfreundlichen Menschen Abschied und wanderte durch das einsame Tal hinaus, dem Passo di Fraele entgegen. Ein teilweise noch erhaltener Fahrweg erinnert daran, daß vor Jahren hier viel Holz befördert wurde. Obwohl ich einen gültigen Reisepaß besaß, war ich doch nicht ganz sicher, ob mir die Italiener die Überschreitung der Grenze an dieser Stelle gestatten würden. Die Nachrichten, die ich in dieser Hinsicht auf der Alp Mora erhielt, waren recht widersprechend. Zögernd näherte ich mich dem Grenzstein; kein Mensch war zu sehen, und unbehindert schritt ich über das Heiligtum eines Staates hinweg. Als ich die Pashöhe erreichte, lag plötzlich ein gewaltiger See vor mir, aus dem, nahe dem Nordufer, ein alter Kirchturm ragte; ich stand vor dem der modernen Energiegewinnung geopfertem und im Stausee versunkenen S. Giacomo di Fraele.

Schon vom Piz Nuna war mir im Südosten, in der Talfurche zwischen dem Monte del Ferro und dem Murtaröl, die große blaue Fläche eines Sees aufgefallen. Da in keiner Karte in dieser Richtung ein See eingezeichnet war, konnte ich damals keine Erklärung

für die Erscheinung finden; nun lag sie vor mir. Die ganze Anlage dieses großen Staubeckens ist wirklich staunenswert; kein Zweifel, in solchen Dingen sind die Italiener Meister.

Auf einer breiten Straße am Ostufer des Sees schritt ich lange dahin, bis die Werksanlagen und der Staudamm hinter mir lagen und vor mir in der Tiefe des abfallenden Tales der Spiegel eines zweiten Sees erglänzte. Diese bereits gänzlich fertiggestellte Anlage ist wirklich sehenswert und gleicht in der Umgebung des Staubammes einer gepflegten Parkanlage.

Leicht ansteigend erreicht die Straße den kleinen See auf der Höhe des Passo di Scale und senkt sich dann in vielen Windungen hinab in das Violatal und nach Bormio. Etwas unterhalb eines alten Wehrturmes hielt ich kurze Mittagsrast. Nun war ich der Cima di Piazzì schon wesentlich näher gerückt. In ihrer ganzen Schönheit und Majestät stand sie vor mir, genau im Süden, jenseits des Violatales, leuchtend im Lichte der Sonne. Spät abends kam ich mit dem Postauto nach Cepina im Abda-Tal südlich Bormio. Von hier aus unternahm ich am 3. September trotz fraglichen Wetters einen ersten Versuch auf die Cima di Piazzì. Er mißglückte. Erst am nächsten Tag gelang's.

Um 5 Uhr morgens war ich schon wieder unterwegs hinauf nach S. Maria-Magdalena. Die Luft war kalt und der Himmel sternklar. Rasch schritt ich heute den von gestern bekannten Weg aufwärts und konnte bereits von 7.40 bis 8 Uhr bei der Maiga Campaccio Frühstückskast halten. Kaum eine Stunde später stand ich wieder beim Campaccio-See. Nun konnte ich den weiteren Aufstieg durch die Ostflanke des Berges hinauf zum Südgrat genau überblicken. Ein sehr steiler, rinnenddurchzogener Rasenhang macht den Anfang. Dann folgen Felsstufen, Bänder, Rinnen, Schluchten und gratartige Rippen und Rücken, deren Details leider nicht zu überblicken waren. Besondere Hindernisse schien es aber nicht zu geben, und so stieg ich nun bedächtig und gleichmäßig aufwärts. Nach dem Rasenhang kamen die Felsen. Durch Rinnen, über Rippen und bald mehr, bald weniger steile, hohe und schwierige Felsstufen, dann wieder auf steilem, hartem Schnee geht es immer höher, nirgends besonders schwierig, aber auch nirgends ein sorgloses Steigen gestattend. Für ein solches Gelände muß man den richtigen Blick haben, dann ist das Wegfinden nicht zu schwierig und dabei noch recht romantisch. Schon hoch oben, nicht mehr ferne der tiefsten Stelle im Südgrat des Berges, die im allgemeinen als Richtungspunkt gilt, zwang mich das Gelände zu einer regelrechten netten Kletterei, die nur dort unangenehm wurde, wo die Felsen noch mit Wassereis überzogen waren.

Nach ungefähr zweistündigem Steigen und Klettern konnte ich die Senke des Grates betreten und hatte nun den kühnen Gipfel der Piazzì in nächster Nähe vor mir. Etwas vom Hauptgrat nach Westen hinausgerückt stürzen seine dunklen Felsen senkrecht hinunter zum Gletscher, während der höchste felsige Punkt des Gipfels noch überragt wird von einer meterhohen Eishäube. Um 12 Uhr mittags, sieben Stunden nach meinem Aufbruch von Cepina, war der Gipfel erreicht, der sich mehr als 2300 Meter über Cepina erhebt. Den letzten Teil des Anstiegs vermittelte der geröllige Südgrat und ein kurzer blanker Eishang.

Ich sehe nicht an, die Aussicht von der Piazzì als eine der schönsten zu bezeichnen, die man erleben kann. Ich sage hier ausdrücklich *e r l e b e n* und meine damit, daß es zwischen Aussicht und Ausblick große Unterschiede gibt, besonders aber in bezug auf das, was sie bieten an Namen und Zahl der zu sehenden Berge, besonders aber in der Form der Anordnung und des Einbaues im weiten Raum. Das letztere kann nur selbst erlebt und gesehen werden; von den Namen seien die bekanntesten genannt: Bernina, Piz Kesch und Badrett, Lischanna, Sesvenna, Ortal mit Weißkugel, Ortler, Zebtu und Königspitze, der ganze Kamm vom Cevedale bis zum Trefero, die stolze Presanella und der kühne Adamello. Fast alle diese Berge stehen in einer Entfernung, die das Unwesentliche ihres Aufbaues verschwinden läßt, dafür aber ihre Eigenart um so mehr unterstreicht und hervorhebt. Was aber noch in den Lücken zwischen den genannten Namen erblickt wird, ist ein Bergland von seltener Schönheit und Harmonie.

Die Piazzì wird scheinbar nicht oft bestiegen. In der Blechschachtel des Steinmannes fand ich nur wenige Karten. Die letzte Partie aber hat, sorgfältig in Papier eingewickelt, ein Stück Brot, eine Zigarette und Zündhölzer hinterlassen. Selbst als Nichtraucher konnte ich mir denken, was unter Umständen eine solche kleine, bescheidene Gipfelpende für eine Freude auslösen kann.

Ich selbst gönnte mir nun eine lange Rast. Das Wetter war überaus schön. Kein Lüftchen störte die Ruhe der Atmosphäre, kein Wölkchen das lichte Blau des Himmels. Strahlend stand die Sonne hoch oben, mitten im grenzenlosen Raum, und goß ihr Licht wie seit undenklich langen Zeiten über die geplagte, trotz allem aber doch so schöne Welt.

Aber auch vom Gipfel der Piazzì mußte ich einmal scheiden. Fast zwei Stunden habe ich gerastet, geschaut, gedacht und geträumt; nun hieß es wieder hinab in das Tal. Die Linie meines Anstieges war mir auch Richtung für den Abstieg. Aber wo beim Aufstieg noch Eis die Felsen zierte und die Härte des Schnees manchmal sogar das Schlagen einer Stufe erforderte, gab es jetzt überall glitzerndes Wasser. Trotzdem blieb es in der ganzen Flanke still, und kein fallender Stein bedrohte meinen Abstieg.

Ein ganz anderes Bild als gestern bei Blitz, Donner, Regen und Nebel bot heute der kleine, dunkle See. Verne hätte ich an seinem Ufer nochmals gerastet, aber die Zeit drängte, denn ich hatte zum Abstieg vom Gipfel bis hierher nur um eine Stunde weniger gebraucht als zum Anstieg, ein Zeichen, daß Vorsicht nötig war. Aber immerhin, die Hauptaufgabe des Tages war gelöst und so gönnte ich mir neben dem glänzenden Spiegel des Sees auf einem sonnenwarmen Felsblock noch wenige Minuten besinnlicher Rast, ehe ich meinen Weg von gestern hinunterfolgte in das Tal. Seltsam, wie der Sonne Licht Stimmung und Wirkung einer Landschaft zauberhaft verändert. Was waren gestern im Regen und Nebel die armseligen Hütten von Monte und Tiolo für graue, öde, schmutzige Gebäude; heute hatte das Licht der Abendsonne den goldenen Schimmer eines Märchens über sie gebreitet und nicht müde wurde das Auge, zu schauen, und das Herz, sich zu freuen. Als ich durch S. Maria-Magdalena schritt, läuteten die Glocken zum Segen; eine halbe Stunde später war mein Weg beendet.

Cima Viola (Cima Lago di Spalmo occidentale, 3338 Meter)

Obwohl etwas müde, verließ ich bereits am nächsten Morgen, Mittwoch, den 5. September, mit dem ersten Postauto Cepina und fuhr nach Grosio, um am gleichen Tage noch das Rifugio Cita zu erreichen, von wo ich die Ersteigung der Cima Viola durchzuführen wollte.

Grosio ist ein malerischer, echt italienischer Ort. Still, aber ebenso malerisch ist der Weg, der hinaufführt nach Ravoledo. Große Nuß- und Kastanienbäume beschatten das holprige Pflaster, und überall leuchten aus den Weinlauben die saftigen dunklen Weltliner Trauben. Langsam, denn mein Sack war ziemlich schwer, folgte ich dem Weg hinein in das schöne Grosinatal. In San Giacomo und Jusine hielt ich je eine kurze Rast, denn es waren ja wieder mehr als 1000 Meter bis Cita hinauf zu steigen. Wenn man schwer zu tragen hat, kann man nicht eilen. Als fünf Stunden nach meinem Ausbruch vorbei waren, erblickte ich endlich auf der letzten Talstufe den Kirchturm von Cita; eine halbe Stunde später ließ ich vor dem Haus den Sack von den Schultern gleiten. Leider war die Haustür versperrt. Da die wenigen alten Frauen, die vor den armseligen Hütten saßen, mir keine Auskunft geben konnten, blieb nichts anderes übrig, als einmal eine Zeitlang zu warten. Kinder trieben zwischen den wenigen Häusern ihr Spiel und Kinder waren es auch, die dann endlich eine Frau holten, die mich freundlichst begrüßte, das Haus aufschloß und mir alles versprach, was ich mir wünschte, Speise, Trank und Unterkunft. Und sie hat auch ihr Wort voll eingelöst. Das Essen war einfach, aber gut, noch besser der dunkle Marzalla, am besten aber das frischüberzogene, reine Bett. Da war es kein Wunder, daß ich mich bald zurückzog, um für den kommenden Tag Kräfte zu sammeln.

Der nächste Tag sah mich bereits nach 5 Uhr morgens unterwegs. Das Wetter war gut und der Weg, wie überall im Gebirge, steil und steinig. Bei einer alten Steinhütte hielt ich kurze Rast. Eine alte Frau lud mich freundlich in ihre rauchschwarze Küche, melkte eilig ihre Ziegen und bot mir die schäumende Milch zum Trunk. Was tat's, daß der alte Blechtopf, in dem sie die Milch kredenzte, noch nie gewaschen wurde, was tat's, daß die alte Frau selbst die Wirkung von Wasser und Seife schon lange nicht verspürt haben dürfte; die offene, rückhaltlose herzliche Gastfreundschaft wog diese Werte der Zivilisation weit auf. Wenn ich die fünfzig Jahre meines Wanderlebens durch die Berge Europas an mir vorbeiziehen lasse, so finde ich keinen einzigen Fall, daß ich jemals in den Bergen böse Menschen angetroffen hätte, nicht einmal in den verstecktesten Winkeln des Balkans. Vielleicht ist aber auch mein stetes Alleinsein die Ursache, daß mir die Menschen in den Bergen, die Einwohner, nicht die Fremden, besonders freundlich begegnen, wenn ich unvermutet irgendwo in einem weltfernen Dorf, in das sich fast nie ein Fremder verirrt, erscheine.

Als ich ein Stück weitergezogen war, überholte mich ein junger Mann und ein Mädchen mit einem Maulesel. Bereitwillig luden sie meinen Sack dem Tier auf und so konnte ich bis zu den primitiven Hütten der Malga am unteren See unbelastet dahinschreiten. Hier hätte es wieder Milch in Hülle und Fülle gegeben, aber — ich war bereits voll des „süßen Saftes“, dankte herzlich, schulkerte wieder meinen Sack und weiter ging es hinauf zum Lago Nero. Dort war nun endgültig jede Wegspur zu Ende, und selbst mit meinem Zeißglas konnte ich keine Fortsetzung finden. Das war nun nicht so schlimm, denn schon sah ich oben am Passo di Dosde die Hütte stehen. Freilich, ehe ich sie durch ein trümmererfülltes Tal erreichte, floß noch mancher Tropfen Schweiß über die Stirne. Da ich die Absicht gehabt hatte, die Hütte als Standort für einige Fahrten zu benutzen, war ich arg enttäuscht, als ich nur vier nackte Wände und ein halbes Dach vorfand. Wie viele Hütten, ist auch diese dem Geist und den Ereignissen der Zeit zum Opfer gefallen.

Nach kurzer Überlegung entschloß ich mich rasch, meinen Plan zu ändern. Auf die Cima Saoses und auf das stolze Horn von Dosde wollte ich verzichten, nur den Hauptgipfel der Gruppe, die Cima Biola, ersteigen und dann versuchen, heute noch über den Biolapass zum Rifugio Saoses oder gar noch bis nach Poschiavo zu gelangen. Unter einem großen Felsblock verbarg ich den größten Teil meines Gepäcks, und um 10.30 Uhr, eine halbe Stunde nach meiner Ankunft auf dem Paß, zog ich der Cima Biola entgegen. Der Anstieg ist ziemlich einfach, dauerte aber doch bei schneller Ganganart fast zwei Stunden. Über Schneefelder, Moränengeröll und die letzten Reste eines kleinen Gletschers ansteigend, gewann ich den steilen, gratartigen Abbruch orographisch links vom Biolagletscher und über ihn, in unschwieriger Kletterei, den oberen Teil des Gletschers. Über diesen, zuerst etwas steiler, dann sanfter ansteigend, erreichte ich den Gipfelaufbau und über Felsstufen und Gratblöcke den Steinmann. Auch von der Cima Biola ist die Aussicht recht schön; das Glanzstück aber bildet, wie nicht anders denkbar, die nahe Cima di Piazzi, die sich von hier in ihrer schönsten und erhabensten Gestalt zeigt.

Das Wetter war bis jetzt schön gewesen. Nun stiegen allenthalben düstere Gewitterwolken auf und kürzten meine Rast erheblich ab. Rasch folgte ich meinen Aufstiegs Spuren abwärts, und eine Stunde nach dem Verlassen des Gipfels war ich wieder bei meinen zurückgelassenen Sachen angelangt.

Durch meine Überschreitung der Grenze zwischen der Schweiz und Italien am Passo di Graele fehlte mir im Reisepaß die Ueberstrittsbescheinigung. Wie ich inzwischen erfahren hatte, konnte mir das Fehlen dieses Bemerktes unter Umständen Unannehmlichkeiten bereiten, da die Überschreitung der Grenze nur an bestimmten Kontrollpunkten gestattet ist. Dieser Umstand war auch bei der Änderung meines Planes nicht von geringer Bedeutung. Ich hoffte, auch diesmal die Grenze wieder ungestört überschreiten zu können und wollte dann von Poschiavo ordnungsmäßig die Schweiz verlassen und nach Italien einreisen.

Wer das Blatt Berninapass des Topographischen Atlas der Schweiz betrachtet, wird sehen, daß der nächste Weg vom Passo di Dosde hinüber in die Schweiz über den Passo di Sacco führt. Nun sind aber die Wege, die in der Karte eingezeichnet sind, nicht immer

auch in der Natur vorhanden, was ich erst heute wieder und 1950 besonders in diesem Gebiet, feststellen konnte. Außerdem begannen bereits einfallende Nebel die Umgebung zu verhüllen und zwangen mich so ohne viel Überlegung den weiteren, aber sicheren Weg über den Paß Biola einzuschlagen.

Und wieder ein neues Tal, und wieder ein ganz anderes. Schade, daß ich eilen mußte, da die Nebel bereits da und dort von einzelnen Gipfeln Besitz ergriffen hatten. Weglos, über Schneefelder, Moränenrücken, in Rinnen und über grüne Böden eilte ich das Val Cantone di Dosbè hinab. Mächtig lockte der dunkle Felsbau des Corno di Dosbè, mehr aber noch die Berge im Osten des Tales, die mit ihren kleinen, aber wilden Hängegleisern, kühnen Gipfelbauten und Graten im Treiben der Nebel und im letzten Lichte der Sonne einen großartigen Anblick boten.

Bei den Hütten der Alpe Dosbè, knapp vor der Mündung des Dosbètales in das Violatal, hielt ich Raft. Wie überall waren auch hier die Hirten äußerst gafffreundlich und boten Milch und Käse in Hülle und Fülle. Inzwischen hatten die Nebel endgültig Besitz von der Landschaft ergriffen und leiser Regen fiel. Als die Hirten meine Absicht erfuhren, über den Violapass in das Val di Campo hinüberzukehren, gaben sie mir den Rat, mich dem Ziegenhirten anzuschließen, der seine Ziegen in der Nähe des Passes auf der Weide hatte und eben im Begriff stand, hinaufzugehen, um sie heimzuholen. Ich schloß mich also dem netten, gesprächigen und recht intelligenten Jungen an und folgte ihm auf verwachsenen, kaum kenntlichen Schafsteigen hinauf zum Biola-See. Am jenseitigen Talhang sah ich den schönen, breiten Fahrweg zum nicht mehr fernen Paß hinaufführen. Als wir wieder einmal einen Felshöcker erstiegen hatten, stand vor uns in einiger Entfernung ein stattliches Steingebäude, das ich auf den ersten Blick als Kaserne erkannte. Mein Begleiter bestätigte es mir sofort mit den Worten: „La Caserma dei Finanzieri!“ Da ich nun durchaus keine Lust hatte, hier vielleicht auf- und festgehalten zu werden, ließ ich den Jungen allein weitergehen, machte um das Gebäude einen großen Bogen und schritt auf dem nun erreichten breiten, aber sichtlich wenig benützten Fahrweg eilig der Paßhöhe entgegen. Kein Mensch zeigte sich, kein Posten stand Wache; noch einige Schritte und die Grenze war überschritten. Vielleicht waren meine Befürchtungen übertrieben und grundlos; mag sein. Immerhin war die zweimalige Grenzüberschreitung eine Quelle psychischer Spannungen und Entspannungen, nicht unähnlich jenen, wenn das Erreichen eines Gipfels noch in Frage steht und wenn das Ziel dann doch erreicht wird.

Wie abgefnitten endete beim Grenzstein der schöne breite Fahrweg und fand auf der Schweizer Seite, so unglaublich das klingen mag, keine Fortsetzung; zumindest habe ich keine gefunden. Kurz entschlossen stieg ich daher nördlich des Punktes 2504 über steile Klaffen und Felsabhänge hinunter in das Val di Campo. Und nun könnte ich wieder sagen: Wieder ein Tal, und doch wieder etwas ganz anderes. Schwarz ist es, den Zauber und die jeweilige Stimmung einer Landschaft zu beschreiben. Abend war es schon. Nebel zogen noch um die Berge; weiße Schneefelder hingen oben im dunklen Gefels. Ab und zu öffnete sich die Nebelwand und durch einen Spalt leuchtete auf Minuten das Blau des Himmels. Wenn aber ein Bündel Sonnenstrahlen einen Weg durch die Nebelwand fand, dann war ein zarter Rosaschimmer über das ganze Tal gebreitet. Regungslos, wie ein starres Auge, lag der kleine, aber unbeschreiblich schöne und romantische Saosee zwischen grünbemoosten Felsen; sein dunkles Wasser war kristallklar bis auf den Grund. Kein Laut, nicht einmal das Rauschen eines Baches störte die Stille. Lautlos schritt auch ich auf dem weichen Wiesenboden dahin, müde und eingesponnen in den seltenen Zauber dieses Tales.

Als ich vor der Saosee-Hütte stand, war es bereits 18 Uhr. Leider hatte ich diesmal keinen Schlüssel bei mir, und da auch die schweizerischen Grenzwächter nicht anwesend waren, mußte ich meinen Weg talaus fortsetzen. In Sfazù war es bereits dunkel. Auch auf der Berninastraße war es heute still; weit und breit war kein Fuhrwerk zu erblicken. Allmählich wurde mein Tempo langsamer. Die Schultern schmerzten und der Körper sehnte sich nach Ruhe und Raft. Aber immer weiter ging es, immer abwärts. Oft blieb ich stehen und lauschte; aber kein Geräusch störte die Stille der Nacht. Erschrocken blieb ich einmal

sieben und starrte in das Dunkel des Waldes, aus dem mir zwei große, grünphosphoreszierende Augen entgegenglühten. Und weiter ging es, bis ich plötzlich zusammenfuhr und aufhorchte. Ja, das war das Geräusch eines fahrenden Wagens. Wieder blitzten mir aus dem Schwarz der Nacht zwei große Augen entgegen; diesmal aber waren es die Scheinwerfer eines Wagens, der die Berninastraße herabrollte. Ich stellte mich in die Mitte der Straße und schwang den Pickel. Kreischend blieb der Wagen stehen. Ein paar freundliche Worte, ein Zurechtücken und ich saß im Auto. Wie schnell es jetzt dahinging und wie mühelos! Da war auch schon das große Straßentor von San Carlo, und wenige Minuten später hielten wir bereits am hellbeleuchteten, malerischen Hauptplatz von Poschiavo. „Vielen Dank!“ „Niente, buon viaggio!“ und weiter rollte der Wagen; der lange Weg war beendet. Eine halbe Stunde später, es war 20 Uhr, saß ich im netten Speisesaal des Hotels und wunderte mich, wie schnell der Tag vergangen war und was für ein wunderbares Ding unter Umständen so ein Auto ist. In wenigen Minuten hat es mich aus dem Dunkel der Nacht in die Helle der Zivilisation gebracht, in wenigen Minuten einen Weg vollendet, der dem müden Körper nur mehr Qualen hätte bereiten können. Freilich, das Auto ist nur ein willenloses Ding, aber es lenkt ein Mensch. Mögen diese Menschen im gegebenen Fall immer auch menschenfreundliche Menschen sein, dann könnte so manches Mal mühelos ein bißchen Freude in eine dunkle Nacht gebracht werden.

Am nächsten Morgen nahm ich Abschied von den Bergen um Livigno. Über Tirano, den Lago di Como, Bergamo ging es hinein nach Clusone und Bondione, in das Herz der Bergamasker Alpen.

Anschrift des Verfassers: S. Balcher, Wien IV, Paulanergasse 14/III

Erste Winterbegehung der Calidererwand

Von Manfred Bachmann

Mit 1 Bild (Tafel 8)

Wenn das Jahr zur Neige geht, der Dezember ins Land friecht mit Schnee und Kälte, die großen Bergreiche sich mit einem Wall von Frost umgeben und scheinbar unbetretbar geworden sind, dann ist die Zeit des Winterbergsteigers gekommen, seine große Zeit!

Was er in den Bergen sucht: ein letztes Stück Urland am Rande der sogenannten Zivilisation, Flucht aus der Vermassung, all das, was er im Sommer auf weite Strecken nicht mehr finden kann. Schon dringt Motorenärm bis in unsere entlegensten Alpentäler, prächtige Hotels erheben sich auf den Föchern, und wo früher die Semsen äsend durch die Rare zogen, ergießt sich heute der laute Strom der Feriengäste.

Wie anders im Winter, abseits der Skilifte, der sorgfältig präparierten Rennpisten. Ursprünglich wie zur Schöpfungszeit liegen die verschneiten Wände und Grate; im Stil der alten Pioniere kann hier auch der junge Bergsteiger von heute noch Neuland betreten und erobern.

Die Bedingungen für sein einsames Gipfelglück sind freilich ungleich härter als im Sommer. Aber der Einsatz ist des Zieles wert.

Als sich in mir das erstemal der Gedanke regte, die Caliderer-Nordwand im Winter zu versuchen, schien es Vermessenheit. Es war vor drei Jahren an einem wolkenlosen blauen Sommertag — seit vielen Stunden kletterten wir die endlosen Risse, Ramine und brüchigen Seilsschrofen der Krebs-Schmid-Fähre hinauf . . .

Die starke Eigenart dieser Karmendelmauer drang tief ins Bewußtsein: das ist kein sonnendurchwärmtes, eisenfestes „Kaiserwandl“, jeder Meter ein Sieg gefährlich-fröhlicher, eleganter Kletterakrobatik, zu der das Klirren der Karabiner gehört wie das Echo des Hammerchlages und lustiger Rede von Seilschaft zu Seilschaft.

Kein, die „Schmid-Krebs“ — das ist schwerer Ernst; das ist eine Synthese aus hartem Kletterport und klassischem Bergsteigen. Da hat man das beklemmende Gefühl, urweltlichen, erstarrten Gewalten und Formen gegenüberzustehen, die einen bescheiden werden lassen. Urkräfte, gegen die man wenig zu setzen hätte, wenn sie einmal geweckt würden. Aber damals war Sommer, der Fels trocken, und wir waren sogar froh, in unserer Wand nicht den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt zu sein. Von Caliders herauf klangen die Glocken der Almkühe, und neben unseren Kletterschuhen vorbei sahen wir tief drunten im Kar die Karmendel-Wanderer den Schottersteig in die Eng hinüberstreifen. Diese sicht- und hörbaren Zeichen des Lebens unter uns waren noch eine Verbindung mit der Welt, aus der wir wieder einmal geflohen. Wie müßte es aber sein, wenn auch diese letzte Brücke abgebrochen, bei Regen, wenn Wasserschwälle die Ramine durchspülten — mit froststiefen Fingern — im Wettersturz vielleicht, wenn die riesende Wand wild geworden und alle Gewalten entfesselt? Bei nassem Neuschnee — im Winter? Der Gedanke war da. Und ich spann ihn weiter. Doppelt schreckhafte Bilder malte mir die in Sommerwärme eingehüllte Phantasie. Es blieb nur ein zufälliges, „gruseliges Gedankenexperiment“, und ich dachte auch nicht im Traume an die Tat . . .

Aber dann kamen die anderen Winterersteigungen, und in den Gesprächen der alpinen Theoretiker flackerte öfter, rein „akademisch“, die Idee von der „Caliderer im Winter“ auf. In den ehrgeizigen Gehirnen der „Extremen“ nahm sie immer häufiger klare Formen an, wurde hier und da schon fast zum Plan — zu einer Art Psychose in einer kleinen Schar

aktiver Problemsucher. Da wurde auch ich davon angesteckt. Mein alpiner Ehrgeiz begann sich zu regen, langsam gewöhnte ich mich im Geiste an Schnee und Kälte und gefährlichen Kampf — die sommerlichen Schreckbilder waren verdrängt —, bergsteigerischer Latendrang brach durch und schwemnte alle Bedenken hinweg. Ob sinnvoll oder nicht — ich mußte in diese Kaliberer im Winter hinein.

Meinen Freund Baldi Gruber und Klubbruder Hias Rebitsch, wohl den besten Kenner der Kaliberer Wände, weihte ich in mein Geheimnis ein. Er riet mir weder zu noch ab — aber als ich dazu entschlossen war, versorgte er mich mit Ausrüstung und guten Ratschlägen und der dringlichen Mahnung, vorsichtig zu sein und mich von niemandem antreiben zu lassen.

Es war ein paar Tage vor Weihnachten. Im dünn verschneiten Tal standen unbeweglich bläulichgraue, kalte Dunstschichten, aber die höheren Schneeregionen sahen eigenartig klar und freundlich herab. Ein leichter Föhnstrom strich darüber.

Mit Kurt Stöger, dem Gefährten vieler Fahrten, schleppe ich die geblähten Rucksäcke — viel Ausrüstung war dabei, aber wenig Proviant, gegen Monatsende lang unser Studentengeldbeutel fast nie — durch das tiefwinterliche Karwendeltal hinein. Die Wege sind verschneit, fast alle Zeichen menschlicher Zivilisation sind verwischt. Es wäre ein prachtvolles Wandern, aber das Spuren ist zu mühsam, die Rucksäcke schneiden tief ein, und defaitistische Anwandlungen besallen uns öfters: Ob das Ziel den Einfaß wirklich wert ist? Ob nicht bürgerliche Bequemlichkeit und Sicherheit vernünftigerweise vorzuziehen wären? Und niemand würde uns helfen können, wenn . . . Die letzte Nacht vor dem Einsteigen wird mir lange in Erinnerung bleiben. Die gewaltig unterdrückten Bedenken und Empfindungen angeichts der verschneiten Niesenwand machten sich in wilden Angststräumen Luft. Immer wieder hing ich verzweifelt ringend am riesigen, vereisten Überhang und Wächten stürzten auf uns herab. Doch am nächsten Morgen waren diese nächtlichen Schreckgespinnste wie weggewischt. Ein klarer Wintertag war angebrochen, und wie wir das Steilkar hinaufspurten, da wurden unsere Muskeln warm, ein angenehmes Kraftgefühl gab uns unsere Sicherheit wieder; hinauf, anpacken den Fels, nur darum freisten noch unsere Gedanken.

In der Wand selbst verfängt sich kein Sonnenstrahl, kaltgrau und verschlossen steht sie über uns. Der Eindruck ihrer Gliederung hat sich dem Sommer gegenüber umgekehrt. Die steilen Stellen scheinen aper und leicht, doch in den Schrofenspalten nisten Schneefelder und Eisglasuren, und wir wollen jetzt gar nicht daran denken, wie das werden soll, wenn wir mit bloßen Fingern drin herumwühlen müssen.

Dann stoßen unsere Ski an die Wand. Sie ist nun sehr zusammengeschrumpft und scheint sich stark zurückzulegen, wie alle Wände, wenn man an ihrem Fuß steht. In den sichtbaren senkrechten Abbrüchen klebt kein Schnee und die verschneiten Flachstellen sind bei diesem Blickwinkel nicht einzusehen. So zeigt sich die Wand fast harmlos aper. Es ist ein Selbstbetrug, wenn wir das glauben, doch damit überwinden wir die letzten Hemmungen und Zweifel, die uns beschleichen wollen. Und dann wird's Ernst . . .

Schon die ersten, sonst leichten Seillängen geben uns einen Vorgesmack. Mit dem Eisbeil fraßen wir die spärlichen Griffe aus dem Schnee, die saftigen Rucksäcke ziehen ganz unverschämt an uns, mit dem eleganten Klettern ist's aus. Wo man im Sommer rasten konnte, fängt's erst richtig an; Schneehauben für Sicherungsstände müssen weggeräumt, vereiste, flache Platten langwierig umgangen werden. Auf den breiten Bändern haben sich Schneebalkone gebildet, ich weiß anfänglich nicht recht umzugehen damit. Aber die schwere Arbeit heizt uns ein, und bald macht es uns fast gar nichts mehr aus, mit den nackten Händen im Schnee zu graben. Noch die kitschig elegante Hanglerei den luftigen Dachquergang hinüber, und über uns gähnt dunkel der Schlund der großen Höhle.

Die Zeit war im Flug vergangen, und wir hatten gehofft, am ersten Tag auf den Pfeilerkopf zu kommen — jetzt sind unsere letzten Wünsche nur noch darauf gerichtet, vor Einbruch der Dunkelheit in der Höhle unterzuerkriechen. Ein steiles Schneefeld, lose über Schrofes gespannt, trennt uns noch davon. Ich habe eine richtig bürgerliche Angst davor, dann wage

ich den Tiertanz und stapfe und kriechte übervorsichtig hinauf. So gewinnen wir knapp den Wettlauf mit der Dunkelheit, und eine „gute“ Bewacht ist uns damit gesichert.

Es wird eine romantische, phantastische Bivaknacht in dieser Riesenhöhle mitten in der Wand. Ein Vorhang von mächtigen Eiszapfen hängt von der Decke herunter und glitzert unwahrscheinlich im Kerzenschein. Durch den Eingangsspalt leuchten ein paar Sterne herein, und der Hintergrund der Grotte versinkt in pechschwarze Finsternis. Wir haben uns mitten in das Herz des Berges verkrochen — weltabgeschnitten —, und doch fühlen wir uns merkwürdig geborgen. Als der Kocher ausgefurrert und wir uns die Schlaffläche über die Ohren gezogen haben, peinigt mich die Vorstellung, einer der nadelspitzen Eiszapfen könnte herunterfallen und uns aufspießen. Kurt prägt dabei den Begriff: das ist ein alpines Schwert des Damokles. Die obligaten Bivakgedanken kommen natürlich auch, über Sinn und Zweck dieses verwegenen Treibens. Doch wir sind müde, und bald zerfließen unsere Gedankenketten zu beziehungslosen Träumen, und wir wachen erst in der beißenden Morgenkälte wieder auf.

Die ärgsten Schwierigkeiten liegen jetzt vor uns. Es fängt gleich richtig an. Die flachere Querung zum Höhlenüberhang hinauf ist total vereist und muß erst „gangbar“ geschabt werden. Der Überhang und die äußerst schweren, glatten Krebstrisse sorgen heute fürs Warmwerden.

Wieder vergeht ein kurzer, sonnenloser Wintertag voll harter Nervenanspannung mit Zeitlupenklettern und Ausräumen der schneegefüllten Kamine, mit Ablösen vereister Griffe und schneigeiger Leisten, und kein einziger Fehltritt darf dabei sein — jede Hilfe käme wohl zu spät.

Am Pfeilkopf ist's schon ½2 Uhr, ein Meter dick liegt haltloser Pulverschnee drauf, wir können nicht mehr genau unterscheiden, ob wir noch Fels unter den Füßen haben oder schon auf der Wächte stehen. Die folgenden Seillängen sind wieder sehr gefährlich und anstrengend und machen uns schwer zu schaffen. Immer ist es gerade der Übergang vom senkrechten Fels mit herabhängendem Schneebach in geneigtere Zonen, der uns die größten Schwierigkeiten bereitet.

Um ½5 Uhr stecken wir in der Dämmerung auf schlechtem Stand vor dem letzten Bollwerk, dem Schluchtüberhang. Aber wie schaut der aus. Wie ein gefrorener Wasserfall hängen verquollene Eiskastaden herunter und demonstrieren uns eindeutig, daß es unmöglich ist, über ihn in die erlösende Gipfelschlucht hinaufzukommen. Im Geiste sehen wir uns schon die endlose Nacht bivakierend an einem Haken hängen. Nun wird's brenzlig! Zum Glück erpährt Kurt noch links draußen einen rostigen Stift, da hatte vielleicht schon einmal jemand versucht, den Überhang zu umgehen. In fliegender Hast probiere ich nach links zu queren, ich muß erst Griffe und Tritte herauschauen, dann höher zum rettenden Haken und schwierig in den Boden der Schneeschlucht hinein.

Ich hatte gehofft, endlich einen ebenen Platz zu finden, statt dessen steilt sich ein Schneefeld auf mit durchscheinendem Fels. Es wird völlig dunkel. Nach einer halben Stunde ertaste ich mit Glück eine Rippe und bringe einen Haken an, um Kurt heraufzuziehern. Aber alles verschwört sich gegen uns. Die Seile sind bocksteif gefroren und wehren sich gegen das Einziehen. Also Prusiknoten! Aber die Schlingen lassen sich auf den vereisten Stricken nicht mehr verschieben. Bleibt als letzter Ausweg nur noch die Steigbügeltechnik! Mit vielen enttäuschenden Hindernissen und böswilligen Zufällen gelingt's dann doch, und in völliger Dunkelheit steht Kurt, auch schon ziemlich „angefroren“, endlich neben mir im Schnee.

Es wurde eine eiskalte Nacht, mit feuchtem Bivakzeug, in dieser herausgewühlten Schneemulde. Unheimlich schön ist trotz allem der Gegensatz der mondbeschiedenen Firnhänge zu den nachdunklen Wandabstürzen um uns. Diesmal haben wir das Gefühl einer grenzenlosen Verlassenheit in einer erdfernen Landschaft. Nur ganz draußen im Bayerischen ein Lichtschimmer, wie Zeichen aus einer anderen Welt. Aber die Gewißheit, daß wir nun durchkommen werden, läßt uns auch diese längste Nacht des Jahres leichter ertragen.

In der Frühe sind wir mit den Vorbereitungen schnell fertig — Kochen erübrigt sich — zum Essen haben wir nichts mehr. Und die Kälte treibt uns an.

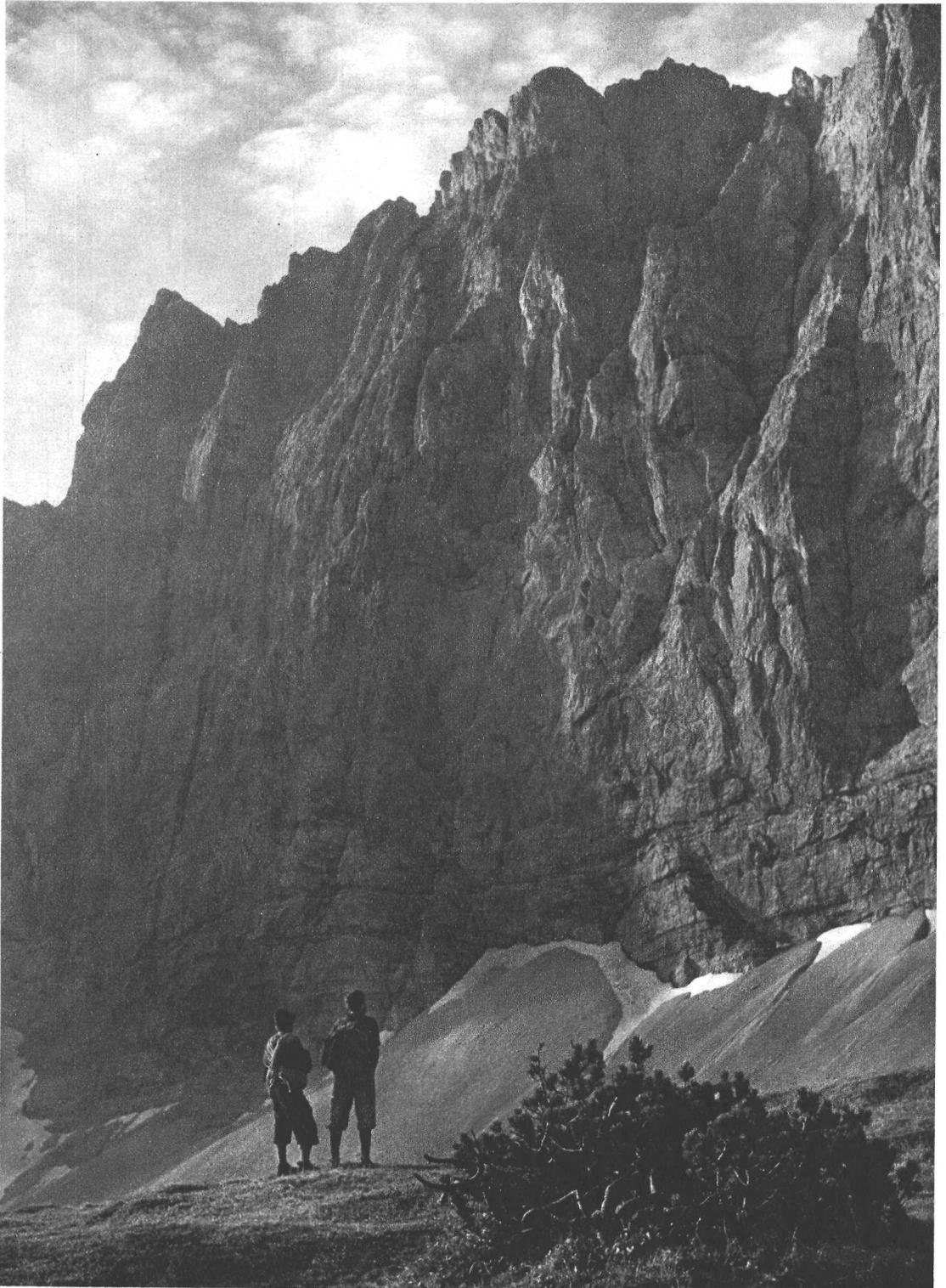


Cima Piazzzi
(Vergl. Seite 56)



Metschhorn-Nordwand
(Vergl. Seite 44)

Aufn. G. Klier



Salidererwand von Norden

Aufn. R. Böbl

Dann noch ein stundenlanges Graben in grundlosem Pulverschnee der Gipfelschlucht, ein Kaufen wider alle Kletterregeln mit den tiefverschneiten Steilschrofen — kaum mehr sichernd, verlassen wir uns gleichzeitig auf die Tragkraft der lockeren weißen Decke.

Längst schon scheint der Grat zum Breiten nah, die Wächterränder glänzen im Sonnenstreiflicht. Sonne — wie wir sie schon drei Tage lang auf den Südhängen der Falkengruppe sahen — und Wärme und heraus aus dieser frostigen Wand, nur darum kreisen noch unsere Gedanken.

Und dann kommt doch der Augenblick, in dem wir die Gipfelwächte durchschlagen und in blendender Helle stehen. Ob das dann die Erfüllung war oder der erlebnissschwere Weg, der hinter uns lag — ich weiß es nicht mehr. Es ging vieles unter in Müdigkeit und Hunger, und wir hatten keine Zeit, unseren Gefühlen lange nachzuhorchen. Wir mußten schnellstens absteigen, ein langer Weg lag noch vor uns. Und wenn ich jetzt dran zurückdenke, kommt mir fast vor, als ob mich dieses Stolpern über die trügerische Farschdecke der grobblockigen Sochklare und das ärgerliche Wühlen durch aufschnellendes Latschengestrüpp mehr Nervenkraft gekostet hätten als die ganze winterliche Nordwand . . .

Zerissen und abgekämpft kommen wir beim Bergwerk in der Kastenalm an und treten in eine warme Stube ein. Es ist kein Mensch daheim. Wir reißen uns die eisharten Schuhe von den Füßen, die Strümpfe sind hineingefroren, ich muß sie an den Knöcheln losschneiden. Sehr vertrauenerweckend müssen wir dabei nicht ausgeschaut haben! Denn als die braven Arbeiter nichtsahnend in ihre Stube kommen, halten sie uns zwei „heruntergekommene“ Individuen für freche Eindreher oder gefährliche Verrückte und rücken uns mit Knüppeln und Ärten zu Leibe.

Wir besänftigen die Angreifer, wir besänftigen auch den anrückenden Bergrettungsdienst, der in kameradschaftlicher Besorgnis ausgezogen war, um für alle Fälle nachzuschauen.

Und das alles mußte wohl so gut ausgehen, weil's eben gerade vorm Heiligen Abend war, zu dem wir uns unser schönstes Weihnachtsgeschenk — die Kaliberer im Winter — selbst mit nach Hause brachten.

Man mag über Wert oder Unwert geteilter Meinung sein. Feststeht jedenfalls, daß uns ein großes Wagnis am Berg aus eigener Kraft gelungen ist. Eine Leistung zwar, die nicht nach Metermaß und Zinsezins zu messen ist, auch gar nicht meßbar sein soll, sondern ganz einfach eine „Tat“, wie sie uns als jungen Menschen, als Bergsteigern zusteht — und wie sie uns freut. Berg Heil!

Anschrift des Verfassers: cand. med. Manfred Bachmann, Innsbruck, Am Rossprung 3.

Wilder Kaiser — geliebte Bergheimat

Rückblick und Erinnerung von Fritz Schmitt

Mit 4 Anstiegsstizzen und 2 Bildern (Tafel 9 und 10)

Es ist schön, eines Abends die Pfeife anzustecken und der Kameraden zu gedenken, mit denen man auf Berge stieg. In Fahrtenbüchern zu blättern . . . vergilbte Briefe zu lesen . . . Bergbilder zu betrachten . . . Vor dem Hüttenfenster flammen herbstliche Lärchen wie Fackeln. Darüber die Flucht heller Kalkwände, das Profil der Grate, die ich mit geschlossenen Augen zeichnen könnte: Kaisersfels! Das Erlebnis dreier Jahrzehnte hat er mir bereichert, zur Bergheimat ist er mir geworden. Und das bedeutet viel.

Was ist unser unentwegtes Bergsteigen anderes als Freude am Leben und Erleben? Es ist ein intensives, aufrüttelndes, uns entblößendes und erfüllendes Leben, das uns die eigenen Schwächen offenbart und Gefühle des Befriedigtseins schenkt.

Ja, es ist schön, eines Abends die Pfeife anzustecken, allein zu sein und zurückzudenken: Da rastet der Fünfzehnjährige auf dem Gipfel des Totenkirchls. Der Siebzehnjährige bemüht sich in der Fleischbank-Ostwand um den Kletterstil seiner Zeit. Der Einundzwanzigjährige dringt in die Bezirke der damaligen Leistungsgrenze vor. Felsneuland schenkt etwas Entdeckerfreude in unserer Epigonenzeit. Der Vierziger schafft sich dort, wo er am liebsten weilt, eine Hütte, eine Zuzucht. Bergheimat Wilder Kaiser!

Erinnerung ist schön, das Erlebnis gilt mehr

Junger Bergkamerad, kennst du Hans Dülfer? Betrachte die Felsmauern, die er erklimmte; sie sind das Zeugnis seines Wagemutes und seines Könnens. Vermächtnis für spätere Generationen von Felsgehern. Als schwächlicher Knabe wuchs er auf. Die Schwaben rheinischer Schornsteinwälder trübten ihm die Sonne. Allsommerlich schickte ihn sein Vater aufs flache Land. Als der Vierzehnjährige erstmals die Alpenkette sah, sagte ihm der Anblick nicht mehr und nicht weniger als irgendeinem seiner Altersgenossen. Der Vater brachte ihn den Bergen näher. Seit die beiden gemeinsam am Führerseil die Silbretta durchstreift hatten, war der junge Dülfer der Nacht der Berge aufgeschlossen.

Es begann ein neues Leben. Aus den Dolomiten kommend, verfiel Hans Dülfer 1911 dem Bann des Wilden Kaisers. Das Totenkirchl wurde zum ersten Prüfstein seiner Gewandtheit. Hoch oben, nahe der Nordostkante, bewältigte er die damals beispiellosen Schwierigkeiten eines überhängenden Schlundes, des Dülferkamins. Nichts überhastend, unermülich schulend und verbessernd, schuf er jenen glänzenden Stil, der ihn von Erfolg zu Erfolg führte. Er erhob das Klettern zur Wissenschaft, durchgeistigte die Bewegung im Fels und stellte Technik über rohe Muskelkraft.

Im Sommer 1912 erklimmte er mit Werner Schaarschmidt die oft versuchte Plattenflucht der Fleischbank-Ostwand, damals eine felstechnische Höchstleistung in den Ostalpen. Es folgte noch mancher „Dülferweg“: die Lärcheck-Ostwand, die Kleine-Halt-Nordwand, das Ringen des Alleingehers mit den gelben Überhängen des Dülferfisses an der Fleischbank, gemeinsam mit Wilhelm von Redwitz der Sieg über die Totenkirchl-Westwand.

Es kam der Krieg. Dülfer ging an die Front. Am 13. Juni 1915 schrieb er seinem Vater: „Übermorgen, am 15., ist das Jubiläum der Fleischbank-Ostwand. Ich rauche aus der Pfeife, die mir damals im Rucksack die halbe Wand hinuntergepurzelt ist . . .“ An diesem Jubiläumstag fiel er.

Das war Hans Dülfer als Mensch, Bergsteiger und Kämpfer. Er soll unvergessen bleiben, solange seine Wände ragen.

Meine Feuertaufe: Fleischbank-Ost

Wie eine Vision entsteigt diese Wand am Morgen dem Geröllgrund der Steinernen Rinne. Lichtgetränkt sind die Platten. Ein Katarakt aus Marmor. Nur einige Risse und Kamine sind mit härterem Griffel geritzt, sonst nur Wand, gewellte, plattige Wand.

Wenn du schon einmal durch die Steinerne Rinne gewandert bist, dann kannst du wohl den Eindruck ermessen, den diese Wand auf mich machte, als ich sie zum erstenmal sah.



Christaturm und Fleischbank von Osten

- 1 Christaturm—direkte Ostwand (F. Schmitt und G. Mitterer), 1926.
- 2 Dülferriß (H. Dülfer), 1913.
- 3 Fleischbank—Südostwand (A. Rossi und F. Wiefner), 1925.
- 4 Fleischbank—Südostverschneidung (P. Moser und W. Weiß), 1944.
- 5 Fleischbank—Ostwand (H. Dülfer und W. Schaarschmidt), 1912.
- 6 Rebirißriß (H. Rebiriß und S. Spiegl), 1946.
- 7 Aschenbrenner-Lucke-Weg (P. Aschenbrenner und F. Lucke), 1930.

Ich hatte 17 Jährlein und einige schwierige Fahrten hinter mich gebracht. Fleischbank-Ost stand nach dem ersten Weltkrieg noch hoch im Kurs. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß uns der Anblick der Wand kleinmütig, ja feige machte. Zu dritt hockten wir im Geröll und schauten, schauten... Als wir abends tatenlos heimzogen, wußten wir, daß wir wiederkämen.

Eine Woche später verbanden wir uns unter der Wand zu drei Seilschaften. Rudi Mähm, der längst verstorbene Sektionskamerad, war dabei und Franzl Schmid, der spätere Erseiger der Matterhorn-Nordwand. Scheu begannen wir zu klettern, uns freiringend aus der Bedrückung. Da war der erste Mauerhaken, der feine Riß, die Steigbaumhöhle. Dann erschütterte uns ein böses Steinschlagabenteuer. Ein heißer Tag! Der Fels erhitzte sich wie ein Kachelofen. Die Quergänge — Respekt vor Hans Dülfer und seinen Zeitgenossen Herzog und Sirt! Die Ausstiegsriffe machten uns noch schwerer zu schaffen. Dann stürmten wir über Schrofen befreit und voller Jubel zum Gipfel. Das war meine Feuertaupe.

Heute sehe ich die Fleischbank-Ostwand mit anderen Augen. Lieben habe ich sie gelernt, seit ich jeden Griff und Tritt kenne. Ihre blanken, hellen Platten sind mir Inbegriff der Kletterfreude geworden, und wenn ich droben sitze auf den Gipfelsfelsen des Predigtstuhls oder der Soinger Halt und eine Seilschaft bahnt sich den Weg durch die Platten, dann schaue ich zu und werde ganz still und fühle mich jung wie damals, als ich sie erstmals erlebte.

Dülfers Prüffstein an der Fleischbank

Ohne Gefährten, ohne sicherndes Seil vermochte Hans Dülfer 1913 diesen Riß zu meistern, der die gelbe Wandeinbuchtung unterhalb der Fleischbankfcharie durchzieht. „Allein — Hurra!“ hatte er, der selten Enthusiasmus zeigte, in sein Tourenbuch geschrieben. Kaum zehn Begehungen wurden in den nächsten 15 Jahren gezählt. Leo Rittler, der an der Brandes-Jorasses-Nordwand den Bergtod erlitten, hatte zu mir gesagt: „Am zweiten Überhang mußt du dich traun und zupacken, sonst fliegst!“

Rechts graue Plattenwand, links gelbliche Überhänge und dazwischen der Spalt. Ein unheimlicher Weg! Eigentlich hatten wir vorgehabt, in die Südostwand zu gehen, mit ihren schönen, sauberen Kletterstellen, aber eine andere Seilschaft hielt uns ab.

So gelassen band ich mir selten das Seil um die Brust, wie am Beginn der Schwierigkeiten des Dülferrißes. Erster Überhang: Der Karabiner klingelte in einem krummen Haken, der hinter einem wackligen Block steckte. Dann arbeitete ich mich zehn, zwölf Meter hoch, schnell, doch ohne Hast. Oben ein prächtiger Griff, der den Fingern Inbegriff aller irdischen Freuden war. Auf überdachter steinerner Bank sitzend, holte ich das Seil ein. Da — ein bumpfes Poltern, Steine trachten. Aufgeschreckt liefen unten am Ellmauer Tor Leute zur schroffigen Flanke der Karlspitze hinüber. Sie fanden einen Toten, der auf leichtem Wege abgestürzt war.

Dem jungen Kameraden war das im Klettereifer entgangen und ich schwieg, wußte ich doch über uns das Haupthindernis des Dülferrißes. Unter uns der Führende der nachkommenden Seilschaft. Er war nervös. Seine Finger zitterten... jetzt lösten sie sich vom Fels, griffen rückwärts in die Luft. Eisen klingelte, das Seil straffte sich, aber der so gefährlich aussehende Sturz endete mit einigen Schrammen. Der Berg war diesmal gnädig gewesen.

Weiter! Mit den Händen die stumpfe Unterkante des Rißes fassend, die Füße gegen die jenseitige Platte stemmend, kletterte ich höher. Und hier allein sein, ohne das unruhige und doch beruhigende Seil, ohne ein nahes, besorgtes Herz! Als ich oben stand, verbeugte ich mich innerlich vor Hans Dülfer.

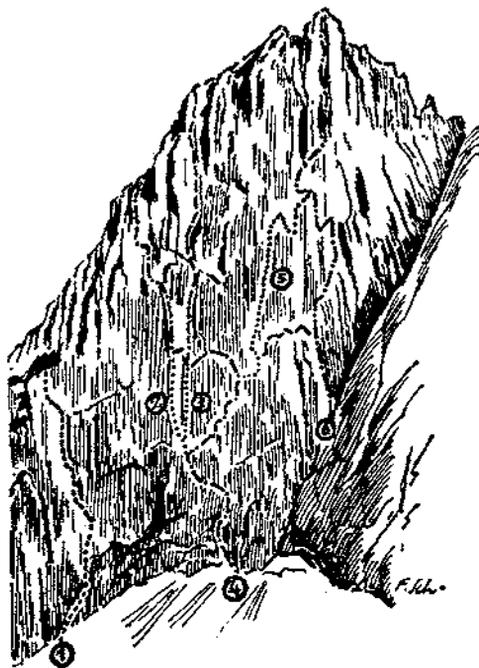
Und wieder gelbe, brüchige Überhänge, die streichelnd erklettert sein wollten, dann war der Weg frei zur Scharte. Kaum eine Stunde war verstrichen, seit wir 250 Meter tiefer eingestiegen. Welche geballte Fülle von Eindrücken! Nein, man ist auf solchen Wegen dem Berg gegenüber nicht taub! Man wagt und wird beschenkt, man gibt und empfängt. Das Bewußtsein des Verlierendkönnens steigert den Wert des Beschenktwerdens.

Totenkirchl-West: die klassische Kaiserwand

Wer von der Kleinen Halt aus die besonnte Kiesenplatte der Westwand bestaunt, wer den Hohen Winkel unter den jähren, gelbgefleckten Felsen durchwandert oder wer von der gerillten Gipfelplatte des Totenkirchls in den 600 Meter tiefen Abgrund blickt, der ahnt die Gewalt dieser Mauer. Doch über dem Ahnen steht das Erleben . . .

Erste Begegnung: Wir lagerten während einer sternhellen Nacht am Fuße der Wand, um früh, sehr früh zu beginnen. Stimmen weckten uns, Männer schritten an uns vorüber. Unter ihnen Hans Fiechtl, der glänzende Felsmann und Bergführer, und sie sprachen von der „Direkten“, von der Westwand des Kirchls. Wir sahen, noch schlaftrunken, die Gestalten über die feuchten Platten der Winklerschlucht schleichen, sahen sie im steilen Fels hochklettern und beim großen Quergang die Seilenden wie Peitschenschnüre durch die Luft schnellen. Der Eindruck war mächtig, und wir sparten uns die „Direkte“ für spätere Tage auf. Das war gut so. Fiechtl's Seilschaft wurde in der Wand von einem Wettersturz überrascht. Auf Strips glaubte niemand an ein Überleben können dieser Sturmnacht mit ihren Hagelschauern und Regengüssen. Dennoch riefen wir am Morgen vom Gipfel nach den Lebenden, während andere am Fuße der Wand nach den vermeintlichen Toten suchten. Wir seilten uns in die regennasse, vernebelte Wand. Die beiden Vermissten hatten in einer kleinen Höhle Obdach und Schutz gefunden.

Ich denke zurück, wie man die Seilschaften zählte, wie man jeden kannte, der sich auf Düllfers Pfad in die Westwand wagte. Denke an die Erzählungen von schlimmen Freinächten, Stürzen und verzweifeltem Ringen, wie bei der zweiten Begehung durch Georg Sirt im Jahre 1919. Und ich erinnere mich der eigenen Erlebnisse: Zuerst im Mai an der Piazwand mit der luftigen, eindrucksvollen Schlüsselstelle, dem Schießboldquergang und vereisten Raminen, dann am großen Düllfer-Quergang: Eine halbe Seillänge links drüben ist im riesigen Mattenschild eine Kerbe. Mit Seilzug schleicht und tastet man hinüber, möchte die Kletterschuhe mit Saugnapfen vertauschen, fürchtet das Zurückpendeln. Lang und schwer ist der Weg zum Gipfel. Der Schluchtquergang ist noch zu meistern, die Ausstiegstrisse verlangen Kraft. Dazwischen liegt ein grünes Rasen-Paradiesflecken. Es schadet nichts, wenn du fünf Minuten in die Wolken und in die Ferne träumst und alle Haken, Seilschlingen und Überhänge vergißt. Hier ist Rasen Gewinn, ein Vorschub auf die Gipfelstrenge.



Totenkirchl — Westwand

- 1 Fiechtlamin (H. Fiechtl, H. Düllfer und W. Schaarschmidt), 1913.
- 2 Millertamin (A. und R. von Miller), 1920.
- 3 Schrammlamin (C. Schramm und Ges.), 1912.
- 4 Piazweg (B. Pia, J. Klammer, R. Schießbold und F. Schroffenegger), 1908.
Ausstieg zur 3. Terrasse durch den Bernuthlamin (H. Düllfer, W. von Bernuth, F. Kreis und R. Pland), 1912.
- 5 Peters-Eidenschindl-Weg (R. Peters und O. Eidenschindl), 1943.
- 6 Düllferweg (H. Düllfer und W. von Redwitz), 1913.

Heißer Felsgang: Lärched-Ostwand

Ganz im Osten führt auf den äußersten Gipfel des Kammes ein letzter Dülferweg: Lärched-Ostwand. Ich spüre noch bitteren Ledergeschmack im trockenen Mund, wenn ich an sie denke. Es war ein mörderisch heißer Tag. Wir hatten schlecht geschlafen auf den Holzbohlen in der Maukalm und schwitzten nun seit Sonnenaufgang. Wer nur Fakenrizen und Steigbaumstellen sucht, wird in dieser Wand enttäuscht. 250 Meter geht es durch eine Schlucht mit Steilstufen und glattgewaschenen Rinnen, dann erst bäumt sich die geschlossene Gipfelwand auf. An einem Riß, der mich an das Piazwandl erinnerte, und seiner Fortsetzung folgend, gelangten wir zur großen Verschneidung. Herrlicher Kaiserfels! Schön war hier die Kletterei. Die Kante links der Verschneidung führte uns auf schlechteres Gestein und zu dem Kamin, der die gelbe, überhängende Wand spaltet. Auch hier fanden wir keinen Schatten.

Einsame Gipfelkass! Westwärts unter uns die weite Geröllöbe des Griesner Kars, von einem Kranz hoher Gipfel und Zacken umgeben. Bleischiefer hat einst hier geschürft und abgetragen, hat Bergkörper zugehauen und zernagt. Nur Schutt ist in dieser grandiosen Werkstatt der Natur liegengelassen bis in unsere Tage. Splitter, Brocken und Blöcke, die immer noch Zuflor erhalten aus morschem Felsgefüge. Ich brechen die Ostwände der Bamsfluchten in die Kreibegrube ab. Wichtig und düster erhebt sich die Maukspitze. Wir waren ausgehört, das Essen schmeckte wie Sägespäne. Vom Grieschartl stiegen wir durch eine unangenehme Schlucht ab. Es wäre auch leichter gegangen! Wasserfälle, Abbrüche, Abseilstellen . . . Dazu Steine, die uns wie stechlüsterne Mücken umschwirren. Am Ende der Schlucht machte uns ein 150 Meter hoher Laminentegel wenig Vergnügen. Und schließlich Gewitter, Wolkenbruch und Autopanne. Wir waren alles andere, nur nicht „die Fürsten dieser Welt“.

Auf Hans Fiechtl's letztem Weg

Zur Erstbegehung der Lärched-Ostwand hatte sich Dülfer mit Fiechtl verbündet. Wer von der jungen Generation kennt ihn noch, den Tiroler Bergführer, der 1903 autorisiert wurde, sich zu einem verwegenen Kletterer entwickelte und schließlich im Wilben Kaiser seine zweite Heimat fand. Wer erinnert sich noch an den untersehten Mann im verblichenen, ehemals blauen Leinenjanker, mit der Kaiserjägermütze schief überm Ohr? Seine Urgesteinklettereien an der Zsigmondspitze, seine Dolomitenfahrten und die Eroberung der Schülselfar-Südwand mit Otto Herzog ließen ihn schon vor dem ersten Weltkrieg in die Reihe der besten Felsgeher aufrücken. Nach ihm ist der aus einem Stück Eisen geschmiedete Fiechtlhaken benannt, der den Jungen Schlüssel zu mancher schwierigen Wand wurde. Auch nach 1919 wollte der an Malaria leidende Fiechtl mit der Jugend Schritt halten und eröffnete manchen kühnen Felsweg im Kaiser am Totenkirchl, an der Fleischbank, am Predigtstuhl.

Ich lernte Fiechtls Felsbeherrschung am „verrückten U“ — wie Pia sagte — kennen. Gewiß nur ein Klettergartenstück am Totenkirchl, aber immerhin . . . Jahre hernach — ich hatte inzwischen von den hundert Wegen auf das Totenkirchl die Hälfte begangen — lehnte ich neben Fiechtl an der besonnten Wand des Stripsenjochhauses. Mit dem Mundstück seiner Pfeife, an der grüne Quälchen baumelten, wies er hinüber zum Nordwandjockel des Totenkirchls und zeigte mir seinen Weg. Wenig später, am 1. August 1925, stürzte Hans Fiechtl auf seiner eigenen Route ab.

Es drängte mich, ihm zum Bedenken, die Fahrt zu wiederholen. Ein gewitterschwüler Tag. Bleiern hingen die Wolken an den Graten. Wo die Sonne eine Lücke fand, stach sie sengend nieder. Es war still wie in einem Dom, als wir über einen Felsporn zur 300 Meter hohen Steilwand des Sockels emporkletterten. Die „Kadnertraverse“ wartete mit den ersten Mauerhaken auf. Regentropfen prasselten nieder, dunkle Lupfen auf dem Fels hinterlassend. Sollten wir umkehren? Wir sprachen nicht darüber. Jetzt kam Fiechtls Absturzstelle. Einen abwärtsgebogenen Mauerhaken ließ ich unbenützt und zog mich über den

Wußt empot. Den Befährten sah ich nicht, nur das Seil schlängelte sich unruhig zu mir herauf. Zwischen den Beinen schaute ich hinab auf Gras und Geröll und weidende Schafe. Hier mußte das Unglück passiert sein. Auf lehmigem Stand schmiegte ich mich an die Wand. Unter mir hing an einem winzigen Zacken Fiechils Pfeifenmundstück an grüner Kordel. Ein letztes, teures Andenken!

Stürmisch fiel Nebel ein. Hagelschlossen tanzten toll über die Felsen. Blitze blendeten. Gleichzeitig am Seil gehend, kletterten wir durch Steilkinnen und Risse. Ein 80 Meter hoher Kamin brachte uns auf leichte Schrofen. Im Hochgewitter klang diese Fahrt des Bedenkens aus.

Eigene Wege im Kaiserfels

Uns Bergsteigern der Gegenwart droht die Gefahr nicht mehr so sehr von der Natur, sondern vom Geiste her: die Monotonisierung der Welt! Wir erkennen die Gefahren, die von der Vermassung, Verflachung und Nivellierung beschworen werden. Weltflucht? Nein, dazu sind wir zu aktiv! Aber was bleibt uns noch? Laßt uns versuchen, die Berge als möglichst natürlich-ursprüngliche Reservate unseres freiheitlichen, eigenwilligen Lebens zu erhalten. Uns und jenen, die nach uns Bergeinsamkeit und Neuland suchen. Dort, wo wir einsam Fels und Firn berühren, ist die Erde noch unverdorben.

Das Bergsteigen, wie wir es treiben, bedeutet engsten Kontakt zwischen Mensch und Berg. Es ist fast als moderne Askese zu bezeichnen. Aufsuchen und Ertragen von Entbehrungen und Unbillen, Ringen mit Naturkräften und Gefahren. Wir wollen am Berg erleben und bestehen. Wir wollen den Kampf, verstehen aber darunter mehr und etwas anderes als das Schlagwort einer „kämpferischen Zeit“.

Unsere Väter haben den Alpinismus geschaffen und verkörpert, als sie nach ihren wissenschaftlichen Vorläufern erkannten, daß Berge um ihrer selbst willen ersteigenswert sind. Sie wollten entdecken und erobern. Sie handelten als einzelne und riefen die Masse. Sie wollten erschließen und öffnen Schleusen. Jede Übersutung verheert, am meisten die durch Menschen.

Wir haben die Alpentäler preisgegeben, wir haben die Einsamkeit vertan, aber wir können die Entwicklung nicht zurückdrehen und ungeschehen machen. Was blieb uns Epigonen?

Wenig und doch viel, wenn wir es zu erleben verstehen! Der eigene Pfad, dort, wo noch keines Menschen Fuß den Berg betrat, wo noch keines anderen Findigkeit ein Durchkommen gesucht und gefunden hatte.

Eigene Wege — sie sind die Sternstunden in unserem Bergsteigerleben.

Mitterkaiser-Nordwestwand

Juli 1926. Georg Mitterer und ich waren wieder einmal in die Griesner Alm, am Fuße des Mitterkaisers, eingezogen. Wir fühlten uns wohl am Feuer der alten Griesnermutter und droben in den grauen Wänden. Wir suchten eigene Wege. Neuland...

Die Nordwestwand des Mitterkaiser-Nordgipfels ragt etwa 600 Meter auf. Unten ein Steilabbruch mit wasserdunklen Platten, oben schrofig und leichter gangbar. Diese Felsflucht könnte gut im Karwendel stehen, denn sie ist gar nicht „kaisermäßig“. Durch Lauschen kamen wir zum Einstieg. Ein breites, teilweise begrüntes Band, das rechts in die Wand zieht, überraschte uns. Schnell erreichten wir sein Ende. Die gelbe überdachte Steilwand sah wesentlich ernster aus. An kleingriffigem Fels klonn ich höher, bis es mir mittels einer schmalen Rampe gelang, das Hindernis zu nehmen. Dann kamen wir auf ein zweites Band und bauten den ersten Steinmann. Eine 150 Meter hohe Stufe mit Pfeilern wie tiefige Orgelpfeifen trennte uns vom ersten Wandabsatz. Wir suchten den besten Weg durch glatte Rinnen. Ein rotes Schartel war Durchschlupf zu einem geräumigen Absatz.

Ein Gewitter war im Anzug. Erhitzt strebten wir dem auffallenden langen Kamin zu, der die zweite Wandstufe durchzieht. Erst hoch oben wurden wir von der Plattenrippe, die uns ein beschwingtes Fortkommen gestattete, in den feuchten Spalt gedrängt. Stemmend gelangten wir unter einen großen Überhang und rechts ausweichend auf leichteres Gelände.

Ein Nennen mit dem Unwetter begann. Gleichzeitig kletternd folgten wir einer schier endlosen Bratrippe. Endlich der Steinmann! Hier, Kamerad, meine Hand! Seit unserem letzten Besuch über die Nordwand war kein Mensch dagewesen. Es gibt eben auch im Kaiser neben Mudebergen vergessene Gipfel.

Während wir zum Hauptgipfel hinüberkletterten, entlud sich das Gewitter mit Macht und Pracht.

Direkte Ostwand des Predigtstuhl-Nordgipfels

Die Ostwände des Predigtstuhls sind das Schaustück der Briesner Alm. Eine Stralsburg am Morgen, wenn das Tal noch dämmt und das Licht der steigenden Sonne über die Felsen flutet. Über die ostseitige Plattenwand des Predigtstuhl-Nordgipfels kann sich ein Bergsteigerherz getrost freuen. Da lohnt es sich wohl, eine gerade Führe hinaufzuziehen durch Ritze, Kamme und über Platten.

Über Latzchen und Schrofen strebten wir vom Eingang ins Briesner Kar der Spitze des etwa 400 Meter hohen Vorbaues zu. Von hier stiegen wir in die Ostwand ein. Am steiler werdender Plattenflucht klonnen wir gegen das senkrechte Mittelstück der Wand. Am Beginn einer leichten Rißverschneidung, die nach einer knappen Seillänge in einen Kamin übergeht, knüpften wir uns ans Seil. Das trübe Wetter wurde immer unfreundlicher. Feiner Regen rieselte nieder. Hart griffen die Hände in den feinen Riß. Die ersten Schritte im schwierigen Fels sind immer eine stumme Bitte an den Berg. Man ringt noch um Ruhe, Beherrschung und Überlegenheit. Ein weiter Kaminschacht, ein langer, enger Riß. Plattenschilde schlossen uns ein. Nur ein Pfeiler rechts drüben schien gangbar zu sein. Leichter Seilzug — der einzige Quergang unseres Weges. Wandstellen, Überhänge und Verschneidungen folgten. Donner grollte. Es konnte nicht mehr weit bis zum großen Plattenschuß sein. Dem Befährten entfiel der Hammer. Klirrend sprang er in einem großen Saß über die Wand.

Am Beginn der Platten war der Weg frei zum Gipfel. Dafür setzte das Trommelfeuer der Blitze und Steine ein. Niemand wird annehmen, daß der Abstieg durch den Bohngkamin ein Vergnügen war, obgleich es an Feuerwerk und Wasserspielen nicht fehlte.

Direkte Christaturm-Ostwand

Fels wie aus gewalztem Stahl, im unteren Drittel als bauchiger Wulst vorgewölbt und von oben bis unten von einem Riß gespalten. Wohl unmöglich? Dülfer, Solleder und manch anderer gute Mann im Fels hatten schon zu Beginn aufgegeben und eiliche Haken verrosten lassen. Eine Fünfer-Seilschaft mit Franz Großmann war 1925, von links in die Wand querend, zwischen Südostkante und Riß durchgestiegen. Die „Direkte“ war noch zu haben.

Wieder war Schorsch Mitterer Seilgefährte. An einem sonnenlosen Nebeltag stiegen wir ein. Die graue Hülle ließ uns allein mit der Wand und ihren Schwierigkeiten. Am ersten Überhang hätten wir vielleicht durch eine Rechtsschleife Kräfte und Zeit gespart. Ich mühte mich rechtschaffen mit Haken und Seilzug. Die folgende Verschneidung bot anfänglich Griffe, dann wurde der sich am Überhang verlierende Riß eng und glatt. Wir arbeiteten mit schlechter Sicherung und einfachem Seil. Keiner durfte stürzen. Ein lehmiges Loch gewährte uns Platz zu geducktem Kauern. Wir hätten nicht mit einem Klubsessel getauscht. Und wir sangen das Lied von den Fürsten der Welt und waren doch ein bedeutungsloses Nichts im Ungewissen. Wieder stummes Ringen am Überhang, Hammerschlag und pfeifen-

der Atem. Erst die Kamine brachten Entspannung. Herrliche Kamine, grünverschlicht und tief wie Urweltshünde, mit Kieselklemmblocken abgeriegelt und doch knappe Hintertürchen bietend.

Dann ein Pfeiler, ein schwerer Wulst. „Nachkommen“ tief ich zum letztenmal. Der Abend auf dem Gipfel war ein Fest. Wind riß das Wolkengepinnst vom Himmel und wir freuten uns über den letzten Sonnengruß. Über das Elmauer Tor wogte Nebel und wir schauten in den Abgrund, aus dem wir gekommen. In der Hütte auf dem Streipsenjoch flammte Licht auf, ein warmer Schimmer von Geborgensein.

Und wir hatten noch einen langen nächtlichen Weg.

Direkte Ostwand der Hinteren Goinger Halt

Biermal hatte uns schon der Beckruf aus dem Feu geschreckt, hatte uns ein freundlich gestirnter Himmel ins Griesner Kar gelockt und ein Regenguß wieder zurückgejagt zur Alm. Die 800 Meter hohe Ostwand der Hinteren Goinger Halt sollte einen geraden Weg erhalten. Ebenfalls angriffsbereit saß Solleder nächst dem Einstieg in der Pfauhütte. Wir kamen zuerst, kletterten achtsam die vielen, vielen Seillängen, ohne scharfe Schwierigkeiten anzutreffen. Schweigam war der Kamerad. Er brachte ein drückendes Gefühl von „schießen“ und „Pech haben“ nicht los. Bis das Seil einen kopfgroßen Stein löste, der an seinem Schädel vorbeipfiff und einen Schenkel blau schlug.

Der Gipfel schenkte uns seine klarste Sicht, und ein brauner Falter setzte sich zu süchtiger Raft auf das gerollte Seil, bevor er davonsegelte, der Eiskrone der Hohen Tauern zu.

Das Kaisermannl am Lärched

Georg Leuchs erwähnt in seinem Führer die „auffallende, schlanke Felsnadel“, die links der vom nördlichen Grieschartl herabziehenden Ostwandschlucht am Lärched kirchturmhoch aufragt. Gewöhnlich verschwimmt der Umriss der schlanken Nadel mit dem Felsgrau des Wandhintergrundes, nur wenn Wolken über die Samssfluchten ins Kar der Kreidegrube einfallen, dann springt das Kaisermannl wie eine Spukgestalt empor und wird sichtbar. Ein Schlechtwetterzeichen für die Bauern an der Ostseite des Kaisers. Am kühnsten ist die Nadel, nein, der Turm, vom Grieschartl anzusehen. Eine kleine Guglia hoch über den Abgründen . . .

An einem Octobernachmittag 1943 stand ich mit Sepp Brandl, der mich einst am Dällertis begleitet hatte, oben am Beginn der Nordostkante des Kaisermannls. Nebel hatte uns zu langem Herumsuchen gezwungen. Es blieben uns nur noch wenige Stunden. Ob sie ausreichten?

Erst gestuft, dann senkrecht und glatt werdend, stieg die Kante auf. Wir wichen kaum von ihr. Ein überhängender, griffarmer Abbruch kostete mich einen Mauerhaken. Später kam ich zu einem Stütz mit einer Abseilschlinge. Sollten wir doch nicht die ersten sein? Sepp ärgerte sich maßlos darüber, aber vielleicht war es nur ein Rückzugszeichen. Es brauchte Nerven, sich hier oben sicher zu fühlen. Nebel wehte, der Turm schien zu schwanken. Unwahrscheinlich schlank war der Gipfelaufbau. Immer noch bot die scharfe Kante Griffe und Tritte. Erst ganz zuletzt wurden wir einige Schritte in die senkrechte Nordseite gedrängt. Die Lärchedwand, gigantisch anzusehen, warf das Echo der Hammerschläge zurück. Auf dem unberührten Gipfel hingen wir wie in einer Gondel. Ringsum Luft. Unter uns wilde Schluchten und wogender Nebel. Die Täler sahen aus wie Fjorde. Während wir einen Apfel teilten, rötete sich der Himmel. Und ich wußte, daß im Oktober die Dämmerung förmlich hinter der sinkenden Sonne herjagt, denn erst gestern waren wir in der Lärched-Ostwand gewesen. Also rasch hinunter! Das Doppelseil, an dem ich schwebte wie eine Spinne an ihrem Fädchen, ging zu Ende. Wo war ein Stand? Gut, hier steckte ja der Haken mit der Abseilschlinge! Weiter! Dämmerung spann uns ein. Wir verließen die Kante und seilten

uns durch eine nordseitige Verschneidung, um rascher in den Schluchtgrund zu kommen. Da verklemmten sich die Seile und ließen sich weder abziehen, noch abschnellen. Also nochmals hinauf! Auf schmalen Gefimfen tasteten wir über Platten zum besser gestuften Turmsockel, ließen uns durch einen Kamin gleiten und standen im Schluchtgrund, 300 Meter über dem Geröll.

Was nun? Bivaktieren, absteigen oder hinauf zum Grieschartl? Der aufziehende Mond erleichterte uns den Entschluß: wir stiegen hinauf. Es war ein traumwandlerisches Klimmen. Wie aus Marmor schimmerte das Lärched. Um uns die unerbittliche Stille des Alls. Dann standen wir in der Scharte. Vor uns ragte der bestiegene Turm wie ein schwarzer Obelisk in die Nacht. Der Berg hatte uns freigegeben. Wir konnten wieder lächeln. Ist es nicht so: Je mehr das Leben der Monotonie verfällt, um so seltener wird das Außergewöhnliche, aber zugleich steigt das Seltene und Einmalige im Wert.

Lärched-Ostpfiler

Wer von Griesenau das Lärched im schrägen Schein der Nachmittagssonne betrachtet, dem fällt in der Ostwand ein markanter Pfeiler auf, dessen scharfe Kante auf etwa 200 Meter Licht und Schatten scheidet. Die Pfeilerspitze krönt zugleich den mächtigen Vorbau, über den Deuchs in seinem Kaiserführer berichtet.

Mai 1948! Ein heiterer Tag! Beim ersten Vogelgezirp packten wir die Rucksäcke: Seile, etliche Mauerhaken, Eispickel für den Abstieg . . . Steil stiegen wir zur Lärchedalm bergan. Man ist erregt und doch schweigsam, wenn man sich einen Weg ins Ungewisse

erfor. Einen Kletterpfad ohne das Bängelband einer Beschreibung und ohne Markierungsflecke. Man faugt sich mit dem Blick förmlich fest am Fels, um seine Scheimnisse zu ergründen.

Vom Geröllsaum am Fuße der Felsen mußten wir zunächst mit sehr steilem Geschrof vorliebnehmen. In Firnrinnen hatten fallende Steine tiefe Rillen ziselirt. Dann begann uns der saubere, plattige Fels des Pfeilersockels zu erfreuen. Nach fast zwei Seillängen Kamin standen wir in einer schmalen Scharte, lustig in die Pfeilerkante geschnitten. Skeptisch musterte ich den nächsten Aufschwung, der nach 6. Grad und Ragelei ausah. Etliche Meter stieg ich sübsseitig ab auf griffigeren, wenn auch sehr steilen Fels. Knapp unterhalb der Kante zieht hier eine rauhere Zone aufwärts, die ein Fortkommen verheißt. Kleine Standplätze, kein Überfluß an Griffen, viel Luft unter den Sohlen! Seillänge um Seillänge führte ich. Immer näher kamen wir dem drohend vorgewölbten Pfeilerkopf. Dessen Anblick verursachte einige Depressionen. Aber Fels ist meist reich an Überraschungen, an Schlimmen und erlösenden. Uns war er heute gnädig und gestattete uns einen



Lärched — Ostwand

- 1 Ostschlucht zum Nördlichen Grieschartl.
- 2 Dülferweg (S. Dülfer, S. Fiechl, Walter und Willi von Bernuth), 1912.
- 3 Nordostecke (Chr. Ermann), 1907.
- 4 Ostpfiler (F. Schmitt und J. Mignet), 1948.

Durchschlupf unter Wälsten. Noch einige Stufen, dann konnte ich auf der Spitze des Pfeilers das Seil einholen.

Der Weiterweg zum Gipfel war mir bekannt. Altschnee in Rinnen, Wächten auf den Scharten, dazwischen Kalkfels mit dunklen Schmelzwasserströmen. Eine Weile später blätterten wir im vergilbten Gipfelbuch.

Kameraden

Kameradschaft . . . Im Gebirge ist das mehr als ein Wort mit der Patina eifrigen Sprachgebrauchs. Hier klingt es in den Herzen. Hier ist es Befehl. Kameradschaft wird zum Bedürfnis. Jeder von uns hat dies schon erlebt: Zwei Seilgefährten in steilem Fels. Aufmerksamkeit sichert der eine auf knappem Stand, der andere ringt zwanzig, dreißig Meter höher. Er hofft: Im Ernstfalle wird mich der Kamerad am Seil halten! Der andere denkt: Er darf nicht fallen, er wird nicht fallen! Sie hängen beide zwischen Abgrund und Gipfel und das Seil verbindet ihre Schicksale zu einem.

Wollt ihr das Tun und Streben junger Bergsteiger verwerfen? Wieviel in der Welt wäre ungeschehen geblieben, wenn der Mensch nicht vom Willen und vom Ehrgeiz getrieben würde! Die Keife, oder sagen wir es ehrlich: das Altern — befreit uns erst von dieser Peitsche. Knut Hamsun spricht vom „gedämpften Saitenspiel“.

Klettertage im Kaiserfels! Ich sehe braune kantige Gesichter, strahlende Augenpaare und lebensfrohe Lippen. Wein glüht in den Gläsern. Harfenakkorde klingen auf und unser Lied: „Wir sind die Fürsten dieser Welt . . .“

Es müßte schön sein, wieder einmal allen Kameraden die Hand zu drücken und eine erinnerungsfrohe Stunde zu verplaudern. Wißt ihr es noch — damals?

Viele leben nicht mehr: Ich grüße Toni Schmid, der am Wiesbachhorn stürzte; Eduard Wirsching, mit dem ich die ersten Kaiserfelsen besuchte, und der mit seiner Schwester an der Alpspitze zu Tode fiel; den kleinen Hermann Kobl, den die Benediktenwand fällte; den blonden Franz Großmann, den ein Schneebrett am Hahnenkamm erdrückte; Willy Merkl und Peter Müllritter, die Chiemgauer Bergkameraden, die am Nanga Parbat blieben; Leo Kittler, der nun am Fuße des Montblanc schläft; Karl Brendel, der als sein Seilgefährte am Predigtskühl stürzte; Emil Solleder, den ein tüchtiger Abseilblock über die Südwand der Meise schleuberte; Gustl Kröner, den in der Matterhorn-Nordwand ein Stein erschlug; Ludwig Schmaderer, der im Himalaja ermordet wurde, und sein getreuer Gefährte Herbert Paidfar, der in der Pallavicinirinne ums Leben kam; Much Wieser, der seine letzte Ruhestätte auf dem Baumgartentöpl gefunden hat . . .

Nehmt diese schlichten Erinnerungsblätter als Gruß!

Vom Grat gestürzt . . . im Sturm erfroren . . .
 im Nebel Ziel und Richtung verloren . . .
 vom Stein erschlagen . . . im Schnee ertrunken . . .
 in eines Gletschers Falle gesunken . . .
 So hieß die Botschaft, als man euch fand,
 zer schlagen und mitten im Jungsein gestorben,
 am Berg. Ihr habt gewagt und geworben
 und überschritten den schmalen Rand
 zwischen Gipfel und Abgrund, Lachen und Tod.
 Nun gehen andre auf euren Pfaden,
 und mancher erzählt von euch, Kameraden,
 im Fels, in der Hütte, im Abendrot.
 Wenn wir den Knoten des Seiles schlingen,
 dann denken wir, daß es mit euch uns verband.
 Wenn wir in jähen Wänden ringen,
 dann fragt ihr leise: Kamerad, hast du Stand?
 Und auf den Gipfeln: Namen und Daten,
 vergilbt auf Papier. So vieles verwebt . . .
 Doch ihr Kameraden, lebt durch eure Taten.
 Es gibt kein Bergessen: die Seilschaft besteht!

Erschließungs-Rückblick 1917–1952

Mit folgenden knappen Angaben und mit den im Anhang gebrachten Daten soll eine Übersicht gegeben werden über den letzten Erschließungsabschnitt im Wilden Kaiser, und zwar im Anschluß an die früheren Veröffentlichungen im Alpenvereins-Jahrbuch. 1870 erschien hier als erste topographische Arbeit ein Beitrag „Das Kaisergebirge“ von Karl Hofmann. Ein Jahrzehnt später brachte Theodor Trautwein im Band 1879 die inzwischen notwendig gewordene Ergänzung. Heinrich Schwaiger wurde gewonnen, für Band 1 des umfassenden, 1893 vom Alpenverein herausgegebenen Werkes „Die Erschließung der Ostalpen“ den Abschnitt „Das Kaisergebirge“ zu bearbeiten. Joseph Enzensperger und Dr. Georg Leuchs stellten als beste Gebietskenner in den Jahrbüchern 1897 und 1917 besonders den Aufschwung der Touristik klar heraus. Dann meldete sich die junge Generation zum Wort: Leo Maduschka schrieb, wiederum für das Alpenvereins-Jahrbuch bestimmt, „Die jüngste Erschließung des Kaisergebirges“. Nach dem Bergtod des Verfassers an der Civetta erschien diese Arbeit 1933 als Broschüre, von Franz Kiebel eingeleitet und von der Alpenvereins-Sektion Bayerland herausgegeben. Ich selbst rundete das Bild in meinem „Buch vom Wilden Kaiser“. Seither sind wieder zehn Jahre vergangen. „Letzte Probleme“ wurden gelöst, der Wilde Kaiser blieb ein Magnet, der die jungen Kletterer immer noch in sein Kraftfeld zieht.

1917 stellte Georg Leuchs fest: „Im Jahre 1880 kannte man im ganzen Kaiser etwa 20 verschiedene Gipfelanstiege, 1890 waren es 50, zehn Jahre später bereits mehr als 100, 1910 170 und bei Kriegsausbruch (1914) annähernd 200, ungerechnet zahllose Varianten.“ Inzwischen ist die Zahl auf etwa 350 Felswege angewachsen.

Bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges zählte die Fleischbank-Ostwand 20 Begehungen. Ihr Erstbegeher Hans Dülfer war mit seinem Kameraden Fritz Butsmann am 6. Juli 1914 der letzte gewesen. Beide sind gefallen; Dülfer 1915, am dritten Jahrestag der Erstdurchsteigung. Der Dülferweg durch die Totenkirchl-Westwand war noch nicht wiederholt. Fünf Sommer waren die Kaiserberge vereinsamt. Nur selten wurde ein Gipfelbuch aufgeschlagen. Niemand durchstieg die schwierigen Wände. 1919 ließ sich keine Bergmüdigkeit feststellen. Dülfers Vermächtnis war nicht vergessen: seine kühnen Wege im Kaiserfels. Die Heimkehrer zeigten, vielfach trotz Verwundungen, daß sie unternehmungstrotz geblieben und noch wagemutiger geworden waren. Georg Sixt d. J. durchstieg mit dem kriegsverletzten Karl Aichner in abenteuerlichem Ringen die direkte Totenkirchl-Westwand zum zweitenmal. Emil Gresschmann wagte mit Kadner eine Wiederholung des Dülferstieges an der Fleischbank und schloß sich mit Otto Leitzl zur ersten Nachkriegs-Seilschaft in der Fleischbank-Ostwand zusammen. Von Gresschmanns zahlreichen Neutouren im Kaiser war die Durchkletterung der Predigtstuhl-Westverschneidung die hervorragendste. Nur drei Mauerhaken, etliche Karabiner und einen Hammer mitführend, erklommen er und Leitzl die feine Kipfreihe an einem schönen Septembertag in drei Stunden. Vater Sixt, der Unverwundliche, sicherte sich 1920 mit seinem Sohn Georg, dem eleganten Kaiserkletterer, und mit Georg Rugsfalter die Zweitbegehung. Kadner legte mit seinen Freunden einen geraden Anstieg rechts des Ostlerweges durch die Scheffauer-Nordwand und überkletterte die Lürne des Zettenkaiser-Ostgrates. Am Totenkirchl kam die „Kaminsegererei“ mächtig in Schwung. Besten Ruf genosß die Münchner Seilschaft Paul Diem und Karl Schüle, beide um 20 Jahre alt, tüchtig und bescheiden. Die Dülfer-Fahrten kannten sie bereits, als sie 1921 sich ihren kühnen Weg aus der Steinernen Rinne über die lotrechte Westwand des Predigtstuhl-Nordgipfels bahnten. Die 25-Meter-Verschneidung gilt heute noch als klassische schwere Kletterstelle. Nachfolger waren Fritz Bechtold und Willy Merkl, eine verschworene Seilschaft, die sich später im Kaukasus und Himalaja bewährte. Eine Alleinbegehung ist von Fedor Möhn 1927 zu berichten. Fiechtl und Franz Weinberger, zwei Tiroler, bewiesen ihr Können 1923 erneut durch einen eigenen Anstieg über die Predigtstuhl-Westwand nördlich der „Schüle-Diem“. Zwei

Bergführer ohne Lohn! Der Weinberger-Uberhang und die Risse verlangen viel Muskelkraft. Die direkte Gipfelwand ist durch einen dachartigen Querriegel gesperrt und hat bisher allen Versuchen getrotzt. Eugen Köchl und Fritz Wiehner, der später nach Amerika ging und den Achttausender K II im Karakorum belagerte, waren die nächsten. Ein schöner Erfolg von Ludwig Bauer und Georg Gruber war die Erstkletterung der plattigen Westfante der Kleinen Hält. Als das unworbenste Problem jener Zeit galt die schmale Südostwand der Fleischbank. Viele Anwärter, zahlreiche Versuche! Drei Tage rangen dann im Juli 1925 Roland Kossi und Fritz Wiehner um den Erfolg. Verschneidungen, Quergänge, der Kossi-Uberhang, der Ausstiegstriß... Wohl noch nie vorher war eine Wand so ausgiebig mit Haken gespickt worden, wie die „Südost“. Bald stellte sich heraus, daß sie eine sehr reizvolle Kletterei bietet, die sich nicht mehr wegreden oder totschweigen ließ. Die unbekümmerte Jugend führte, wie am Seil, so auch in der Entwicklung. Die Nächsten, Emil Solleder, der 1931 an der Meije abstürzte, und Hermann Kobl meisterten in viereinhalb Stunden alle Hindernisse und Schwierigkeiten. Bemerkenswert ist noch, daß im nächsten Jahrzehnt mehr als 80 Seilschaften die Fleischbank über die Südostwand erklimmen und daß die reine Kletterzeit auf 1 Stunde 20 Minuten gedrückt wurde. Als Leo Maduschka 1930 die Fahrt schilderte, schrieb er: „Wir wollen heute nicht im Hammerschlag unser Erleben zertrümmern — nein, heraus schlagen wollen wir es uns vielmehr mit jedem hallenden Hieb, das große, glühende Erlebnis, das Abenteuer im Fels!“ Eine neue Kaiser-Romantik entbrannte unter den Jungen, ein Felsfieber, eine Latenzfreude, ein Abenteuer in Wänden und Kaminen. Manche Anklänge an die Zeit um die Jahrhundertwende mögen vorhanden gewesen sein, und doch hatte sich vieles gewandelt. Der junge Mensch von 1925 war ein anderer geworden: häufig auf Fahrrädern unterwegs, in Zelten und Heuhütten nächtigend, aber voll brennender Begeisterung. Wir lernten aus der Zeitnot eine Bergsteigertugend zu machen. Wir liebten die Romantik der Lagerfeuer, der sternklaren Nächte, der roten Halstücher und zerschissenen Hosen. Arbeiter und Studenten — wir sangen ein Lied: von den Fürsten dieser Welt... Eine seltsame Kameradschaft in einer Zeit voll Gärungsstoff und Befreiungsdrang. Man hat den Satz geprägt, der Erfolg sei ein Produkt des Eigenfinns. Ja, es waren eigenwillige Menschen, die man zwischen 1920 und 1935 in den Kaiserwänden klettern sah! Immer zahlreicher wurde die Gilde derer, die Schwierigstes meisterten. Die Unfälle entfielen im allgemeinen nicht auf diese Unternehmungen. Von den ersten 5000 Totenkirchbesteigungen waren acht Todesopfer zu beklagen. Bis 1925 mußte man über hundert Namen ins Totenbuch des Wilden Kaisers eintragen; diese Zahl hat sich inzwischen verdoppelt.

Im Sommer 1925 fiel die lange belagerte Ostwand des Mitterkaiser-Nordgipfels durch Roland Kossi und Ernst Schmid, und die Traunsteiner Hans Haslacher und Toni Beringer erkletterten den oberen Teil der Westwand des Predigtstuhl-Mittelgipfels, einen ungemein ausgesetzten und schweren Riß, in der Meinung, es handle sich um eine Begehung der Westverschneidung.

1926 gelangen mir mit Georg Mitterer vier Neutouren, darunter die direkte Ostwand des Christatums. Über die Schlüsselstelle, einen überhängend abgeschlossenen Riß, schrieb 1935 Fritz Stadler: „Die ersten 60 Meter sind so schwierig, daß sie die Wand zur zweischwierigsten im ganzen Kaiser stempeln.“

1928 wurde die Fahrt wiederholt von Leo Rittler, der an der Grandes-Jorasses-Nordwand verunglückte, und von Alfred Drexel, der am Nanga Parbat starb.

Aus den Neutouren des Sommers 1927 ragt die direkte Sonneck-Südwand von Georg von Kraus und Fritz Sitte heraus. Den Brüdern von Kraus gelang am 30. April 1928 die erste Winterbegehung der Totenkirch-Westwand (Dülferweg). Über zwei Fahrten ist aus diesem Jahre zu berichten, die wegen ihrer lustigen, schönen Kletterei rasch beliebt wurden: die Südostfante des Christatums (Peter Aschenbrenner und Franz Plover) und die Südostfante des Kreuztürms, als „Akademikerfante“ bekannt geworden (Georg von Kraus, Heinz Mollier und Ernst Egger).

1930 suchten Peter Aschenbrenner und Hans Lucke nördlich des Dülferweges einen Durchstieg durch die Fleischbank-Ostwand zum Nordgrat. Die teilweise äußerst schwierige Kitzkletterei wiederholte Hias Audenthaler. Der Leuchsturm im Kopfstöckgrat wurde von Peter Aschenbrenner, Hans Lucke und Heinz Jaquet über die pralle Südwand erstiegen. Lange Zeit war man sich über den großen Kamin in der Südwand der Maukspitze nicht im klaren; die angebliche Erstbegehung 1925 erwies sich nach dem Durchstieg von Pert Fankhauser, der ein Opfer des Kanga Parbat wurde, und Eugen Minarik als unwahr. Der durch viele Überhänge verteidigte Spalt ist als „Spenglerkamin“ bekannt. Am Bauernpredigtstuhl erschlossen mit der Südwestkaute Leo Kittler und Alfred Drexel den ersten modernen Kletterpfad (Kittlerkaute).

Im Sommer 1931 widmete sich Heinz Jaquet besonders dem Ostkaiser und konnte zwischen Förselck und Maukspitze fünf Neutouren eröffnen. Von bleibendem Wert blieb in der nächsten Zeit die 1934 von Gotthard und Rold begangene Westwand des Bauernpredigtstuhls, heute die „alte Westwand“ genannt. Im nächsten Sommer fand Adolf Göttinger mit verschiedenen Befährten neue Möglichkeiten im Kaisersfels. Durch die Ostwand der Vorderen Karlspitze, eine plattige Steilmauer, die vom Südostgrat abbricht, legte er mit Martin Meier und Hans Biegler eine an heiklen Quergängen reiche Route. Außerdem erstieg er den Warenausturm und die Gipfelwand der Maukspitze von Süden. Auch Hias Nebitsch, der erfolgreiche Tiroler, konnte 1936 und 1937 von neuen Fahrten berichten: Mit Loserth rang er um einen Durchstieg durch den Plattenbauch der Hochgrubach-Südwand. Mit Olbrich meisterte er den Kitz in der Nordwestwand des Kleinkaisers im Briesner Kar, und mit Heisinger überkletterte er die Türme im Südostgrat der Aderspitze.

Nun war für die Besten (Nebitsch, Mariner, Schmaderer, Weiß u. a.) die Zeit der großen Winterbegehungen gekommen: Predigtstuhl • Mittelgipfel • Westwand im Auf- und Abstieg, Bauernpredigtstuhl • Westwand, Fleischbank • Südostwand und Karlspitze • Ostwand.

1939 stieg die Rosenheimer Seilschaft Zweckstätter-Staufner aus der Nähe des Brieschartls über die plattige, geschlossene Südwand auf das Lärcheck. Jaquet beging den langen, schroffen „Jägergrat“ aus dem Briesner Kar auf die Vorderen Soinger Halt. Dann brach der Krieg aus. Es zeigte sich gegenüber 1914/18 ein grundverschiedenes Bild. Zwar wurde es in den Wänden ruhiger, aber vereinsamt wie damals war der Kaiser nicht. Gebirgsjäger in voller Ausrüstung plagten sich damit ab, die Fleischbank-Ostwand und die Totentisch-Westwand zu erklimmen. Durch die Dachüberhänge der Kleinen Halt-Nordwestwand wurde 1941 ein Durchschlupf eröffnet, und 1943 wurden zwei, für den letzten Erschließungsabschnitt typische, äußerst schwierige Wandprobleme gelöst. Rudolf Peters und Otto Eibenschütz stiegen auf dem Platzweg in die Totentisch-Westwand und strebten dann auf ausgeklügelter Route mit raffinierten Quergängen und Seilmanövern dem Dülferweg zu. So verbanden sie die Schwierigkeiten beider Anstiege und hielten sich vom Hohen Winkel bis zum Gipfel in der Westwand. Die Tiroler Hermann Buhl, Reischl und Weiß waren in der Westwand der Maukspitze, einem senkrechten geschlossenen Felspfeiler rechts des Spenglerkamins, erfolgreich. Als Schlüsselstelle gilt ein Quergang, fast 40 Meter unter einer Überdachung an glatten Platten. Da Hakenrizen fehlten, kam man nicht ohne Steinbohrer aus. Als eine Felschuppe ausbrach, hinter der ein Haken steckte, gab es zunächst kein Durchkommen. Karl Bombocz fand schließlich den Schlüssel. Hermann Buhl bezeichnete die Fahrt als noch schwieriger als die Südostverschneidung der Fleischbank. Trotz dieses Rufes blieben Weberholer nicht aus. 1949 konnten die jungen Münchner Hermann Köllensperger und Heini Benz die fünfte Begehung buchen. Am 26. und 27. Dezember erlebte die Wand eine weitere Leistungssteigerung: Hermann Buhl und Peter Hofer ertrotzten sich in elf Stunden Kletterzeit den ersten winterlichen Durchstieg. Buhl hatte am Tage vorher allein die stellenweise vereiste Fleischbank-Ostwand in zwei Stunden bewältigt. Der direkteste und in seiner Linienführung schönste Anstieg auf die Fleischbank durch die Südostverschneidung wurde ebenfalls noch während

des Krieges, 1944 von Basfl Weiß und Peter Moser eröffnet. Unheimlich sieht diese Kiesenverschneidung rechts der Südostwand mit ihren gelben Begrenzungswänden aus. Steile Platten leiten in die Verschneidung, die eine Folge von Sechser-Seillängen bietet. Von dem großen Band im oberen Drittel der Südostwand geht es mittels zweier gebohrter Haken hinauf zu den Gipfelsfelsen. Im gleichen Sommer erkletterten Gerb Popp und Kurt Jäger die Verschneidung bis zum Band und querten wegen Regen aus der Wand. Die vollständige Wiederholung der Route gelang Peter Hofer mit einer Befährtin. Hans Lobenhoffer, einer der späteren Begeber, schrieb: „Ich bewunderte die Erstbegeber, die diesen unmöglich aussehenden Weg ausgedacht und begangen hatten. Über den Gebrauch von gebohrlen Haken mag man verschieden denken; meine Meinung ist, daß die Fahrt auch ohne diese, mit Holzkeilen, möglich gewesen wäre, daß sie aber wesentlich zur Sicherung beitragen.“ Diese abschreckende Wand wurde im Winter 1950 von den Innsbruckern Hermann Buhl und Runo Kainer erklimmen. Gias Kabitich suchte sich mit Sepp Spiegl in der Ostwand der Fleischbank 1946 neue extreme Aufgaben. Die beiden bewältigten den vielfach überhängenden Riß zwischen dem Achenbrenner-Lucke und dem Dülferweg, den einst schon Leo Rittler vergeblich versucht hatte. Weiter unten begingen sie die Südostkante eines vom Nordgrat abbrechenden Pfeilers. 1947 wurde der Bauernpredigtstuhl-Westwand ein direkter Durchstieg abgerungen. Karl Lucke und Hermann Strobl erkletterten den senkrechten Riß, der durch die graugelbe Kiesenplatte zieht, und erreichten nach der fünften Seillänge die alte Westwandroute. Auch für diesen Anstieg fanden sich Winterbegeber, und zwar an Weihnachten 1951 Hans Wörndl und Rudi Köhler.

Im Herbst 1951 wurde nächst dem Ellmayer Tor an der Vorderen Karlspitze ein neuer Anstieg 6. Grades eröffnet. Hans Wörndl und Toni Aufschnaiter erklimmen in neunstündiger Arbeit die Südostkante.

Im Juni 1952 fanden die Münchener Jungmannschaftsangehörigen Michel Kramheller und Helmut Schmidt einen neuen Anstieg im Ostkaiser, und zwar über die 200 Meter hohe Südostkante des Warensteiner-Turmes, der den Südostabstürzen der Ackerlspitze vorgelagert ist. Die Erstbegeber schrieben: „Die Kletterei bewegt sich fast ausschließlich in festem Plattenfels, ist aber an vielen Stellen nur mit Hakenhilfe zu bewältigen. Wenn man voraussetzt, daß einmal sämtliche notwendigen Haken stecken, bleibt die Fahrt immer noch im Schwierigkeitsgrad 6 und ist ungefähr den Schwierigkeiten der Fleischbank-Südostverschneidung gleichzustellen. Kletterzeit 12 Stunden.“

Wenn man im Wilden Kaiser noch von einem Wandproblem reden könnte, so war es die direkte Westwand des Predigtstuhl-Nordgipfels. Ungegliedert und senkrecht ragt sie aus der



Predigtstuhl — Nordgipfel
Direkte Westwand (H. Wörndl und P. Hofer), 1952.

Steinernen Rinne empor, flankiert von der Kaminreihe des Ostlerweges nächst der Nordkante und von der Westschlucht. Im Streben nach einem idealen Durchstieg wurden 1921 von Schüle und Diem und 1923 von den Bergführern Fiechtl und Weinberger zwei kühne Routen eröffnet. Beide Seilschaften wichen der schmalen, von einem Dachüberhang gesperreten Gipfelwand südlich und nördlich aus. Sie blieb weitere drei Jahrzehnte problematisch, reizte immer wieder zu Versuchen und man hörte gelegentlich von Stürzen und Rückzügen. Nach mehreren Versuchen glückte das Unternehmen am 29. August 1952 Peter Hofer, dem Bergführer und Hüttenwirt der Saudeamushütte, mit Hans Wörndl ohne Verwendung außergewöhnlicher Hilfsmittel. Eine Seillänge mit durchwegs unzuverlässigen Haken unterhalb des Großen Überhanges bezeichneten die Erstbegeher als Schlüsselstelle. Sie benötigten 14 Stunden für die 350 Meter hohe Wand, deren Durchsteigung nun als schwierigste Kaiserfahrt gilt.

Es war Lammer, der einmal bekannte: „Objektiv gemessen leisten unsere heutigen Jungmannen ungleich Gewaltigeres als meine Bergsteigergeneration...“ Jugend handelt ungestüm und geht oft bis zur Grenze der Selbstaufgabe. Der junge, spät geborene und zum Schwierigsten befähigte Bergsteiger will nicht nur Epigone sein. Mußte er, nachdem fast alle Aufgaben gelöst waren, nicht zwangsläufig alles aufbieten, um dem Berg das bisher Unmögliche abzurufen?

Gemessen an den neuen Kaiserfahrten erkennt man die Kühnheit der jungen Kletterer. Sie sind nicht Sklaven des Werkzeugs, wenn es auch manchmal nicht ohne Haken und Holzkeile geht. Wer aber nicht den Mut zur freien Kletterei, zum bitterernsten virtuosen Ringen hat an der Grenze des Möglichen aufbringt, ist diesen modernen Wänden nicht gewachsen.

Die neuere Erschließung des Wilden Kaisers in Daten

Diese Daten über Neutouren im Wilden Kaiser nach dem ersten Weltkrieg sollen im Anschluß an die Arbeit von Dr. Georg Krusch „Das Kaisergebirge“ im 48. Band der Zeitschrift des „Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ (1917) einen Überblick über die letzte bergsteigerische Erschließung geben.

1919

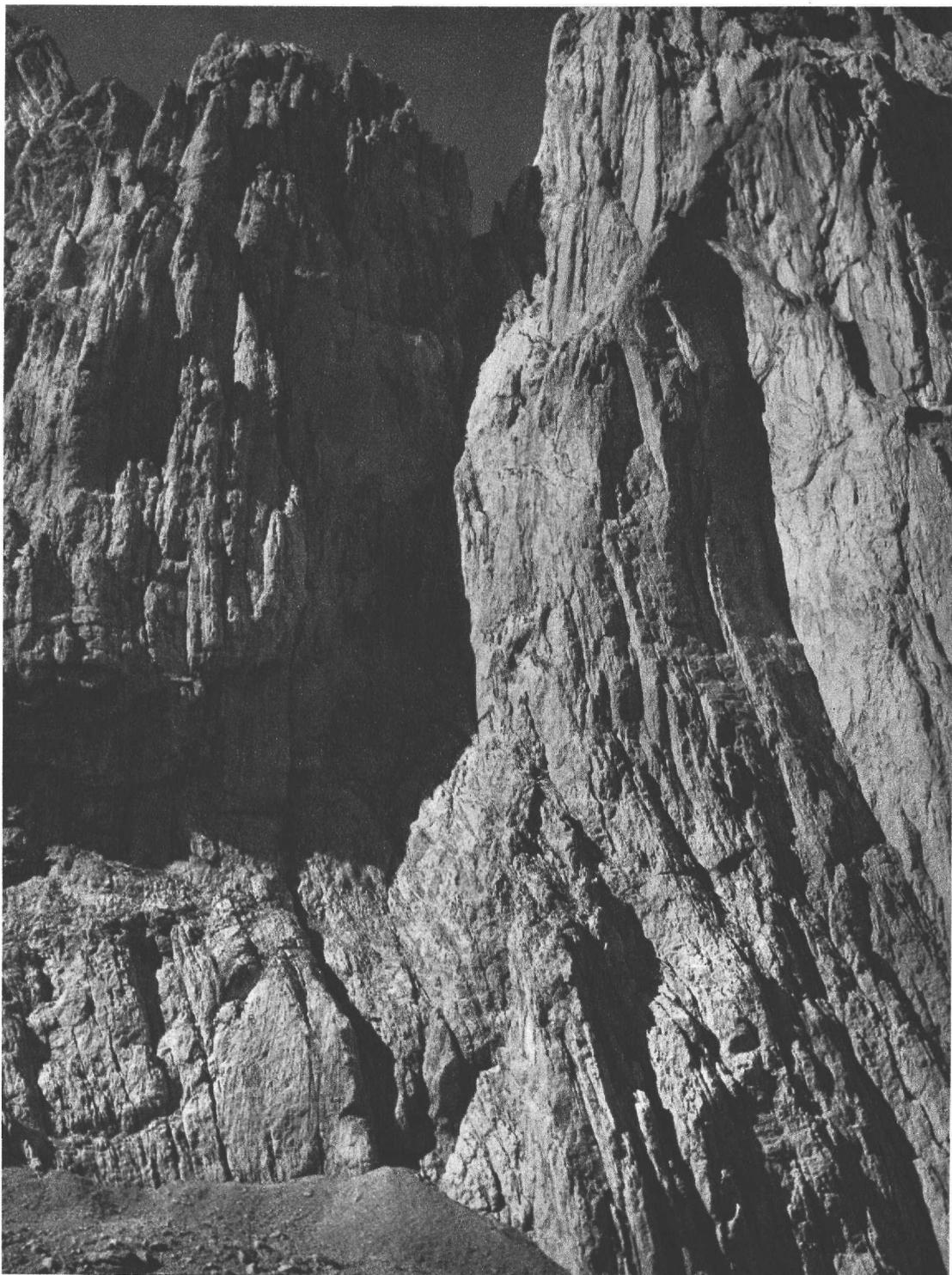
Prebigitstuhl—Westverschneidung, E. Bretschmann und O. Zeisl.
 Prebigitstuhl (Nordgipfel), neuer Weg von Nordosten, F. Baumann und H. Matejak.
 Fleischbrot—direkte Westwand, E. Bretschmann und H. Kadner.
 Totentischl—Geshweifter Kamin, E. Bretschmann und H. Kadner.
 Totentischl—Bretschmannkamin, E. Bretschmann und Gef.
 Totentischl—Zeislkamin, O. Zeisl und E. Bretschmann.
 Hintere Boinger Halt—Nordwestwand, E. Bretschmann.
 Kleinkaiser—Hochemporitz, R. Fischer und H. Schneider.
 Hintere Kaifspitze—direkter Nordostgrat, E. Bretschmann und H. Kadner.

1920

Scheffauer—direkte Nordwand, H. Kadner, L. Pistor und D. von Schwerin.
 Zeltentaiser—direkter Ostgrat, H. Kadner und Gef.
 Kleinkaiser—Nordostgrat, H. Kadner, E. Hoferer, F. Aign, L. Pistor und D. von Schwerin.
 Gamsbalt—direkter Nordgrat, E. Bretschmann und R. Sirt.
 Totentischl—direkte Ostwand (oberer Teil), E. Bretschmann und R. Sirt.
 Totentischl—Nordwandsockel, H. Kadner und Gef.
 Totentischl—Kadnerkamin, H. Kadner, W. Fischer, K. und A. von Miller.
 Totentischl—Millerkamin, K. und A. von Miller.

1921

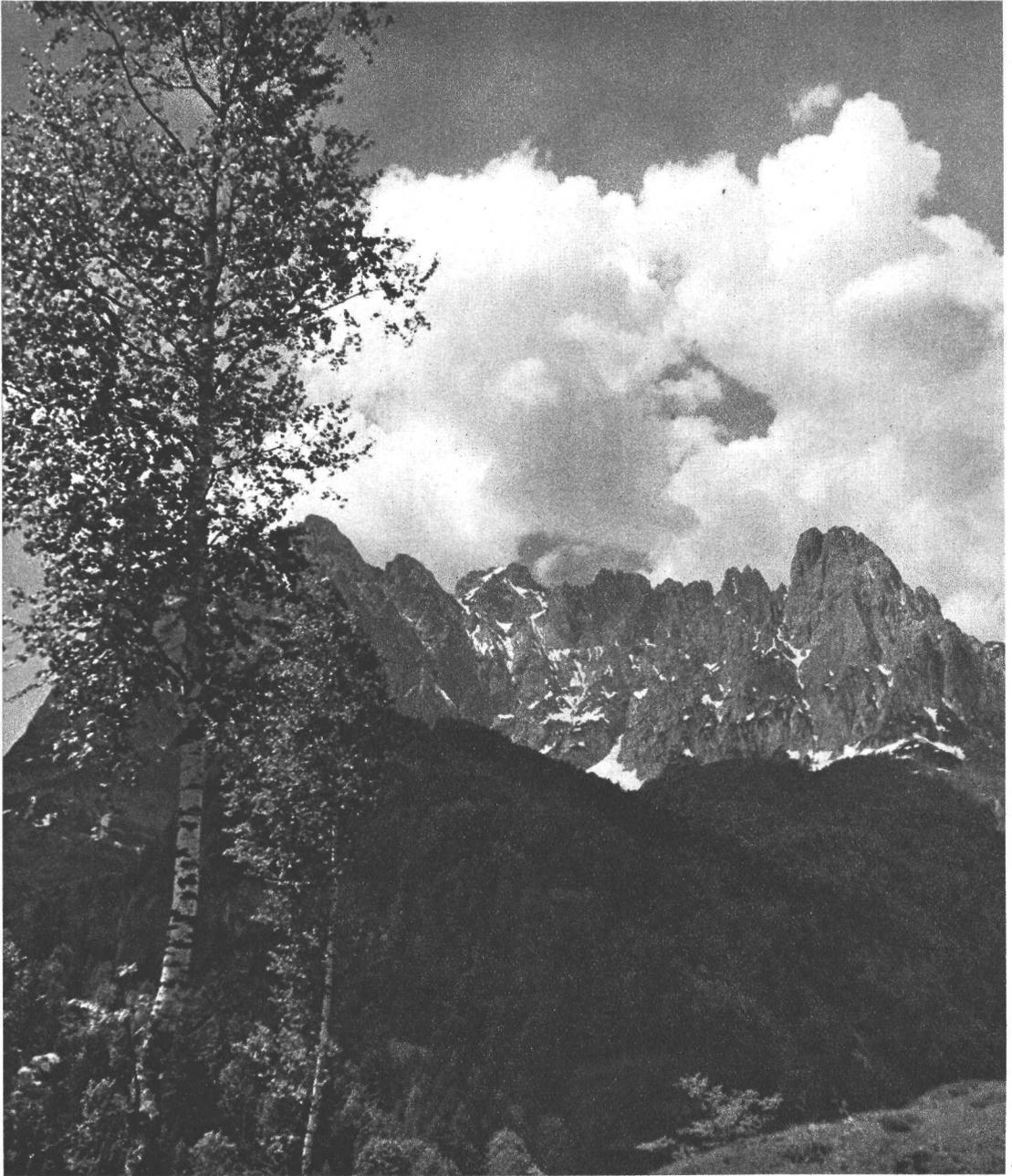
Prebigitstuhl (Nordgipfel)—Westwand, P. Diem und R. Schüle.
 Ellmauer Halt—Westwand, J. Klammer und H. Kaufmann.
 Totentischl—Sockelschlucht, E. Bretschmann und F. Kepsel.
 Regalspitze—Südwand, neuer Weg, F. Baumann und Gef.
 Totentischl—direkte Ostwand (vollständig), R. Sirt und D. Satow.



Aufn. F. Schmitt

Christaturm und Fleischbank von Osten

(Links die Christaturm-Ostwand, zur Spitze zieht der Dülferriß, rechts Fleischbank-Südoftwand und Südoftverschneibung)



Kuhn, F. Schmitt

Maukspitze, Gamsfluchten und Lärcheck von Osten

1922

- Fleischbank—Nordwestwand, H. Fiechl und J. Schrott.
 Turck—Nordkamin, G. Hochfilzer, M. Wieser und O. Zimmerer.
 Totenkirchl—„Fiechl-U“, H. Fiechl und Gsf.
 Regalpwand—Südkamin, G. und K. Sirtl.
 Östliche Hochgrubachspitze—Südgrat, F. Rigele und O. Zimmerer.

1923

- Predigtstuhl (Nordgipfel)—Westwand, H. Fiechl und F. Weinberger.
 Kleine Halt—Westkante, L. Bauer und G. Gruber.
 Regalpwand—Südwand, neuer Weg, Georg Sirtl b. A. und K. Sirtl.
 Regalpwand—Südwand (Kampentamin), O. Zimmerer, H. und J. Lackner.
 Westliche Hochgrubachspitze—Südostgrat, G. Hochfilzer, H. Lackner und O. Zimmerer und Frau.
 Adlerspige—Südwand, neuer Weg, F. Baumann und J. Brückl.
 Mitterkaiser (Nordgipfel)—Südkante, F. Baumann und J. Brückl.
 Totenkirchl—Pionerkamin, J. Klammer u. F. Ploner.
 Totenkirchl—Südvorschneidung, A. von Miller und F. Weiß.
 Törlwand—Nordwand, K. Amort und Gsf.

1924

- Totenkirchl—Nordwandsockel, H. Fiechl, E. Egger und L. Sager.
 Totenkirchl—Nordwandsockel (Fiechtkriß), H. Fiechl und L. Leiß.
 Samstarköpf—Nordostkante, K. Grünwald und H. Burg.
 Zettenkaiser—Südwand, G. Baumgartner und O. Zimmerer.
 Höchster Törlturm—Südwand, J. Lackner, F. Rigele und O. Zimmerer.
 Soinger Törlspige—Südschlucht, H. Lackner, M. Wieser und O. Zimmerer.

1925

- Fleischbank—Südostwand, K. Kofsi und F. Wiehner.
 Predigtstuhl (Mittelgipfel)—Westwand, oberer Teil, H. Haslacher und L. Beringer.
 Mitterkaiser (Nordgipfel)—Ostwand, K. Kofsi und E. Schmid.
 Samshalt—Westwand, L. Bauer und G. Gruber.
 Kleine Halt—direkte Ostwand, F. Edmeier, J. Hegenacker und H. Feierabend.
 Hintere Samshucht—Nordwand, F. Bechtold und P. Mälkriter.
 Regalpturm—Nordwand, H. Langer und H. Schlechter.
 Regalspige—direkte Südwand, M. Wieser und O. Zimmerer.
 Soinger Törlspige—Südwestwand, O. Zimmerer, K. und H. Schlechter.
 Westliches Törl—Südwand, J. Lackner, F. Rigele und O. Zimmerer.
 Törlwand—Südwand („Schiefer Kriß“), H. Lackner und H. Langer.
 Christaturm—Ostwand, F. Großmann, E. Egger, J. Lackner, H. Langer und M. Janz.

1926

- Christaturm—direkte Ostwand, F. Schmitt und G. Mitterer.
 Predigtstuhl (Nordgipfel)—direkte Ostwand, F. Schmitt und G. Mitterer.
 Hintere Soinger Halt—direkte Ostwand, F. Schmitt und G. Mitterer.
 Mitterkaiser (Nordgipfel)—Nordwestwand, F. Schmitt und G. Mitterer.
 Zettenkaiser—Ostwand, E. Egger, F. Ploner und G. Paid.
 Predigtstuhl (Mittelgipfel)—Westwand, unterer Teil, J. Lackner und H. Langer.

1927

- Sonned—direkte Südwand, G. von Kraus und F. Sitte.
 Kleinkaiserl—Südwestwand, E. Allwein, A. Greinbl, H. Müller und F. Sitte.
 Predigtstuhl—vollständige Nordkante, F. Kummer und K. Frant.
 Kreuztörlturm—Südwand, H. und K. Schlechter, M. Ober und O. Zimmerer.
 Regalpturm—Ostwand, H. Schlechter und O. Zimmerer.
 Mitterkaiser (Nordgipfel)—Südwestwand, L. Burg.

1928

- Totenkirchl—Westwand (Dülferweg), erste Winterbegehung, G. und K. von Kraus.
 Christaturm—Südostkante, P. Achenbrenner und F. Ploner.
 Totenkirchl—Kittlerriß, L. Kittler und K. Amman.
 Soinger Turm—Silbentamin, M. Wieser und H. Wimmer.
 Kreuztörlturm—Südostkante, E. Egger, G. von Kraus und H. Mollier.

1929

Acker Spitze—Südgrat, G. von Kraus und L. Permer.
 Predigtstuhl (Mittelgipfel)—vollständige Westwand, F. Schmid und E. Krebs.

1930

Fleischbank—Ostwand, nördlicher Weg, P. Aschenbrenner und H. Lude.
 Leuchsturm—Südwand, P. Aschenbrenner, H. Lude und P. Jaquet.
 Maul Spitze—Südkamin, P. Fankhauser und E. Minarik.
 Bauernpredigtstuhl—Südwestkante, L. Kitzler und A. Drexel.

1931

Westliche Hochgrubach Spitze—Südwestgrat, H. Jaquet.
 Regalwand—Südkante, H. Jaquet, W. Merkl und P. Sendtner.
 Kreuztürm—direkte Südwand, H. Jaquet und S. Kehl.
 Östliches Förlach—Südostwand, F. Gäßler, H. Jaquet und G. von Kraus.
 Geringer Förl Spitze—Südostkante, P. Fankhauser, W. von Zepfswitz und G. von Kraus.
 Leuchsturm—Südostrampe, H. Jaquet und S. Kehl.
 Hintere Samsflucht—Nordwestkante, H. Frißsche und Gef.
 Lärched—Nordostwand, F. Hoffmann und S. Bohnstedt.

1932

Bauernpredigtstuhl—Südwestwand, H. Jaquet und Klein.
 Friedrichsturm—Südwestwand, P. Janeschel und H. Reuner.
 Leuchsturm—Südwand (Dreierweg), G. Gotthard, S. Kehl und H. Föld.
 Elmauer Halt—Südkante, H. Jaquet und H. Lude.

1933

Friedrichsturm—Ostkante, P. Aschenbrenner und H. Lude.

1934

Bauernpredigtstuhl—Westwand, G. Gotthard und H. Föld.
 Friedrichsturm—Südkante, H. Kebabtsch.

1935

Vordere Karl Spitze—Ostwand, A. Göttnner, M. Meier und H. Wiegler.
 Warenaeiser-Turm, erste Erseigung über die Südwand, A. Göttnner und Gef.
 Maul Spitze—Südwand, A. Göttnner und R. Häußler.
 Leuchsturm—Südwand, neuer Weg, H. Houbel und F. Schmid.
 Förlwand—Südostwand, H. Lachner und Chr. Haidacher.
 Förlturm—Südostverschneidung, Weiß, Gfeller und Heiningger.
 Predigtstuhl—Westverschneidung, erste Winterbegehung, H. Kebabtsch und S. Spiegel.

1936

Westliche Hochgrubach Spitze—Südwand, H. Kebabtsch und R. Loserth.
 Kleinkaiser—Nordwestwand, H. Kebabtsch und H. Olbrich.
 Regalwand—Südostwand, A. Göttnner und L. Spiechhina.

1937

Acker Spitze—Südostgrat, H. Kebabtsch und L. Heiningger.
 Fleischbank—Nordwestpfelder, P. Aschenbrenner und Gef.
 Predigtstuhl (Mittelgipfel)—Westwand, erste Winterbegehung, L. Schmäderer und Gef.
 Bauernpredigtstuhl—Westwand, erste Winterbegehung, H. Kebabtsch und H. Treichl.

1938

Maul Spitze—Südverschneidung, H. Jaquet und H. Zauner.
 Fleischbank—Südostwand, erste Winterbegehung, H. Kebabtsch und W. Mariner.
 Vordere Karl Spitze—Ostwand, erste Winterbegehung, H. Kebabtsch und W. Weiß.

1939

Lärched—Südwand, B. Zweckstätter und Chr. Stauffer.
 Predigtstuhl (Hauptgipfel)—Westkante, H. Jaquet und H. Zauner.
 Vordere Geringer Halt—Nordostgrat, H. Jaquet und W. Menberger.

1941

Kleine Halt—Nordwestwand, direkt durch die großen Überhänge, P. Hofner und Gf.

1943

Mautspitze—Westwand, P. Buhl, P. Reischl und W. Weiß.
Totentischl—Westwand, Verbindung Diaz- und Dülferweg, A. Peterz und O. Eibenschint.
Kaisermannl (Lärchednabel), F. Schmitt und J. Brandl.

1944

Fleischbank—Südostverschneidung, P. Moser und W. Weiß.

1945

Vorbere Karlspitze—Südostwand, O. Eukromsky und K. Dressel.

1946

Fleischbank (Nordspitze)—Südostkante, P. Rebitsch und S. Spiegl.
Fleischbank—Ostwand, neuer Durchstieg zwischen Dülfer- und Aichenbrenner-Luckeweg,
P. Rebitsch und S. Spiegl.

1947

Bauernpredigtstuhl—direkte Westwand, R. Lude und P. Strobl.
Leuchsturm—Südwand, Verbindung Dreier- und Aichenbrenner-Luckeweg, F. Stadler und
P. Strobl.

1948

Lärched—Ostspitze, F. Schmitt und J. Aigner.
Mautspitze—Südwestwand, erste Winterbegehung, P. Buhl und P. Hofner.

1950

Predigtstuhl (Nordspitze) Nordostverschneidung, S. Stari, S. Schöninger, S. Scheu-
ringer und A. Nair.
Fleischbank—Südostverschneidung, erste Winterbegehung, P. Buhl und K. Rainer.

1951

Vorbere Karlspitze—Südostkante, P. Wörndl und F. Aufschneider.
Bauernpredigtstuhl—direkte Westwand, erste Winterbegehung, P. Wörndl und K. Köhler.

1952

Warensteiner-Turm—Südostkante, M. Kramheller und P. Schmidt.
Predigtstuhl (Nordspitze)—direkte Westwand, P. Hofner und P. Wörndl.

Anschrift des Verfassers: Fritz Schmitt, München, Düppeler Str. 20.

Letzte Kletterfahrten im Hochschwab

Von R. A. Zahlbuckner

Mit 4 Bildern (Tafel 11 und 12)

Der Hochschwab ist in der „Zeitschrift“ des Alpenvereins schon öfters gewürdigt worden als Wander-, Kletter- und Skigebiet von eigenem Reiz. Die Erschließung dieses prächtigen Felsreviers hat Dr. Fritz Benesch in den Jahrgängen 1915 und 1941 musterghltig dargestellt. Wenn im vorliegenden Jahrbuch noch einmal von den jähren Wänden über sanften Almatten und einsamen Hochkaren die Rede sein soll, so zu dem Zweck, daß damit die Neutouren im „Schwab“, wie wir Steirer ihn nennen, lückenlos in den Veröffentlichungen unseres Vereines verzeichnet seien, zumal sich die Erschließungsarbeit dieser letzten Epoche fast ausschließlich auf den östlichen Teil der Gruppe konzentriert, das Gebiet also, das die diesem Bande beige-schlossene Karte umfaßt.

In gleicher Art wie seinerzeit Dr. Benesch will der Verfasser nur die bedeutenderen Neufahrten hier festhalten. Die unzähligen, mehr oder minder freiwilligen Varianten bleiben unberücksichtigt.

Es ergab sich dabei, daß die unberührten Fels suchenden Kletterer nicht nur neue Grate und Wände entdeckten, sondern auch Berge, von denen selbst gewiegte Hochschwab-Kenner noch nichts gehört hatten.

Im westlichen Teil des Schwabens freilich, dort wo die mächtigen Felsbauten des aus-sichtsberühmten Ebensteins, des Brandsteins und des Griessteins stehen, war nicht mehr viel Neues zu holen. Immerhin gelang Hans Feiertag und Dipl.-Ing. Erlinger am Großen Griesstein die erste Begehung des Westpfiebers (27. 8. 1949), Gogiatti und Dworak am 15. 7. 1947 der Aufstieg über die Nordwestwand zum Nordwestgrat. Am Nebengipfel des einsamen Brandsteins darf nicht auf eine Neutour vergessen werden, die zwei festsbegeisterte Grazer Bergsteigerinnen, Lisl Buchenauer und Grete Sartory, am 28. 5. 1949 als „Damentour“ durchführten, die zwar brüchige, doch landschaftlich schöne Ostwand.

Sehen wir weiter nach Osten, so kommen wir zur schönsten aller Felsburgen des Hochschwabs, der Stangenwand. Sie erhielt zu ihren zahlreichen Wegen aller Schwierigkeitsstufen einen Durchstieg in der unmittelbaren Ostwand ihres kastellartigen Nebengipfels durch Paulmichl und Duspiwa am 4. 10. 1941. Die schwerste aller Hochschwab-Fahrten, die Südostwand, wurde mehrmals wiederholt, wobei den zweiten Begehern Lukan und Kozel am 24. und 25. 5. 1947 das Kunststück einer Wegänderung gelang.

Am Hauptgipfel des Hochschwabs und am Festsbeilstein war kein Neuland mehr zu finden. Um so mehr tat sich im altberühmten Kletterrevier der Dullwiz. Es waren vorwiegend Grazer Bergsteiger, allen voran der unermüdlche Bertl Haussegger und Otto Krajnz, die mit verschiedenen Gefährten eine bis ins Letzte gehende Nachlese hielten. Die plattige Ringmauer-Nordwand begingen Haussegger und Marek am 12. 9. 1948, die Nordver-schneidung der Drahtenwand Krajnz und Kriz, eine sehr bedeutende Fahrt. Die fast vor der Haustüre der Boisthalerhütte stehende feste Turmreihe der Fünf Edelspitzen hatte noch eine unbegangene Ostkante am fünften Spitz, die sich Haussegger mit zwei Gefährten (Kolb und Böhm) am 22. 8. 1947 holte, die schon zwei Tage vorher die Südkante erklimmen, wäh-rend die Südkante der westlichen Edelspitze Haussegger im Alleingang bezwang. Die unmittelbaren Nordwandkamine erkletterten am 24. 9. 1946 Kirzner und Kofler. Die westlich

anschließende Karlmauer ist von zahlreichen Routen durchzogen. Sie hat durch Hausegger und Berger einen sehr beliebten Durchstieg durch den Nordostkamin erhalten.

Der sanfte Höhenzug der Staritzen bricht an einer Stelle mit einer mächtigen Wandbildung nach Süden ab, der Höllmauer, an deren Fuß der vielbegangene Hochschwabweg von Seewiesen vorbeizieht, die aber trotzdem erst in den letzten zwei Jahrzehnten die Augen der Felsmänner auf sich lenkte. Sie ist von einem Netz von Anstiegslinien bedeckt. An neuen Wegen kam eine Föhre über den Südgrat durch Hausegger und Berger am 20. 7. 1948 und eine schöne Rißreihe in der Südwand durch Hausegger und Tropper am 10. 9. 1948 dazu. Die beiden durchstiegen auch als zweite Seilschaft den sogenannten Riesenkamin, eine abenteuerliche Fahrt hoher Schwierigkeit, einen der schönen Wege des Meisterkletterers Raimund Schinko, der aus dem letzten Krieg nicht mehr zu seinem geliebten Schwaben zurückkehrte.

Das liebliche Seetal, das nach Seewiesen hinaus leitet, wird im Süden von der langgestreckten Wandflucht der Schürmauer begleitet, deren bizarre Felsbildungen seit jeher die Kletterer lockten. Wieder war es Hausegger, der hier noch Neuland wußte und am 12. 9. 1948 mit Befährten einen Weg durch den Ostteil der Nordwand des Schürmauer-Kampels bahnte, während Otto Krajnz seine Befährten am 18. 6. 1948 auf unbegangenen Gelände durch die Nordwand selbst führte.

Das Schönste aller Klettergebiete des Hochschwabs ist aber unstreitig die Föls. Leicht erreichbar vom Tal, mit Unterkünften wohl versehen, kurzen Einstiegswegen und einfachen Abstiegen nach getaner Arbeit. Dazu Felsfahrten von überragender Schönheit und Schwierigkeit. Was Wunder, daß hier auch das „Letzte im Fels“ gemacht wurde und die großen Wege, wie Winkeltogelpfeiler und Schartenspitzkante, immer wieder ihre Liebhaber finden.

Die eigenartige Felsäule des Poselturmes, eine Guglia di Brenta im Kleinen, erhielt am 15. 7. 1947 durch Hausegger und Murko einen geraden Westkanteneinstieg. Der Große Winkeltogel, der neben seinem kleinen, aber schneidigen Bruder ein unbeachtetes Dasein führte, wurde nun auch als Kletterziel entdeckt. Der Westpfeiler führte am 30. 6. 1946 Chibin und Mayer zur Höhe, die Südwestwand fiel am 14. 7. 1946 Chibin mit Härtner zu. Auch Hausegger legte durch sie am 13. 7. 1947 mit Bachinger einen Weg, während die Westwand am 31. 5. 1947 eine neue Föhre durch Krajnz und Kohlweiß erhielt.

Der Kleine Winkeltogel, eine der schönsten Berggestalten der Gruppe, mußte im September 1948 seine „Zeufelskamine“ Krajnz und Mesnaritsch überlassen. Ersterer stieg im Juli 1947 mit Esellmann durch die Nordwestkamine zur oberen Scharte und fand außerdem eine neue Route durch die Südwestwand. Hausegger erkletterte mit verschiedenen Befährten den Nordweststeig und zwei Rißreihen in der Westwand.

Eine der großartigsten Fahrten im ganzen Schwaben ist der Nordwestpfeiler des Kleinen Winkeltogels. Die Erstbegeher hatten seinerzeit das unterste Stück umgangen. Krajnz und Mesnaritsch begingen am 11. 9. 1947 auch diesen Teil und schufen so den „unmittelbaren Pfeiler“, wohl die Standard-Fahrt unter den schweren Touren des Gebietes. Zu den schwierigsten Felsfahrten gehört auch die Nordwand der oberen Schartenspitze mit zwei Wegen, deren einer von Hausegger, Kolb und Martl am 20. 8. 1947 begangen wurde, der andere, weniger schwierige, durch Hausegger und Huber.

Die kühne Felsbildung des Mitteralturmes bietet dem tatendurstigen Bergsteiger eine breitenwickelte Westwand. Sie ist nun von vielen Routen durchzogen, von denen nur einige herausgegriffen werden sollen. So die Nordwestverschneidung, die Hausegger mit Kolb und dem einbeinigen Murko am 16. 7. 1947 beging, ein neuer Weg in der Westwand am 25. 4. 1948 durch Hausegger und Wellacher und endlich eine Föhre in der Nordwestwand, für die die Erstbegeher Hausegger, Dipl.-Ing. Webern und Knabl am 26. 5. 1950 bei 180 Meter Felshöhe acht Stunden brauchten und die die Schwierigkeitsbezeichnung VI wohl zu Recht führt.

Der Fölsstein, der Schicksalsberg Wolf-Blanvells, wurde im Oktober 1947 durch Esellmann und Annemarie Luschin von Südwesten her auf neuem Weg erklettert. Bretschko und Befährten stiegen über den Ostpfeiler erstmalig zum plateauartigen Gipfel.

Nun wollen wir unser Augenmerk noch der bisher ziemlich vernachlässigten Nordseite des Hochschwabs zuwenden. Umständlich sind dort die Zugangswege, sie verlangen nach Möglichkeit einen motorisierten Anmarsch, doch die ganz eigenartigen Felsbildungen des Oberen und Unteren Ringes lohnen die Mühe und schenken mit ihren riesigen Wandfluchten erlesenes Kletterland. Dipl.-Ing. Webern war es, der dieses Dorado für den Einsamkeit und wilde Felslandschaft suchenden Bergsteiger erschloß. Die Seilschaft Paulmichl-Webern eroberte dort am 22. 7. 1948 mit der tausendmetrigen Ostflanke des Hölleflamp die längste aller Hochschwabfahrten. Der Nordflanke dieses Berges entragt ein phantastischer Turm, der Große Heuschaber, was wohl eine nicht sehr poetische, aber durchaus treffende Bezeichnung ist. Die gleichen Bergsteiger erstiegen ihn am 20. 7. 1948 erstmalig, während Haussegger und Webern am 25. 6. 1950 Ost- und Westflanke zur ersten Überschreitung verbanden.

Die Südwand des Hölleflamp durchkletterten Blaschet, Jug, Schwabitsch und Eisl Richter am 16. 10. 1949, während Paulmichl und Webern am 16. 8. 1948 den Nordpfleiler des Severinögels und am 18. 8. 1948 die Nordostwand der Schneefarmauer für sich buchen konnten. Es sind dies durchwegs großzügige Fahrten mit 500 bis 700 Meter Felshöhe.

Auch die Westflanke der Adlermauer, die Wreschko und Webern am 28. und 29. 8. 1949 erstiegen, steht mit ihren 800 Meter Felshöhe an der Spitze der großen Hochschwabfahrten. Den Abstieg nahmen die beiden damals erstmals über die Nordwand. Der Obere Ring, dessen Fuß meist von oben her durch die Wasserfallklucht erreicht wird, wurde in den letzten Jahren an mehreren Stellen durchstiegen. Ringarmwand-Nordwand durch Haussegger und Kirsner am 24. 4. 1949, der Nordpfleiler durch die gleichen Bergsteiger und Karl Macher am 1. 5. 1949 und Ringkamp-Südostverschneidung durch Kirsner und Zeitler seien hier genannt.

Eine bedeutende Fahrt ist die Nordwand des Hochganges, die am 16. 5. 1948 durch Krainz, Mesnaritsch, Nievoll, Pleb und Irma Zahrašnik begangen wurde. Schließlich wurde am Rabenstein, einem Ausweichberg bei Schlechtwetter im Gebiete des Bodenaauer-Gasthauses, ein äußerst schwerer Kamin durch Paulmichl und Webern bezwungen.

Damit mag die Aufzählung der Neufahrten der Nachkriegsjahre im Hochschwab-Gebiet ein Ende haben. Es sei nur noch erwähnt, daß fast alle Wege, auch die schwersten, dem Zug der Zeit gemäß, die der stürmenden Jugend das Reich der großen Eisberge verwehrt, nach 1945 ihre Winterbegehungen erhielten.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, dem herrlichen Hochschwabfels neue Freunde zu gewinnen. Im Frühjahr und Herbst sind die Fahrten dort besonders schön, wenn man aus steilster Wand ohne Übergang in blumenübersäte Almwiesen aussteigt oder wenn an glasklaren Tagen des späten Herbstes die hellen Kalkzinnen aus brandendem Nebelmeer in den dunkelblauen Himmel ragen.

Anschrift des Verfassers: Dr. K. A. Zahlbruckner, Graz, Pfalzgrafenvog 16

Zur neuen Karte des Hochschwabgebietes

Das Arbeitsgebiet einer kleinen Sektion

Von Georg Kotel

Mit 1 Bild (Tafel 13)

Dem heutigen Jahrbuch liegt die Osthälfte der Hochschwabkarte bei, die von der Kartographischen Anstalt Freitag-Berndt und Artaria-Wien nach Vornahme der notwendigen Korrekturen auf den heutigen Stand gebracht und neu aufgelegt worden ist. Aus diesem Anlaß soll die Erschließungsarbeit der Sektion Alpine Gesellschaft „Voisthaler“, die den Hochschwab seit mehr als sechs Jahrzehnten betreut, kurz geschildert werden.

Aufsätze über unser Gebiet sind bisher nur wenige erschienen. In der Alpenvereins-Zeitschrift sind einzelne Berichte enthalten. Im Jahrbuch 1936 weist Gustav Schmidt ausdrücklich auf den Hochschwab als „Das Arbeitsgebiet der Sektion Voisthaler“ hin. Im Anhang zu seinem Artikel ist auch die bisherige Literatur angeführt, die nur noch durch den Aufsatz von Dr. Rudolf Stöckl (Graz) „Von West nach Ost über den Hochschwab“, eine naturkundliche Wanderung, erschienen im Jahrbuch 1950 des Österreichischen Alpenvereins, zu ergänzen ist.

Die Alpine Gesellschaft „D' Voisthaler“ wurde am 1. Februar 1883 in Wien als Tischgesellschaft im Rahmen des Österreichischen Touristenklubs von sechs bergstrotzen Männern gegründet, die schon im Jahr vorher sich zu gemeinsamen Wanderungen zusammengeschlossen hatten. Bald trat an ihre Spitze Ferdinand Fleischer d. J., der in späterer Zeit auf dem Hochschwabplateau einem Schneesturm zum Opfer fiel.

Nach dem lieblichen Voistal, das hinter Gutenstein bis zum Raßwald hinzieht, gab sich die Gesellschaft ihren Namen. Bemerkenswert sei hier, daß unter „Vois“ das Volk die großen Blätter der der Gruppe der Korbblütler (Compositae) zugehörigen Pestwurz (Petasites) kennt, die auf feuchten Wiesen und an Bachrändern in großen Massen vorkommt und gerade im Voistal häufig zu finden ist.

Schon nach zwei Jahren, also 1885, trennte sich die neue Gesellschaft vom ÖTK und machte sich selbständig. Die Mitgliederzahl wuchs; doch wurde bei der Aufnahme seit jeher eine strenge Sichtung unter den Mitgliedswerbenden vorgenommen, da man nur auf solche Wert legte, von denen eine eifrige Betätigung im Arbeitsgebiet und eine treue Bergkameradschaft zu erwarten war. Dadurch kam es, daß eine Höchstzahl von 50 Mitgliedern die ganze Zeit her im wesentlichen beibehalten werden konnte.

Zunächst waren die Voisthaler im Wienerwald tätig, wo sie eine Anzahl Wege im Gebiet von Retawinkel-Neulengbach, die auf den Hart führten, instand setzten und markierten. 1890 übernahmen sie den Wildfährtensteig auf der Kar, der vollständig neu hergestellert wurde. 1892 wurde der sogenannte „Voistalersteig“ ausgebaut und mit Wegmarken versehen. Er führt vom Höchbauer im Voistale über die Höchbauernalm und den Kuhschneeberg auf den Kaisersteingipfel des Schneeberges. Aber schon früher hatte sich der Gesellschaft ein viel größerer Aufgabekreis erschlossen: Nach längeren Verhandlungen mit den in Betracht kommenden Behörden und Körperschaften übernahm sie 1886 den ganzen mächtigen Gebirgsstock des Hochschwabs in der Obersteiermark zur alleinigen Betreuung. Dieser war damals für den Touristenverkehr noch ziemlich unerschlossen, und zwar vornehmlich aus verkehrstechnischen Gründen. Seine abseitige Lage, von Wien und Graz aus für kurze Besuche nur schwer erreichbar, hatte einen regen Besuch sehr erschwert, Bahnen berührten das Gebiet nur an den Rändern, von ihnen aus waren weite Talwande-

rungen notwendig, um an den Fuß des Gebirges zu gelangen. Die Eröffnung der Erzbergbahn über den Prebichl (1891) und der Schmalspur-Bahnstrecken von Kapfenberg nach Au-Seewiesen und späterhin von St. Pölten nach Mariazell schuf hier wohl eine Erleichterung, aber erst, als nach dem ersten Weltkrieg die Post und die Bundesbahn regelmäßig verkehrende Autobuslinien einrichteten, war es möglich geworden, daß die Touristen dieses herrliche Gebiet leicht erreichen und nach allen Richtungen durchziehen können.

Gleich nach der Übernahme des Hochschwabs, der so ziemlich das größte zusammenhängende Gebiet darstellt, das von einer Alpenvereins-Sektion betreut wird, erschien es notwendig, ein Wegnetz zu schaffen und auszubauen. Um nun die ganze Kraft der Sektion dem „Schwabern“ widmen zu können, wurden die bisher bearbeiteten Wege abgegeben: Die Wienerwaldmarkierungen übernahm die Sektion Wienerwald des ÖZK und den Boistalersteig auf den Schneeberg die Alpine Gesellschaft „D' Rienthaler“. Nur der Wildfährtensteig auf die Kap verblieb noch bis 1922 im Besitz der Gesellschaft und wurde dann gegen einige Wege im Hochschwabgebiet vom ÖZK ausgetauscht.

Nach und nach kamen zu den anfänglich geschaffenen vier Wegrouuten noch viele weitere, so daß heute 41 Wege mit insgesamt rund 250 Kilometer Länge in steter Betreuung stehen. In den letzten Jahren wurden fast alle Wege, die durch die Kriegs- und Nachkriegszeit schwer gelitten hatten, wiederhergestellt und neu markiert, wozu mitunter langwierige Sprengungen und Erdarbeiten nötig waren. Auch eine Anzahl gesicherter Steige wurde erbaut, um schwierigere Routen müßeloser begehbar zu machen; unter diesen sei besonders auf das „Ghakte“ hingewiesen, einen mit Holzstiegen, Drahtseilen und Ketten gesicherten Steig, der vom Kramiestal ziemlich ausgefetzt bis unmittelbar unter den Gipfel führt. So ist nun das ganze Hochschwabgebiet mit einem Netz von gangbaren und vermöge der guten Markierungen leicht auffindbaren Wegen überzogen, so daß für die Bergwanderer keinerlei Gefahren mehr bestehen, wenn sie sich an die Vorzeichnungen halten. In den letzten Jahrzehnten wurden im Hochschwabgebiet prachtvolle Skigelände erschlossen und daher auch ausreichende Wintermarkierungen eingerichtet.

Auf die Ausgestaltung des Bergführer- und Rettungswesens wurde besonderer Wert gelegt, denn der Schwab, der im Sonnenschein sich in einer unerhörten Pracht zeigt, kann, wenn böse Stürme und dichte Nebel über seine Gipfel hereinbrechen, für den einsamen Wanderer unerwartet große Gefahren bringen. Sind doch im Lauf der Jahrzehnte sehr viele Menschen dort verunglückt, haben den Tod durch Absturz oder Erfrierung gefunden oder zumindest einen schweren Schaden an Leib und Leben erlitten. Am 12. April 1903 (Osterfonntag) z. B. fiel, wie oben erwähnt, der verdienstvolle Obmann der Gesellschaft, Ferdinand Fleischer jun., zusammen mit den zwei Brüdern Zeufelsbauer einem plötzlich hereinbrechenden Schneesturm zum Opfer und wurde erst einige Tage später oberhalb des Ausstiegs aus dem „Ghakten“ aufgefunden. Am 7. Mai 1905 stürzten die drei berühmten Bergsteiger Dr. Wolf Blauvelt, Dr. Leo Petritsch und Gottlieb Stocker, die schon zahlreiche Gipfel, besonders auch im Hochschwabgebiet, als Erstersteiger bezwungen hatten, vermutlich infolge Steinschlages von der Südostwand des Fölssteines tödlich ab. Und so wären noch viele Menschen zu nennen, die hier ihr Leben lassen mußten. Daher wurden schon frühzeitig auf Kosten der Gesellschaft Bergführerkurse eingeführt, in denen Einheimische die nötige Schulung im Führungs- und Rettungswesen erhielten und zu diplomierten Bergführern herangebildet wurden.

Im Anschluß an die Markierungsarbeiten, die in den einfachen Farben Rot, Blau, Grün und Gelb mit der Begleitfarbe Weiß ausgeführt sind, wurden überall, wo es nötig war, Wegtafeln und Weiser aufgestellt, die allerdings häufig ausgebessert oder ersetzt werden mußten, leider nicht immer nur infolge von Witterungseinflüssen, sondern manchmal auch wegen mutwilliger Beschädigung durch einzelne Rohlinge. Die Untaten solcher Menschen hatten gelegentlich sogar zur Folge, daß einzelne Wege und ihre Markierungen, die mit großen Opfern an Zeit und Geld hergestellt worden waren, infolge Auftrages der Jagdherren wieder beseitigt werden mußten. War doch eine der von diesen bei den Verhand-

lungen am Anfang gestellten Bedingungen gewesen, daß die Bergwanderer nur auf den gebahnten und markierten Wegen gehen und das Wild nicht unnötig beunruhigen sollten. 35 Jagdschutztafeln, von den Boisthalern errichtet, wiesen auf diese Bestimmung hin, die von den Touristen auch im großen und ganzen eingehalten wurde. Außerdem wurden 16 große allgemeine Orientierungstafeln mit Angaben der Sehzeiten in Talstationen und Bahnhöfen und bei 1600 gußeiserne Wegtafeln im Gebiete selbst angebracht, was alles bedeutende Auslagen und Mühen verursachte, aber doch zur Sicherung des Publikums dringend notwendig war.

Der allmählich ansteigende Fremdenstrom löste schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den Gedanken aus, geeignete Unterkunftsmöglichkeiten zu schaffen und Schutzhütten zu errichten. Auf dem Plateau stand östlich des Gipfels nur das vom Ö.R. 1895 neben einer kleinen älteren Hütte errichtete Schießhaus, das aber für den Verkehr nicht ausreichte. Ursprünglich wollte man eine neue Hütte auf der Sonnlichenalm im Gebiete der Gemeinde Tragöß oder beim Ausstieg aus dem „Shackn“ bauen. Die Verhandlungen mit den Grundeigentümern zerschlugen sich aber, da diese aus jagdlichen Gründen die Erlaubnis zum Bau nicht erteilten. So richteten sich die Blicke auf die obere Dullwizalm, die schon lange nicht mehr befahren war; von den Almhütten waren dort nur mehr geringe Reste vorhanden. Es muß hier besonders hervorgehoben werden, daß der Eigentümer des Grundes, Dr. Johann Graf von Meran, der Enkel des vielgepriesenen Erzherzogs Johann von Österreich, als die Leitung an ihn mit der Bitte um die Überlassung des Grundes herantrat, nicht nur die Erlaubnis zur Errichtung einer Schutzhütte sofort erteilte, sondern außerdem in vornehmer Weise auch das nötige Bauholz und sonstige natürliche Material kostenlos zur Verfügung stellte, sowie die Fassung und Benützung der Quelle genehmigte. Nun schritt man sofort an die Durchführung des Baues; als Platz für die Boisthaler-Hütte war eine Erhöhung unmittelbar unter der Fläche gewählt worden, auf der die Reste der oberen Dullwizalm lagen. Sie ist durchaus lawinensicher, und liegt in einer Höhe von 1660 Metern. Die Mitglieder Karl Schwager und Alois Simona schufen den Plan, und das Mitglied Zimmermeister Hans Kornberger führte den Bau aus. Die Hütte ist auf einem Steinsockel errichtet und aus starken Holzpfosten hergestellt. Am 9. Juli 1898 wurde sie in feierlicher Weise eingeweiht und dem Verkehr übergeben. Anfangs war der Zuspruch noch spärlich, durch nahezu zwei Jahrzehnte fand sie nur wenig Beachtung. Aber dann wuchs der Besuch zusehends, so daß nach 25jährigem Bestande eine Erweiterung vorgenommen werden mußte, die am 1. November 1923 fertig war. Von da an wurde auch ein Hüttenaufseher bestellt, der den Gästen Getränke und kalte Speisen liefern konnte. Bald aber erwies sich die Hütte wieder als zu klein, und so wurde an einen neuerlichen Ausbau geschritten, der am 23. September 1928 vollendet war. In diesem Zustand zeigt sich die Hütte auch heute noch. Sie besteht aus zehn Räumen, einem Vorhaus mit Skiablage, einem Vorratskeller und enthält einen Tragtierstall, eine Holzablage und zwei Aborte. Sie bietet mit 15 Betten und 32 Matrasenlagern den Bergwanderern bequemen Aufenthalt und beste Unterkunft. Sie ist ganzjährig von dem Hüttenwirts-Ghepaar Berger bewirtschaftet und wird auch im Winter von Skifahrern stark in Anspruch genommen. Die Inneneinrichtung wurde in den letzten drei Jahren gänzlich erneuert und, so gut es eben in den Zeiten nach dem zweiten Weltkrieg möglich war, auch modernisiert.

Der große Unglücksfall des Jahres 1903, der die Gesellschaft ihres ersten Obmannes beraubt hatte, bewies nur zu sehr, daß der Gedanke, eine Wetterstutzhütte nahe dem Hochschwabgipfel beim Ausstieg aus dem „Shackn“ zu erbauen, richtig war; ihre Ausführung wurde aber durch die ablehnende Haltung des Jagd- und Grundbesizers immer vereitelt. Aber auch hier wieder zeigte sich das verständnisvolle Entgegenkommen des Grafen von Meran, der einige hundert Meter weiter, aber schon auf seinem Besitze, die Errichtung einer solchen Hütte gestattete. So entstand die Ferdinand-Fleischer-Hütte als eine stets offene Wetterstutzhütte. Im Blockhausstil erbaut und mit starken Eisenseilen verankert, wurde sie am 1. Juni 1905 eröffnet, sie erwies sich als Retter vieler in Bergnot

geratener Wanderer. Während eines Schneesturms wurde sie am 26. Mai 1928 durch die Unvorsichtigkeit einiger Touristen ein Raub der Flammen. Nach den Plänen des Mitgliedes Ing. Max Haupt wurde sie im Jahre 1929 neu errichtet, aber nicht mehr aus Holz, sondern aus Stein und Beton, mit zwei kleinen Vorräumen als Abwehr gegen Sturm, Schnee und Regen und einem großen allgemeinen Raum, in dem sich ein Tisch und breite, an drei Wänden angebrachte Bänke befinden.

Die Mittel für die Hüttenbauten, die Markierungen und Wegeanlagen und alle sonstigen Kosten waren stets durch die Opferwilligkeit der eigenen Mitglieder und durch die in Wien alljährlich veranstalteten und sehr beliebten Boisthalerkränzchen aufgebracht worden. Niemals wurde eine fremde Hilfe in Anspruch genommen. Im Jahre 1903 war in den Einladungen zum 20. Boisthalerkränzchen, das im Sossienjaale abgehalten wurde, zu lesen, daß der Reinertrag des Ballfestes dem Baufonds für ein auf der Sonnseite ein altes zu erbauendes Schuhhaus zufließe. Aber erst nach neun Jahren konnte die Zustimmung des Grundeigentümers dazu erwirkt werden, der nun auch in großer Zuverlässigkeit das nötige Bauholz spendete. Das Mitglied Ing. Eduard Beth schuf die Pläne und die Mitglieder Baumeister Max Haupt und Architekt Ing. Karl Badstieber begannen den Bau, der im Jahre 1914 vollendet wurde. Die Herstellung der Inneneinrichtungen dauerte bis ins Jahr 1915. Den traurigen Kriegzeiten zufolge war die Hütte unbewirtschaftet und nur dann zugänglich, wenn ein Mitglied der Gesellschaft anwesend war. Im Jahre 1920 konnte sie endlich in aller Stille eingeweiht werden. Nun wurde ein Wirtschaftler bestellt. Bald wurde auch, durch die Stärke des Besuches notwendig geworden, die ganzjährige Bewirtschaftung eingeführt; nur in den Zeiten der hohen Jagd vom 15. September bis 15. Oktober mußte gesperrt werden. In den Folgejahren wurde die Hütte bedeutend vergrößert, sie bietet nun mit 18 Betten und 38 Lagern reichlich Raum für die Besucher. Die vergrößerte Hütte enthält drei Gastzimmer, eine Küche, eine Speiskammer, eine Zeugkammer, zwei Aborte, eine Skiablage und zwölf Schlafräume. Aber schon jetzt zeigt es sich, daß auch diese erweiterte Hütte an manchen Tagen stärkeren Besuches wieder zu eng geworden ist. Leider ist jetzt an eine neuerliche Vergrößerung zufolge der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht zu denken. Derzeit wird bewirtschaftet dort das Ehepaar H o l d in vorbildlicher Weise.

In neuester Zeit ist in gemeinsamen Beratungen mit der Alpenvereins-Sektion Graz, geführt durch ihren rührigen Obmann Prof. Dr. Eduard Moser, der Plan gefaßt worden, im Umkreis der Schutzhütten Jugendherbergen zu errichten. Eine davon soll in nächster Zeit neben der Boisthaler-Hütte gebaut werden.

Im Jahre 1936 trat die Alpine Gesellschaft „Boisthaler“ als Sektion dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein bei und gehörte damit der großen Bergsteigergemeinde als vollwertige Sektion an. Die Schwierigkeiten des Alpenvereins in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg von 1945 an trafen natürlich auch unsere Sektion sehr hart; die Hütten wurden durch Treuhänder verwaltet, die von der steirischen Landesregierung bestellt waren. Leider wurde in dieser Zeit nahezu nichts zur Erhaltung der Hütten oder zur Instandhaltung der Wege, der Markierungen und Tafeln geleistet, so daß nach der Rückgabe ihres Eigentums die Sektion Alpine Gesellschaft „Boisthaler“, die mittlerweile sich neu zusammengesunden und dem Österreichischen Alpenverein wieder angeschlossen hatte, eine schwere Last von Sorgen tragen mußte. Doch gelang es, den größten Teil der notwendigen Arbeiten im Laufe der letzten Jahre zu leisten, was besonders der Tatkraft des Obmannes Ernest Jaegermayr und seiner Helfer zu verdanken ist, zu welchen auch der Verfasser dieser Zeilen gehört, der jetzt als Obmann die Geschäfte der Sektion führt. Gemeinsam mit den alten verdienten Bergveteranen aus dem Kreise der ehemaligen Alpinen Gesellschaft „Boisthaler“, sowie einer begeisterten Schar junger Menschen, die sich freudig in ihren Kreis einordneten, wird die Arbeit weitergeführt, um unser herrliches Gebiet, den Hochschwab, den bergstrotzen Menschen in schönster Form jederzeit zugänglich zu erhalten.

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Georg Kotek, Berw.-Direktor i. R., Wien VII, Kirchengasse 41.

Vom Peitlerkofel zur Civetta

Von Martin Schliefler

Mit 3 Zeichnungen

Manchmal lasse ich die Gegenwart hinter mir und bleibe bei der Erinnerung an erlebte Berge, verweile irgendwo an einem Lagerfeuer, bei dunklen Farnen, an einem magischen See. Dolomiten! Seit ich sie zum erstenmal gesehen, lassen sie mich nicht mehr los. Sind es die landschaftlichen Segensätze oder die gigantischen Felsbauten, die mich anziehen? Während ich hier sitze und schreibe, bin ich in Gedanken dort, wo Fels lockend und abschreckend zugleich in den Himmel ragt, in den Dolomiten.

Frühling im Tal, auf den Bergen noch tiefer Winter — so begann für mich der Dolomitenommer 1951. Über Wiesen mit blühenden Kirschbäumen, an rauschenden Bächen entlang schreiten wir zwei Berggefahrten, tief gebeugt unter schwere Rucksäcke, einem Erlebnis entgegen. Plötzlich steht es vor uns. Aus dem Grau der Wolken und des Schnees ragt unvermittelt der Berg vor uns empor. Noch sieht man kein Detail, nur die Masse wirkt. Wenige Augenblicke später ist nichts mehr zu sehen. Das muß die noch unerstiegene Westwand des Peitlerkofels gewesen sein. Vor einem Jahr habe ich sie schon gesehen im Dunst der Ferne, weißer Dolomitenfels über grünen Lärchenwäldern, als Wanderer dankbar für jeden Blick, den ich in ein verloren geglaubtes Paradies werfen durfte. Dieses Mal mit Ausrüstung, Bergpflegung und dem Willen, das Wandproblem zu lösen*). Versucht war dies schon mehrmals worden, das mußte ich; auch daß die Bewerber beste Felsgeher waren, die sicher nicht grundlos umkehrten.

In einem leeren Heustadel richteten wir uns häuslich ein. Schnee und Hagelschauer ließen unsere Hoffnung und Stimmung sinken. Mit Stiern stiegen wir auf den Peitlerkofel und jagten in langen Schwüngen zu Tal. Oben fanden wir gewaltige Pulverschneemengen.

Bei der Zusammensetzung der Schlosferei bemerkte ich, daß wir zu wenig kleine und nicht genügend Querhaken besaßen. Dies war nach einiger Überlegung Anlaß, um den hin und zurück 70 Kilometer betragenden Weg nach Brizen anzutreten. In einem halben Tag gelangten wir vom Winter in den Frühling. Kann es etwas Schöneres geben? Besteht nicht die Freude und Schönheit im Kontrast? Wie klein erscheint doch materieller Reichtum im Vergleich zum Funken im Inneren! Fröhlich saßen wir bei Südtiroler Landwein und schauten über Blütenwiesen zu den Bergen der Erinnerung und zu den Felszinnen der Zukunft.

Dann kam die überraschende Belohnung. Wind blies von Norden, die Wolken lösten sich auf, strahlend kämpfte sich die Sonne durch, um rot wie glühendes Erz am Horizont zu sinken. Die Haken waren geschmiedet, das Wetter schien gut zu werden. Im letzten Licht des Tages erreichten wir unsere Hütte am Fuße der Westwand. Vom weiten Marsch ermüdet, schliefen wir bald tief und fest. Wind summt durch die Balkenrigen. Eine kalte Mainacht...

Am Morgen beschließen wir, zunächst abzuwarten, ob die Wetterbesserung anhält. Abwarten bedeutet weiter schlafen! Nach einigen Stunden wachen wir, diesmal bei strahlendem Sonnenschein, auf. Auf unserer von Krokus und Anemonen übersäten Wiese nehmen wir das Frühstück ein und packen die Rucksäcke. Dann steigen wir der Wand entgegen. Je näher wir kommen, um so abschreckender sieht sie aus. Zunächst kommen wir uns in der verschneiten Flanke vor wie in einer Eiswand. Sie ist noch nicht steil genug, um Fels freizugeben. Bei einem Firngrat bäumt sie sich steil auf. Wir finden Spuren unserer Vorgänger: Mauer-

*) 1. Begehung Schliefler und Meyer am 22./23. Mai 1951.

haken, Karabiner, Seilsslingen vom Rückzug... Es sind bereits schwere Kletterstellen. Bald kleben wir in der überhängenden Zone. Ober uns glatter, vorgewölbter Fels, reich gespickt mit Mauerhaken. Wir nähern uns der Entscheidung. Einige Meter ober mir an einem Haken ein weißes Taschentuch, das Umkehrzeichen der Bozener Seilschaft. Auf knapp handbreiter Leiste stehend hänge ich an einem Eisenklist. Der Blick tastet die Überhänge ab. Jede Möglichkeit wird erwogen. Dann lasse ich den Gefährten nachkommen. Ich versuche den Weiterweg. Nach einer Stunde hänge ich immer noch an der gleichen Stelle. Endlich finde ich ein Loch, kann einen Holzkeil und einen Ringhaken eintreiben. Wieder einen Meter weiter! Der Klang des nächsten Mauerhakens gefällt mir nicht. Oberhalb ein kleiner Felszacken. Frei klettere ich zu ihm. Kaum berührt, bricht er aus und verschwindet in der Tiefe. Mit letzter Kraft klettere ich zurück zum obersten Mauerhaken, will mich erleichtert ausruhen, da bricht er aus, und ich stürze rücklings. Hält der Holzkeil, hält der Kamerad? Beide waren gut, Dolf grinst sogar noch unverschämt. Vielleicht ist dieser Gesichtsausdruck daran schuld, daß ich die Stelle noch einmal, und zwar verbissen angehe. Einige Stunden später hänge ich nach Überwindung größter Schwierigkeiten eine Seillänge höher an nahezu senkrechter Platte und lasse den Gefährten nachkommen. Am Seilgeländer rutscht er Meter um Meter nach, wobei er mit bloßer Hand eine Reihe von Mauerhaken, die ich geschlagen, mitnimmt. In der Zwischenzeit ist es dunkel geworden. In Trittschlingen stehend müssen wir die Nacht verbringen und studieren wieder einmal die Relativität des menschlichen Daseins. Am schlimmsten ist, daß das Wetter gar nicht gut aussieht. Wir sind in Sorge, daß es zu regnen beginnen könnte, wo wir doch in der Trichterfortsetzung der oberen Wandhälfte stehen. Unter uns überhängend abbrechender Fels, also der Rückzug abgeschnitten! So stehen wir in den Trittschlingen, versuchen beim Kerzenlicht weitere Hälkchen anzubringen, um uns sicherer zu fühlen. Wie herrlich, einen festen Halt zu haben! Die Füße werden steif und gefühllos. Der Daunensfußsack im Rucksack nützt uns nichts. Winzige Lichter leuchten aus dem Tal herauf. Da unten liegen Menschen, die den Wert eines Bettes kaum ermessen. Wir dämmern, mit dem Kopf gegen den Fels gelehnt, vor uns hin. Singen... Warten...

Den Seilsalat zu entwirren und weiterzuklettern ist schwierig, da uns in Armen und Beinen der Krampf quält. Sehr langsam kommen wir vorwärts, aber es geht. Nach der nächsten Seillänge können wir endlich wieder auf den Beinen stehen. Ein glatter, ungleichdecker Wulst macht uns Sorge. Abwechselnd versuchen wir. Ich kann mich an den winzigen Griffen nicht halten, ohne einen Flug zu riskieren. Mauerhaken lassen sich nicht eintreiben. Da überwindet Dolf die Stelle, seine große Meisterprüfung! Ich komme nach und gehe weiter. Noch einmal bäumt sich die Wand auf, brüchig und gelb. Diesmal probiert der Freund zuerst, dann ich und wieder er. Es will nicht gehen, aber wir müssen durch. Schließlich bleibe ich der Stärkere. Nach zwei Seillängen stehen wir auf dem Grat. Über uns eine gewaltige Wächte, deren Absturz wir befürchten müssen. Sie hält! Ein letzter Überhang. Einen Haken auf die Kante, das Seil eingehängt, und ich lasse mich hinauspendeln und erwische einen Griff. Der Haken gibt nach, die Kraft schwindet, doch ich würgte mich hoch und liege in der Sonne auf dem Grat. Um mich die weite, schöne Dolomitenlandschaft.

Wieder ist eine Bergfahrt ins Reich der Erinnerung gerückt, ein Wunsch Wirklichkeit geworden. Was ist Wirklichkeit? Doch nur die Gegenwart. Das Bewesene ist Traum und die Zukunft ebenfalls. So drängt es uns immer wieder zu neuem Erlebnis.

Stempel knallen auf die Seiten meines Passes. Vier Wochen Aufenthaltsgenehmigung für die Schweiz, sechs Wochen für Italien, Durchreisepaß für Österreich. Ausrüstung sehr gut, Finanzen gleich Null! Nach einigen Widervärtigkeiten und einem Unfall an der Fuorikante im Bergell gelangen mir in den Dolomiten großartige Bergfahrten. Vom Montblanc kommend, stand ich mit wahnwützig schwerem Gepäck im Mailänder Bahnhof — Richtung C i v e t t a ! Die Fahrt schluckte fast mein ganzes Vermögen. Im Trubel der Menschen und im Lärm der Autos verloren die Dolomiten viel von ihrer ursprünglichen Erhabenheit. Wie

herrlich mußte es früher hier gewesen sein! Alleghe war mir schon vom vergangenen Jahr her bekannt. Die Niesenmauer der Civetta stand noch genau so majestätisch über dem See wie damals. Ja, sie ist schon die Wand der Wände! Ich hatte einen ungeheuren Auftrieb, aber keinen Gefährten. In der Dämmerung stieg ich zur Colbahütte hinauf, deren Pächter mir vom vergangenen Jahr her sehr ans Herz gewachsen war. Auf dem Weg sah ich den Abdruck einer Malo-Profilmittelschleife, was auf die Anwesenheit deutscher Bergsteiger schließen ließ. Vielleicht fand ich doch einen Seilgefährten für eine Wand. Der Hüttenwirt, der mich wegen meines Bartes erst nicht erkannte, berichtete mir von zwei jungen Deutschen, die zur Bazzoler-Hütte weitergegangen waren. Am nächsten Tag regnete es in Strömen, und ich folgte den Spuren der Unbekannten. Als ich gerade unter einem Felsblock einen Regenguß abwartete, näherten sich zwei Gestalten mit umgehängten Zeltfäcken. Einer trug einen Regenschirm — also Extreme! Große Begrüßung, Wolkenbruch, Tee aus Hagelförnern — das war unser erstes Beisammensein. Die beiden wollten auf Fahrrädern besseres Wetter in Venedig suchen, ich prophezeite es ihnen für die Civetta. Sie vertrauten mir. Wir gingen zur Colbahütte und stiegen nach Alleghe ab, um den Proviant zu ergänzen, und gerieten unter trinkfrohe Italiener und in entsprechende Kneipen.

Anderntags kehrten wir reumütig zur Colbahütte zurück und stillten unseren Durst an den Quellen. Nachts kamen wir oben an. Sterne am Himmel stärkten die Hoffnung auf den Comici-Weg durch die Civetta-Nordwand*); den Anstieg Solleders und Lettenbauers hatte ich mit zwei Gefährten im vergangenen Jahr kennengelernt. In der Hütte traf ich den Franzosen Jean Couzy, den ich von einem 1949 unternommenen Versuch am Walker-Pfeiler der Grandes Jorasses her kannte. Auch er war Optimist und glaubte an Wetterbesserung.

Um 4 Uhr standen wir bei ziemlicher Kälte auf und löffelten unseren Brei. Im Ofen rote Färbung und einige Fischwolken. Das wollte mir nicht recht gefallen. Ich hatte auch Bedenken, weil wir zu dritt waren. Alle Zweiergemeinschaften vor uns waren kaum unter 18 Stunden durchgekommen. Couzy meinte, zu dritt würden wir drei Tage brauchen. Daß bei einem Wettersturz in dieser gewaltigen Wand die Hölle los war, wußte ich ebenfalls genau.

Wir brechen auf. Über die Randkluft muß ich den Fels förmlich anspringen. Über einen brüchigen Vorbau klettern wir gleichzeitig höher. Unter der ersten senkrechten Wandstufe drückt mir einer der Gefährten etwa zehn krummgeschlagene Mauerhaken in die Hand. Ich muß lachen über eine solche nichtswürdige Schlosserei für eines der größten Unternehmen im Fels. Nicht besser schaute es mit unserem Proviant aus, für den unser Dritter verantwortlich zeichnete: pro Mann eine Semmel, zusammen 100 Gramm Speck, etwas Traubenzucker und eine Handvoll Dörrrost. Man kann bestimmt nicht behaupten, daß wir überflüssigen Ballast mitführten!

Ob wir auf dem richtigen Wege sind? Erste Überhänge — ich kann keinen Mauerhaken entdecken. Dort sieht es über uns in den Kaminen und überhängenden Rissen furchterregend aus. Bei dieser Fahrt lerne ich das Kaminklettern, für das ich mich nie begeistern konnte. Meine jungen Münchner Gefährten sind in bester Form. Drohende Gewitter hängen am Himmel, die Bewölkung kündigt Wetterverschlechterung an. Für einen Rückzug sind wir bereits zu hoch. Parole: So rasch wie möglich höher! Unwahrscheinlich aussehende Quergänge wechseln mit Kaminen, die mit Überhängen gespickt sind. Alle hundert Meter finden wir einen Mauerhaken. Die Stunden fliegen dahin. Es wird Abend. Da kommt von Westen die Schlechtwetterfront. Zwischen bleigrauen, später violett werdenden Wolken geht die Sonne unter. Die Nacht bricht an. Bei Dunkelheit überkletterte ich einen großen Überhang im Kaminhintergrund und quere auf einen vorspringenden Felspfeiler. An dieser Stelle kann die Nacht zur Not sitzend verbracht werden, und man ist nicht in der Falllinie des großen Kamins. Ein schmales Band wird vom Geröll gesäubert, wir setzen uns auf die Seile, binden uns an Haken fest und stülpen die Zeltfäcke über. Ich bin mir bewußt, daß uns Schweres

*) 1. Begehung Comici und Benedetti 1931. 7. Begehung Schließer, Späthmeier und Niedmann am 7./8. August 1951. Späthmeier, ein tüchtiger Münchener Nachwuchsbergsteiger, stürzte 1952 beim Absteigen in der Salibero-Nordwand tödlich ab.

bevorsteht. Nebel hat sich um den Berg gelegt, und ich erwarte Regen. Wind kommt auf. Auf die Perlonhaut prasselnde Tropfen schrecken mich auf. Die Sorge um die Kameraden läßt mich nun nicht mehr einschlafen. Neben mir grunzt es behaglich; die Schlafgeräusche der Gefährten. Wird es mir gelingen, morgen die Seilschaft auch bei Regen oder Schneesturm aus der Wand zu führen? Noch 250 Meter sind zu überwinden. Ich weiß, wie Kälte und Schneesturm die Kräfte verbrauchen und an den Nerven zehren. Die Kameraden werden bis zum Letzten durchhalten, das haben sie schon bewiesen. Ich bin froh, daß sie so gut schlafen, das ist wichtiger als das beste Essen. Das Wort Bivak hat für mich keine Schrecken verloren. Ich denke an die drei Nächte drüben am Montblanc, in der Westwand der Aiguille Noire. Auch jetzt fühle ich mich trotz der seelischen Belastung stark, frei und glücklich, daß ich hier sein und mich bewähren, über mich hinauswachsen kann.

Als wir am Morgen steif gefroren zum Weiterweg rüsten, ist ringsum alles grau verschwommen. Der Wind hat aufgehört. Es regnet stärker. Unser Hanseil wird starr. Seillänge um Seillänge steigen wir weiter. Ein langer Quergang folgt. Rinnen werden zu Bächen, Kamine zu Wasserfällen. Ich habe das Gefühl, daß wir vom richtigen Weg abgekommen sind. Nur weiter, wir müssen ja bald auf den obersten Teil des mir bekannten Sollerweges stoßen. Der kalte Wind jagt Eisgraupeln über die Felsplatten. Auf den Augenbrauen setzen sich Krusten an. Die Hände werden gefühllos. Beim Klettern läuft das Wasser eiskalt durch die Ärmel und wird von den Kleidern aufgesaugt. Es kann nicht mehr weit bis zum Grat sein, denn der Wind steigert sich zum Sturm. Mit steifen Fingern überklettere ich den letzten Überhang und stehe, gegen den Sturm gebeugt, auf dem Grat kurz unterm Gipfel. Die Freunde sind bei mir, und wir klettern vollends hinauf. Selten habe ich Kameraden so herzlich aus innerem Bedürfnis die Hände gedrückt wie im Schneesturm auf dem Gipfel der Civetta.

Beim Abstieg verließen wir uns zuerst, so daß wir wieder aufsteigen mußten. Regen schwoll zum Wolkenbruch. Manchmal hielten wir die Luft an, um unter den Sturzbächen nicht zu ertrinken. Nur weiter, nicht stehenbleiben! Endlich waren wir aus dem Bereich des Sturmes und der ziehenden Wolken. Unter uns das Tal.

Wir kamen zur Hütte als unkenntliche triefende Gestalten. Man hatte uns fast aufgegeben, da man nicht glaubte, daß wir am ersten Tag bereits aus den großen Schwierigkeiten herauskämen. Noch oft war ich seitdem in Gedanken da oben in Sturm und Wind, Hagel und Schnee.

Dann gingen wir talwärts zu dem Dörfchen am See. Ich geleitete die Kameraden noch hinunter, denn sie mußten heim. Auf Fahrrädern strampelten sie wieder über den Brenner nach München zurück. In wenigen Tagen mußte nun auch mein Seilgefährte von der Peitlerkofel-Westwand kommen. Ich lebte nur noch von Polenta und Spaghetti. Aber ich blieb gesund und voller Auftrieb. In der Hütte traf ich mit Nürnberger Bergsteigern, die ich vom Oberreintal her kannte, zusammen. Alle paar Tage schickten wir einen Gruß aus den Dolomiten zum Fischer-Franzl und damit zu all denen, die diesen Sommer daheimbleiben mußten.

*

Vor Jahren hatte mir mein väterlicher Bergfreund ein Buch von Domenico Rudatis geschenkt: „Das Letzte im Fels.“ Bilder und Beschreibungen der großartigen Civetta-Fahrten. Seither wünschte ich, einige dieser Wände zu durchsteigen. Wünsche waren inzwischen in Erfüllung gegangen. Da stand der P a n d i Z u c c h e r o mit seiner fähen *Nordwand*, über die Rudatis Brauenerregendes berichtete. Längst habe ich mir angewöhnt, mich nicht durch Literatur abschrecken zu lassen, sondern die Schwierigkeiten selbst aus der Nähe zu beurteilen.

Bei günstig aussehendem Wetter gehen wir zur Wand. Diesmal ist ein Nürnberger Bergsteiger mein Begleiter*). Der Vorbau ist wieder ein Schutthausen. Auch die folgenden

*) 1. Begehung Eißl, Andrich und Rudatis 1932. 4. Begehung Schliefler und Walter am 12. August 1951.

Ramine und Wandstellen sind von ausgesuchter Brüchigkeit. Beide sind mir derselben Meinung, daß sich Rudatis in der Schwierigkeitsbewertung geirrt haben muß. Eindrucksvoll ist die Fahrt zweifellos. Dazu Hochbetrieb am Berg! Uns war eine zweite deutsche Seilschaft gefolgt und über die Ostwand waren auf Michel Schobers Weg sogar drei Seilschaften zum Gipfel gestiegen. Solange der Pan di Zucchero steht, waren zusammen gerechnet kaum so viele Menschen oben gewesen wie heute. Mir schaudert, wenn ich an den Abstieg denke: Neun 40-Meter-Abseilstellen! Dazu brüchig. Da ist wirklich Glück nötig, wenn wir alle heil hinunterkommen wollen. Anfangs geht alles wie am Schnürchen, dann



Pan di Zucchero-Nordwestwand



Punta Civetta-Nordwestwand

(Zeichnungen aus „Das Beste im Fels“ von Domenico Rudatis)

dunkelt es und die Disziplin läßt nach. Mir allein ist der Abstieg bekannt, deshalb seile ich mich zuerst ab und bin den Steinen am meisten ausgesetzt. Die letzten 30 Meter geht es völlig frei zum Schneefeld am Fuße der Wand hinunter. Ich kann nicht sehen, ob das Seil reicht. Auf handbreitem Band stehend suche ich mit einem Streichholz eine Ritze für einen zuverlässigen Abseilhaken. Ich rufe zu den anderen hinauf, man solle durchsagen: alles stehenbleiben, so lange ich in der Falllinie der Steine bin. Da höre ich einen Krach, eine kofferrgroße Felsplatte stürzt auf mich zu. Um Körperbreite kann ich ausweichen und erhalte nur einen Schlag auf Schulter und Ferse. Die Dunkelheit verhüllt meinen Gesichtsausdruck. Beim Abziehen des Seiles gehen alle in Deckung, nur einer findet es nicht für nötig oder ist zu müde. Ein Riß im Schädel ist Strafe und Lehre zugleich.

*

Nach einer Führungstour mit zwei Italienerinnen von der Bazzoler-Hütte auf die Civetta traf ich mit meinem Freund zusammen. Wir freuten uns wie Kinder. Er hatte

inzwischen die Nordwand der Großen Zinne durchstiegen, ohne zu wissen, daß ich bereits in den Dolomiten war. Nun galt unser Streben der Nordwestwand der Punta Civetta^{*)}. Aber unsere Ausrüstung sah zum Weinen aus. Die Seile hatten schwer gelitten. Ein Hanfseil war nicht mehr zu gebrauchen, mein Personseil war am 26. Meter durch Steinschlag stark verletzt. Im Tal trafen wir unvermutet unseren Freund Nishmann wieder, der uns in selbstloser Kameradschaft sein Seil überließ. Nun waren wir bereit für die Punta Civetta! Die Nordwand soll wirklich das „Letzte im Fels“ sein. Die Beschreibung kannten wir auswendig. Fast immer äußerst schwierig! Wir werden ja sehen!

Zunächst standen wir zweimal vergeblich auf, da das Wetter mehr versprach, als es dann hielt. Am dritten Tag wurde das Wetter vormittags besser, so daß wir uns ärgerten, nicht gleich losgezogen zu sein. Ähnlich wie am Peitlerkofel gingen wir dennoch zum Einstieg. Ein Bivak war uns immer gewiß, schlug das Wetter nachts um, konnten wir wohl wieder zurück.

Die Überwindung der Randluft ist wieder ein Problem. Wir glauben uns in einen Westalpengletscher versetzt. Des Freundes rotes Farbfotosehemd leuchtet auf dem Weiß des Firns. Wieder geht es durch brüchige Rinnen und über schotterige Wandlufen, bis sich der Fels plötzlich ändert. Glatte, senkrechte Platten, aber meist sehr fest. Die erste äußerst schwierige Seillänge geht Dolf an. Leider ist er nicht ganz in Form, so daß ich weiterhin die Führung übernehme. Ich habe mich in den letzten Wochen sehr an meine Kletter-Bergschuhe gewöhnt. Mit denselben Stiefeln durchstieg ich die Brenva-Flanke des Montblanc (mit Zwölfsackern unter den Sohlen!), die Westwand der Aiguille Noire und nun äußerst schwierigen Dolomitenfels. Er muß zum größten Teil ohne künstliche Hilfsmittel überwunden werden. Es verlangt oft den ganzen seelischen und körperlichen Einsatz, um über eine fragliche Stelle wegzukommen. Schließlich bin ich von anderen großen Wänden allerhand gewöhnt, aber diese Folge von Schwierigkeiten und eine solche Stilleinheit der Kletterei habe ich noch nirgends angetroffen. Gewiß ist die Nordwand der Westlichen Zinne noch steiler und der große Überhang an Ausgesetztheit nicht zu überbieten; der anschließende Quergang sowie jener in der Peitlerkofel-Westwand erscheint mir schwieriger als die schwerste Stelle in der Nordwand der Punta Civetta, doch in der Gesamtbewertung ist sie unerreicht. Wir sind erstaunlich rasch vorwärtsgekommen, so daß wir uns jetzt ärgern, nicht schon am Morgen eingestiegen zu sein. Es wird allmählich dämmerig und die Wolken wogen aus dem Tal zu uns herauf. In einem feuchten Kaminhintergrund setzen wir uns auf einen Klemmblock und verbringen mal wieder eine Nacht im Fels. Sie kommt mir besonders lange vor. Obwohl nur selten ein Stern zu sehen ist, verschlechtert sich das Wetter nicht. Als Morgengabe bietet uns die Wand ihre schwerste Stelle. Der Fels ist tropfnass, dazu brüchig und überhängend. Obendrein sind die Finger noch klamm. Der einzige Haken ist am Ausbrechen. Die Füße rutschen über den abschüssigen Tritte. Wie soll ich weiterkommen? Da entdecke ich einen kleinen lehmgefüllten Spalt. Rasch hämmere ich einen Mauerhaken in den Fels. Er steckt wohl noch heute an der entscheidenden Stelle. Wird nun die Kletterei leichter? Täuschung! Bis zum letzten Meter verteidigt sich die Mauer mit allen Mitteln. Dolf hat durch seine ruhige Art sehr viel zum Gelingen dieser großartigen Fahrt beigetragen. Zu aller Freude kommt dann ein wenig Trauer um das, was man dabei verlor: die Spannung um das Fragliche.

*

Dann stand in diesem Sommer unser Zelt noch auf dem Umbrettapaz. Ziel: Marmolata-Südwestwand! Regen, später schwerer Hagel trommelte auf unsere Behausung. In der Südwand rangen kleine Menschlein mit den Elementen. Steinhagel knatterte über die Wand.

Bei klarem Himmel stiegen wir am Morgen in die Südwestwand. Bald schoben sich schwere Wolken gegen den Berg. Eine irreführende Beschreibung vereitelte uns das Durchkommen. Als wir den Irrtum erkannten, war es zu spät, um auf der richtigen Route weiter-

^{*)} 1. Begehung Andrich und Fass 1934. 4. Begehung Schliefler und Meyer am 19./20. August 1951.



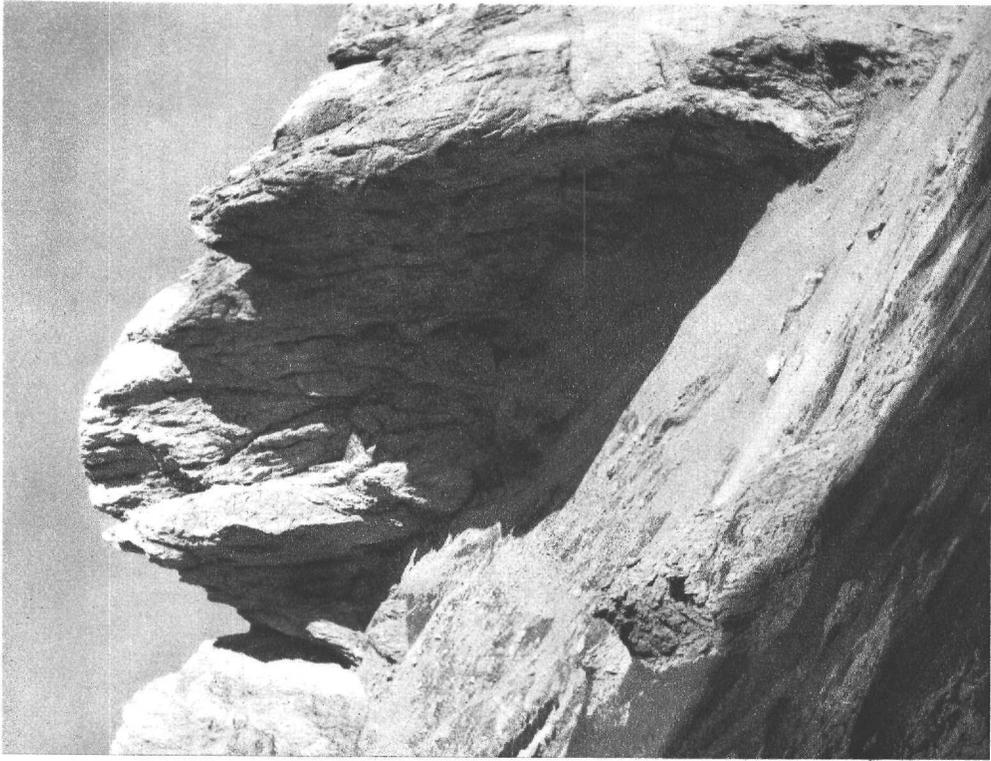
Hochschwab von Süden

Aufn.: Kuß



Stangenwand von Süden

Aufn.: Eichhorn



Aufn.: Eichhorn

Kleiner Winkelkogel — Nordwestwand
(Scharfenpflanzlente rechts vorne, links im Schatten Nordwand)
(Vergl. Seite 85)



Aufn.: Eichhorn

Ringmauer und Turner-Bergsteigturm von der ob. Duffswitz
(Vergl. Seite 84)

gehen zu können. So seilten wir uns wieder ab. Die Wand steht heute noch als Wunsch vor mir und lockt zur Tat. Ich werde wiederkommen zu diesen gelbgrauen Plattenschüssen im Dolomitenland!

Einige Tage später saß ich auf dem Totenkirchl im Wilden Kaiser. Eigentlich hatte ich heimfahren wollen, dachte mir aber dann, es wäre besser, eine so große Bergfahrt nicht auf dem Höhepunkt abzubrechen, sondern ausklingen zu lassen. So waren dann auch der Weg durch das Kaisertal allein zum Stripsenjoch und die späteren Kletterfahrten Stunden der Besinnung und Erinnerung. Ich dachte daran, wie ich als kleiner Bub mit den Eltern durch den Kaiser gewandert war und hinaufgeschaut hatte zu den damals noch gewaltiger auf mich wirkenden Kalkdomen. So geht man seinen vorgezeichneten Weg! Er muß wohl vorgeschrieben sein, denn ich habe schon immer gewußt, daß meine Sehnsucht den wilden Felstürmen gelten wird.

Anschrift des Verfassers: Martin Schliefler, Heidelberg, Kohlhof.



Dolomiten-Erinnerungen

Von Hermann Buhl

Mit 3 Bildern (Tafel 14, 15 und 16)

Wenn ich von den Dolomiten erzähle, so spricht die Seele aus meinem Munde. Das verträumte Auge sieht eine Fülle von Eindrücken, Bilder von unwahrscheinlicher Schönheit und Erhabenheit.

Dolomiten — ein unübersehbares Meer von Bergen. Kühn recken sie ihre zum Teil schnee- und eisbedeckten Häupter in den südlich blauen Himmel, so, als gehörten sie nicht mehr der Mutter Erde an. Wuchtig und erhaben, gleich Gralsburgen, entsteigen sie jäh grünen, lieblichen Tälern. Wer nennt die Zahl all der Zacken, Türme und Nadeln, welche verwegene Grate und Flanken zieren. Selbe Mauern schießen jäh aus sanften Matten lotrecht in die Höhe, wachsen unvermittelt aus grauen Schuttströmen auf. Eine Felszenerie grandiosester Art, abenteuerlich, wildromantisch. — Doch, was wäre dies alles ohne die einladenden Seen, rauschenden Wälder und saftigen Böden — eine Karstlandschaft, urgewaltig, doch tot. Wie ein Kleinod beleben sie die Landschaft, zieren Niederungen, lieblich, ausgleichend. An ihrer Wasseroberfläche spiegeln sich Wände und Grate, während die Ufer duftender Fichtenwald säumt. Wo sind die Wälder so bezaubernd wie hier, in diesem Garten Gottes. Sie versuchen, das, was der graue Stein an Romantik zu viel besitzt, auszugleichen. Ich denke an die wunderbaren Firnenwälder, die sich bis an die Grenze des unwirtlichen Hochgebirges heranwagen, wo jedes Leben zu ersticken scheint. —

Das ist das Wunderland der Dolomiten.

Es war das erstemal vor sechs Jahren, daß ich meinen Fuß auf diesen paradiesischen Boden setzte. Damals war es freilich noch erschwert. Paß gab es noch keinen, die Grenze war wegen der vielen Schwarzgänger stark bewacht, doch es gab da nur einen Weg, wollte man seinem Drange folgen, der Ungeduld Luft machen, den Weg über die Schwarze Grenze. Auch wir müssen diesen nehmen. Und wie fühlen wir uns dort, wenn wir dann zu Füßen der Drei Zinnen stehen, wir wähen uns die glücklichsten Menschen der Erde, und doch sind wir nur Zwerge, fühlen uns winzig klein, angesichts der Nordwände. Wir spüren die Größe, die Macht dieser Riesen. Und wie war es dann anderntags. Wir haben festen, griffigen Dolomittfels unter den Fingern, die Tiefe wächst unter unseren Füßen, das Kar scheint fast flach. Wir müssen uns erst an die Steilheit und Ausgesetztheit gewöhnen. Abends in der Hütte. Hell klingen die Gläser. Wir stoßen auf die heutige Tour an, es ist der erste Tropfen echten Südtiroler Weines. Unter den Klängen alter Heimat- und Berglieder leeren sich die Gläser, während die im Westen versinkende Sonne einen purpurnen Mantel über die Berge legt. Abend in den Dolomiten. Wie eine Feuerbrunst legt es sich über Gipfel und Grate, streicht die Wände herab. Lodernde Fackeln züngeln gegen Himmel. Allmählich verblaßt das Leuchten, Dämmerung schleicht aus den Tälern herauf. Heilige Ruhe liegt über den Bergen. Lichtlein um Lichtlein entzündet sich am Himmelszelt. Wir träumen einem neuen Tag entgegen. . .

Doch auch die schönen Tage sorgenlosen Bergerlebens gehen vorüber, leider nur allzu rasch. Den Weg, den wir gekommen, gehen wir wieder zurück. Nach einigen Mühen, mit Abenteuer gewürzt, kehren wir mit leerer Geldtasche, doch gestählt an Leib und Seele wieder in unsere Heimatstadt zurück.

Noch oft führte mich mein Weg über den Brenner nach dem Süden, in meine zweite Heimat. Fahrrad, Schlaffack und Kocher waren dabei meistens meine Weggenossen. —

... Heiß brennt die Sonne hernieder. Wie Perlen tropft uns der Schweiß von der Stirne. Wir schieben unsere aufgepackten Käder das Grödental einwärts. Mein Begleiter ist eine Bretteferin des zarten Geschlechts. Ich will ja heute nur eine Seelenwanderung, wie wir im Bergsteigervolksmund die Damentouren bezeichnen, machen. Erst von den Westalpen gekommen, tut mir eine Ausspannung gut, und schließlich: „A Bergsteiger is a a Mensch, toa Viech is er nit.“ Von St. Ulrich weg können wir wieder fahren. Etwas unterhalb des Sellajoches auf weichem Naturteppich, unter uralten Zirben, schlagen wir unser Lager auf. Ein klares Wässerlein nimmt in der Nähe seinen Lauf. Der Primuskocher ist unser Herd, ein Felsblock wird als Tisch benützt. Bald steht ein wunderbares Abendessen bereit. Bis in die Nacht sitzen wir beim dampfenden Tee und lauschen der Sprache der Natur. Erst ein kühler Wind treibt uns in unser Appartement, einem Stadel voll duftenden Heues. Ein strahlender Morgen leitet einen herrlichen Tag ein. Laufrisch liegen die Almen vor uns. Genießerisch schreiten wir am jungen Tag dem Einstieg entgegen. In tiefen Zügen nehmen wir die gute Morgenluft auf. Wieder unklammern die Finger eisern den Griff, die Hand streichelt zart den sonnigen Fels. Es ist derselbe Fels, wie in den Zinnen — Dolomit. — Seit ich ihm das erstemal die Hand gereicht, kann ich ihn nicht mehr lassen, er hält mich in seinem Bann, so wie viele andere, die ihren Fuß auf sein Haupt setzten. Der Beginn des Kiene-Risses ist erreicht. Vorsichtig schiebt sich der Körper nach links, über den Abgrund. Gleichmäßig sind seine Bewegungen, rhythmisch wie im Tanze. Lachend taucht dann wieder unter mir der Buschelkopf auf. Ohne Zögern folgt mir meine Seilgefährtin nach. Tief unten schlängelt sich die Dolomitenstraße wie ein weißes Band über die Jochhöhe. Gegenüber glänzt das Eisfeld der Königin der Dolomiten, die Marmolata. Wir sind am Gipfel der Fünffinger Spitze. Gewaltig ist der Blick nach der anderen Seite, ins Herz des Langkofels, ins Langkofelkar. Ein kleiner Gletscher, vom Schutt fast zugedeckt, liegt eingewängt zwischen schroffen Felsen. Nach allen Seiten türmen sich Wände auf, von gewaltigen Schluchten durchzogen. Türme, mannigfaltig in ihrer Art, schieben sich übereinander. Dahinter, in sanften Wellen dahinschwingend, die Seiseralm. Noch lange sitzen wir auf diesem sonnigen Fleckchen und lassen unsere Gedanken mit den dahinsieglenden Wolken ziehen. Über die Daumenscharte steigen wir wieder zum Einstieg ab. Ein flotte Fahrt durchs Grödental hinaus beschließt den Sonntag.

Kreuz und quer habe ich die Dolomiten durchwandert und ihre Gipfel erstiegen. Furchetta — Rosengarten — Marmolata — Civetta — Pala — Brenta sind die Meilensteine.

Wir kommen gerade aus der Pala und sind noch ganz im Banne dieser einzigartigen Kletterwege. Cima della Madonna — Schleierkante, eine Himmelsleiter könnte man sie nennen, direkt für den Kletterer geschaffen. Eine neue Route durch die Bestwand der Cima Canale, ein schnurgerader, von etlichen Überhängen und Dächern gesperrter Riß war wieder so ganz nach meinem Geschmack. Das Herz jauchzt im Zaumel der Klettergenüsse. Was wäre da die Schleierkante. In freier Kletterei wird Überhang um Überhang genommen. Das Seil zieht im Bogen nach innen und entschwindet unter den nächsten Dächern, wo gespannt der Freund harret und auf das „Nachkommen“ wartet. —

Civetta-Nordwestwand

Agordo — Cencenighe — Alleghe. Ein reizender See füllt den Talkessel. Eng schmiegen sich die Häuser an sein Ufer. Südliches Temperament erfüllt die Gassen. Über den Dächern wuchert majestätisch die Riesenvand der Civetta. Gleich Orgelpfeifen stützen riesige Pfeiler die Wandfluchten. Schräg fallen die Strahlen der Nachmittagssonne in die Wand und lassen jede Einzelheit erkennen. Am jenseitigen Ufer des Alleghesees lassen wir uns nieder. Kristallklar liegt das Wasser vor uns. Wir haben große Wäsche. Auch der Körper erseht sich eines frischen Bades. Auf den Wiesen steht schon die Herbstzeitlose. In bunten Farben leuchten die Lärchenwälder. Der Herbst hat seinen Einzug gehalten. Ein kleines Steiglein führt uns durch diese Farbenpracht höher, wo nur noch roßbraune

Matten in hartem Kampf mit der Materie Stein ihr Recht behaupten. Über dem Sattel taucht der Monte Pelmo auf. Breit und wuchtig, wie eine Riesenburg, hält er ewige Wache. Zartes Rot überflutet seine Flanken. Die Colbahütte ist erreicht. Wir sind die einzigen Gäste. Der Hüttenwirt ist dafür um so freundlicher zu uns. Anderntags, 4 Uhr früh, sind wir schon wieder auf den Beinen. Ein sternüberfäther Himmel wölbt sich über uns. Der Wirt zeigt uns den Weg zum Einstieg. Er ist beispielgebend in seiner Art, geradezu rührend. Endlose Schutthalben müssen wir queren. Über uns wuchtet schwarz und dämonisch eine riesige Flucht aus Stein. Langsam nehmen die Berge ringsum Gestalt an, zarte Farben umspielen die Gipfel. Als der letzte Stern verblaßt, stehen wir am Einstieg zum Sollederweg der Civetta-Nordwestwand.

Über dem Tale hebt sich als Silhouette die Marمولата. Nach links fällt senkrecht ihr Pfeiler ab. Sein Anblick weckt in mir alte Erinnerungen.

Härtesten Kampf zwang mir diese Tour auf. Außer den enormen Felschwierigkeiten Kampf mit Wasser und Eis. Ich sehe noch genau, wie wir, stundenlang im Eiswasser hängend, versuchten, das große Dach zu überlisten, bis es Bachmann gelang, das Seil durch ein Loch im Hintergrund des Daches zu schleudern und mit dessen Hilfe das Dach von außen zu nehmen. Groß war die Enttäuschung, als wir statt des nahen Gipfels nur eine Folge von vereisten, schwarzen Rissen sahen. Was der Geist nicht fassen wollte, stand nun bevor, ein Bivak in den abweisenden Ausstiegstrissen. Ich war in einem überhängenden Riß verklemmt. Eis überzog in einer feinen Schichte den Fels. Einen Überhang, über den ein Wasserlauf seinen Weg nahm, nicht ohne auch meinen Körper zu überspülen, wollte ich mit Haken präparieren, als es plötzlich finster wurde. Die Nacht hatte uns überrascht. Wir mußten uns wieder abseilen, denn hier konnten wir die Nacht nicht verbringen. Mit knapper Not konnte ich mich noch vor einem Absturz retten. Ein verdächtiges Knacksen hatte mich auf den Abseilhaken aufmerksam gemacht, er hatte sich durch die Belastung nach unten gebogen. Und dann begann eine nicht enden wollende Nacht. Auf schmalem Gefüße, von Kälteschauern geschüttelt, von Hunger gequält und Muskelkrämpfen gepeinigt, im Surren des Steinhagels erwarteten wir geduldig den Morgen. Wir konnten uns kaum bewegen, denn die kleinste Unvorsichtigkeit hätte uns zum Verhängnis werden können. Die Haken waren ja mehr provisorisch im Fels. Doch wie alles einmal ein Ende nimmt, so verstrich auch diese Nacht. Nebel schlich durch die Schlucht. Es war empfindlich kalt. Wir warteten auf die Sonne, um erst einmal unsere nasse Kleidung zu trocknen. Es folgten noch schwere Seillängen, wieder ging's durch Wasserfontänen und Eis aufwärts. Zum Schluß noch ein steilbrachtbewehrter Überhang, dann standen wir am Gipfel. Ein kräftiger Händedruck sagte mehr als viele Worte... Doch, der Freund weckt mich aus meinem Sinnen... zurück zur Civetta-Wand!

Wir sind kletterfertig. Eine lehmige Rampe, ein feiner Riß, bringt mich nach links zum Beginn einer langen Reihe von Rissen und Kaminen. Einige Haken sichern meine Fortbewegung. Der Fels wird nun schöner. Überhänge sorgen für Abwechslung. Der Geröllkessel ist erreicht. Durch einen Riß steige ich 30 Meter links hoch. Der Fels wies überhängend und abweisend. Ich schaue um eine Kante. Hier könnte es weitergehen. An ausgefester Wand quere ich nach rechts, bis ich wieder die Fortsetzung der Kaminreihe erreicht habe. Ein kleines Intermezzo, meinem Kameraden ist beim Nachgehen der Anorak hinuntergefallen. Doch er ist im Geröllkessel liegengeblieben. Ich schimpfe und fluche wohl über diese Schlamperei, aber was hilft es, ich muß doch wieder zurück. Nach 30 Meter freien Abseilens, wobei mir an bestimmten Körperteilen gehörig heiß wird, stehe ich wieder im Geröllkessel. Ein zweitesmal muß ich nun diese schwere Seillänge hinauf. Die Kaminreihe verfolgen wir weiter, bis abperrende Überhänge unser Tempo hemmen. An nasser, moosiger Wandstelle geht's rechts hinaus. Eine äußerst lustige Querung bringt uns wieder nach links zurück. Durch eine Reihe schöner Risse gewinnen wir rasch an Höhe. Die Geröllterrasse, welche in der Wandmitte eingelagert ist, ist erreicht. Wir lassen uns zu kurzer Kask nieder. Versunken ist das Tal. Tiefblau leuchtet das Auge des Allegheees herauf. Eng

kuscheln sich die Häuser von Alleghe an den Berghang. Das weiße Band der Straßen windet sich durch Täler und über Pässe. Dort drüben, im Norden, breit und behäbig, die Tosana mit ihren gigantischen Pfeilern. Im Süden weitet sich das Tal. Beherrschend thront die schmale Felsensäule des Mont Agner über dem Val di San Lucano. Aus grünen Wiesen erhebt sich seine 1600 Meter hohe Nordkante in kühnem Schwunge zum Gipfel. Dahinter fällt das Gebirge ab, nimmt flachere Formen an. Doch lange können wir nicht verweilen, so schön es hier wäre. In uns ist ein Drang, der sagt: „Weiter, hinauf zu lichten Höh'n, zum sonnenumkosten Gipfel.“ Wunderbare Kletterstellen nehmen uns auf. Teilweise gehen wir gleichzeitig und gewinnen so rasch an Höhe. Die Geröllterrasse haben wir schon weit zurückgelassen. Wir kommen in die Gipfelschlucht. Gott sei Dank, sie ist heute trocken; dadurch ersparen wir uns einige unangenehme Duschen, die ja berücksichtigt sind. Der Gipfel dünkt uns schon sehr nahe, und trotzdem baut sich immer wieder von neuem steiler Fels ober unseren Köpfen auf. Noch ein letzter Überhang, und wir stehen am Gipfelgrat der Civetta. Unvermittelt ist der Übergang aus der schattigen, düsteren Nordwand in das blendende Licht der Sonne, das den Gipfel überflutet. Wir steigen noch zum höchsten Punkte an. 1100 Meter Wand liegen uns zu Füßen. 1100 Meter haben wir uns Tritt für Tritt und Griff für Griff höhergearbeitet. Ein schier aussichtsloses Beginnen, und doch haben wir unser Ziel erreicht. Es ist erst Mittag vorbei. Wohlthuend empfinden wir die wärmenden Sonnenstrahlen. Sie schlummern uns in einen angenehmen, leichten Schlaf. . .

Falkaregopas — schon einige Male verweilte ich hier und schaute hinauf zu den rotgelben Südbabstürzen der Tosana. Einmal waren wir ihr schon sehr nahe. Doch Nebel nahm uns jede Sicht, wir konnten den richtigen Einstieg nicht finden. So machten wir einen Abstecher zu den Cinque Torri.

Diesmal bin ich mit Klubbruder Rudi Seiwald hier. Pinar, wie wir unseren Pinamonti nennen, hat sich wieder einmal bereitwillig zur Verfügung gestellt und uns mit seinem Wagen hereingeführt. Über alte Kriegsstraßen, vorbei an Kavernen, verfallenen Schützengräben, Zeugen einstigen Heldentums, führt uns der Weg zum Einstieg des Stösserweges. Heute geht's leicht, ein wunderbarer Tag ist angebrochen. Über leichte Felsen steigen wir gleichzeitig ins Amphitheater, so bezeichnet man die Schutterrasse, welche eine riesige Wandembuchtung bildet, ober der sich steil, überhängend rotgelbe Mauern aufbäumen. Nun beginnt es ernst zu werden. Wir seilen uns zusammen, noch ein Händedruck, „Heil Dir“ und „Nachs' quai“, dann quere ich nach rechts in die steile Wand hinaus. Ein von mehreren Überhängen gesperrter Riß leitet nach oben. Wunderbar ist die Kletterei, so ganz nach Dolomiten. Rudi ist bald bei mir. Ein äußerst exponierter Quergang bringt uns nach links in wieder wegbareres Gelände. Rudi hat hier ein wenig Hemmungen, er läßt sich gerne vom Eindruck einer Stelle, besonders wenn sie exponiert ist, verleiten. Doch er ist auch nicht mehr der Jüngste. Ein bißchen gut zureden hilft dabei immer, und er geht es dann mit einem Elan an, daß ich nur so staunen muß. Er ist ja ein wunderbarer Kerl. Einige zünftige Seillängen trennen uns noch von der Schlucht. Steine furten vereinzelt über unsere Köpfe, und wir bekommen es in Anbetracht der zunehmenden Sonnenbestrahlung ziemlich eilig. Ganze Eiskaskaden hängen an den Schluchtwänden. Zuweilen bersten einige der meterlangen Eiszapfen und nehmen den Weg, nicht minder gefährlich wie Stein Schlag, mit der bekannten Musik zur Tiefe. Wir müssen der Schlucht rechts ausweichen und queren die sehr glatten, teils nach unten geschichteten, brüchigen Platten an ihrem tiefsten Punkt. Es ist keine schöne Kletterei. Mich erinnern diese Stellen sehr an frühere Karmendeltouren. Zuweilen bedroht uns der Stein Schlag bedenklich. Einmal zerschellt gerade vor meinem Gesicht an der Wand ein Stein, daß ich noch die Splitter abbekomme. Jenseits dieser Zone führen glatte Risse zur Höhe, aber dann nimmt uns ein tiefer Ramin auf. Wir fühlen uns nun wieder geborgen und verkriechen uns in den kühlen Grund des Ramins, suchen jeden Schatten auf, denn wir haben genug der Sonne. Der Ramin wölbt sich weit nach außen, als hätte er die unteren Wandpartien zu beaufsichtigen. Ein Überhang schließt diesen ab. Über Beschröf und Schnee steigen wir zum Gipfel auf. Es ist einer jener klaren, wunderbaren Spätherbsttage, wie sie uns diese Jahreszeit oft noch beschert. Mitte Oktober eine Klettertour in sonnigem, warmem Fels, ein Geschenk

Gottes. Man zählt schon die Tage, die uns noch Kletterfreuden gönnen. Die Nordwände des Pelmo und der Civetta sind schon leicht überzuckert und wirken in dieser Abfrierung besonders eindrucksvoll. Der Abstieg ist schon stark winterlich. Eis überkleidet die Platten auf der Nordseite. Unser braves Fahrzeug bringt uns abends wieder in heimatische Ge-
silbe zurück.

Westliche Zinne-Nordwand

Es währte nicht lange, da stand ich schon wieder auf Südtiroler Boden. An einer Gemeinschaftsfahrt in die Zinnengruppe hatte ich mich beteiligt. Spät abends erreichen wir die Umbertohütte. Die Nacht ist kurz, um 4 Uhr treten wir vor das gastliche Haus. Über den Paternjattel gelangen wir auf die Nordseite der Drei Zinnen, verfolgen das kleine Steiglein, welches unter den Wänden durchführt. Immer wieder drückt es uns den Kopf in den Nacken zurück. Wir können es kaum glauben, daß sich Menschenkraft hier an der Allgewalt der Natur messen kann. Doch wir sind ja selbst diese Wege gegangen. Unter der Nordwand der Westlichen Zinne bleiben wir stehen. Hier reicht des Menschen Phantasie nicht mehr aus, nur eiserner Wille und unerschütterlicher Mut können da den Weg zum Ziele weisen. Gewaltige Dächer entziehen den oberen Teil der Wand unseren Blicken. Oberhalb dieser muß sich die Kletterei bewegen. Ein unerhört kühnes Unternehmen. Mit Hochachtung denke ich an die Männer, die hier harte Pionierarbeit geleistet, bis schließlich zwei junge verwegene Italiener, Cassin und Ratti, das Werk ihrer Vorgänger vollendeten. Erst nach drei Tagen, dem Wahnsinn nahe, ließ sie die Wand frei. In der Zwischenzeit wurde sie mehrmals wiederholt, doch behielt sie bis zum heutigen Tage das Prädikat „An der Grenze des Menschenmöglichen“.

Stumm seilen wir uns zusammen. Dieses Seil hat uns schon zu manch hartem Kampf zusammengebunden und uns sicher zum Gipfel geleitet. Es ist noch bissig kalt. Immer wieder müssen wir unsere kältefarrten Finger in den Hosentaschen wärmen. Der Fels ist sehr brüchig. Ich erreiche einen Kamin. Von hier glaube ich, nach links hinausqueren zu müssen. Schmale Leitern führen in die glatte Wand. Überall versuche ich mein Glück, doch immer komme ich mit dem Ergebnis, „da geht nir“, zurück. Die Beschreibung ist sehr schlecht. Ober uns sperrt ein gewaltiges Dach den Überblick. Es kann nur nach rechts hinausgehen. Ich steige bis unter das Dach hinauf. Ein feiner Riß zieht waagrecht nach rechts auf eine Kanzel in überhängender Wand. Der Stand ist sehr lustig. Doch dahinter geht es wieder ziemlich manierlich weiter. Ein Band wird überfliegen, wir kommen zu einem Turm. Hier muß es aber links hinausgehen. Wir müssen doch nun einmal in die freie Wand hinaus! Nirgends ein Haken. Selber, abdrängender Fels, brüchig. „Das kann nicht stimmen.“ Ich steige noch höher, hier gelingt es mir dann auch, wir erreichen ein Band, welches nach links in die gelbe, überhängende Wand hinauszieht. Das hätten wir auch leichter haben können, wenn wir rechts hinter der Kante eingestiegen wären. Doch wir wollen ja die Nordwand machen! Vom Ende des Bandes zieht ein Riß senkrecht zur Höhe. Einige rostige Haken schauen verstohlen herab, als wollten sie sagen, „Ihr braucht mich doch noch“. Bald hänge ich auch schon dran. Das Seil läßt sich schwer durch die Karabiner ziehen. In einer Seilschlinge hängend lasse ich Kuno Rainer nachkommen. Die Haken sind nicht sehr vertrauenerweckend. Ziemlich schwierig gestaltet sich der Standwechsel. Kuno muß meinen Standplatz einnehmen. Ja, Standplatz ist leicht übertrieben. Man hängt in einer Seilschlinge an zwei Haken gebunden, die Füße, ebenfalls in Schlingen, spreizen an der glatten haltlosen Wand. Unmittelbar unter unseren Füßen bricht der Fels in gewaltigen Dächern ab. 300 Meter tiefer ist das Kar, den Einstieg können wir nicht sehen. An kleinsten Griffen gewinne ich ein paar Meter. Mit kleinsten Rauigkeiten gibt man sich hier zufrieden, anspruchsvoll darf man nicht sein. Beim Anblick des Weiterweges läuft es mir kalt über den Rücken. Er sieht nicht sehr ermunternd aus. Einige Haken, stark nach unten gebogen, nur mit der Spitze im Fels, sind der einzige Anhaltspunkt für die Augen. Dafür sind die verdroschenen Hakenlöcher, in die nur mehr widerwillig die Eisenstifte hineingehen wollen,

um so zahlreicher. Vielleicht zwei Stunden hänge ich so, äußerst exponiert, an ein und derselben Stelle. Zurück kann ich nicht, da ja Kuno den Standplatz einnimmt. Für den Fingernagel wäre ein winziger Griff, doch die Nägel verbiegen sich. Kaum einen Zentimeter bringe ich einen Stift in eine Ritze ober mir. Eine Seilschlinge wird eingehängt. Vorsichtig will ich ihn belassen. Doch was ist, wenn er herausgeht, kann mich Kuno halten? Ich schaue zu ihm hinüber, betrachte den Abgrund, lasse einen Stein in die Tiefe fallen, er kommt 20 bis 30 Meter vom Fels entfernt im Kar auf. Kunos Sicherung scheint mir sehr fragwürdig. Geduckt hänge ich an einem Haken. Einige Male stehe ich auf, greife in die Seilschlinge, will mich dranhalten, doch dann gehe ich wieder in die alte Position zurück, sie erscheint mir sicherer. Doch so komme ich nicht weiter! Es bleibt mir keine andere Möglichkeit. Nun ist mir alles gleich, ich versuch's. Vorsichtig belaste ich den Haken, steige in die Trittschlinge, richte mich auf, schlage noch einen Haken, nicht viel anders wie seinen Vorgänger. „Vorsichtig Zug“, rufe ich zu Kuno hinunter, das heißt, ich flüstere es fast, um ja den Haken nicht zu erschrecken. Die Füße balancieren an glatter Wand. Peinlichst genau ist jede Bewegung, ein jäher Ruck würde den Haken unweigerlich herausreißen. Endlich bin ich bei einem alten Haken, der Karabiner schnappt ein, „Perlon Zug“, kurz verschnauze ich, dann schiebe ich mich wieder höher. Nur nicht zu lange in den Haken hängenbleiben. Ich gehe auf Zug nach oben, schlage wieder einen Haken, es kostet mir sehr viel Mühe, bis der Karabiner eingehängt ist, da fällt auch schon der letzte Haken samt Karabiner dem Seil entlang hinunter. Dieses aufreibende Spiel wiederholt sich noch einige Male, bis ich endlich das schmale Band erreicht habe. Vorerst verschnauze ich und mache Fingermassage. Nun kommt Kuno an die Reihe. Er ist froh, endlich von seinem unbequemen Stand wegzukommen. Für ihn ist es eine sehr schwierige Arbeit, da er jedesmal beim Aushängen hinauspendelt. Mit Hilfe des Seiles kommt er doch ganz gut herauf. Wir stehen auf schmalem Gesimse und entwirren den Seilsalat. Ober uns hängen Dächer gleich Zimmerdecken aus der Wand. Das Gesims zieht nach links in die gelbe Wand hinaus, verliert sich aber bald und setzt sich in Form eines Daches fort. Die ersten Meter sind noch leiblich, doch bald drückt der oben stark vorspringende Fels den Oberkörper weit nach außen. An Stelle des Gesimses treten nur noch kleine Tritte. Nach 10 Metern springt das Dach derart weit vor, daß ich die darüber befindlichen Griffe kaum mehr erreichen kann. Ich hänge ja schon fast waagerecht im Fels. Einen Meter muß ich tiefer steigen. Doch das ist nicht so einfach. Die Griffe unter dem Dach kann ich nicht erreichen, die Arme sind zu kurz. So komme ich auf eine sonderbare Idee. Die Füße, ziemlich hoch, stemmen sich gegen den Fels. Mit dem Kopf schlüpfte ich nun unter das Dach, während sich die Hände noch darüber festhalten. Nun stemme ich mich mit dem Kopf für einen Augenblick gegen das Dach. Ich kann so gerade für Sekunden das Körpergewicht halten. Fast waagerecht liege ich unter dem Dach. Die Hände lassen nun aus, greifen nach unten nach, und schon umklammern die Finger feste Griffe. Das ist Akrobatik im Fels. Noch ein paar Meter steige ich ab und erreiche bald leichteres Gelände. Doch wenn wir nun glauben, die Schwierigkeiten hinter uns zu haben, so sollten wir uns arg getäuscht haben. Wir sind etwas rechts des Ausganges des großen Couloirs, welches die Wand als schwarzer Streifen im oberen Teil durchzieht. Eisp splitter surren an uns vorbei. Ein wunderbares Bild, tausendfaches Klettern hebt sich gegen den blauen Himmel ab. Außerst schwierige Wandstellen, Hangeltraversen, exponierte Quergänge folgen noch, wobei sich bei mir die Müdigkeit in den Fingern schon merklich fühlbar macht. Des öfteren muß ich, wenn ich glaube, eine Stelle so ohne weiteres durchgehen zu können, wieder zurück zum letzten Stand. Senkrecht unter uns im Kar sitzen einige Italiener und verfolgen gespannt unser Tun. Wir sind auf dem großen Band in der Wandmitte. Noch ein letzter Überhang wölbt sich vor, dann legt sich die Wand endgültig zurück. Ich gehe 20 Meter nach links. Hier findet sich eine schwache Stelle in der überhängenden Zone. Sie neigt sich schon noch stark heraus, doch was hängt in dieser Wand nicht über. Das Auge hat sich schon so gewöhnt, es findet nichts mehr daran. Über eine kurze Wandstelle erreiche ich eine schmale Leiste, die ich nach links verfolge. Fünf Meter weiter drüben zieht ein Kamin empor. Der Fels drückt mit jedem Schritt mehr nach außen. Ich hänge fast buchstäblich nur an den Fingern.

Mößlich verspüre ich, wie diese langsam den Dienst versagen, unheimliche Müdigkeit überfällt mich. Ein Blick hinunter führt mir so richtig das Schauerliche meiner Situation vor Augen. Ich bin schon über dem Band draußen. Überhängend bricht die Wand zu meinen Füßen ab, tief drunten das Kar. Zurück kann ich nicht mehr, dazu reicht die Kraft nicht aus. Kuno steht 20 Meter abseits von mir am Bande, das Seil hängt in weitem Bogen zu ihm durch. Er hat ja nicht einmal einen Haken zur Sicherung. „Kuno, ich komme“, schreie ich, dann gehen mir auch schon die Finger auf, sie lösen sich vom Fels, als ob ich Butter darin hätte. Mit letzter Energie gelingt es mir noch, den Oberkörper in den Ramin hinüberzuwerfen, so kann ich mich ein wenig verpreizen und für Sekunden nur ausrasten. Doch der überhängende Fels drängt den Körper zu sehr ab. Knapp an der Sturzgrenze, immer wenn ich nahe dem Abgleiten bin, kann ich gerade noch mit irgendeinem Körperteil am Fels Reibung finden. Dieser verzweifelte Kampf dauert einige Minuten, wobei es mir den Angstschweiß aus der Stirne treibt, bis ich endlich im Ramin bin und ein Haken in den Fels fährt. Ich schaue zu Kuno hinüber, der mit bewundernswürdiger Ruhe mein aufgeregtes Spiel verfolgt hat. Das Seil läuft über einen Zapfen zu mir. „Unterschätzt“, sage ich zu ihm. Die Wand hat eben schon sehr viel von den Kräften geraubt. Außerdem legt man hier schon einen anderen Maßstab an. Unter normalen Verhältnissen wäre so etwas kein Problem. Mich befriedigt wenigstens wieder, daß sich Kuno hier auch nicht so leicht tut. Frei liegt nun die Wand bis zum Gipfel vor uns. Das große Couloir sowie die rechte Begrenzungswand sind von riesigen Eiskastaden überzogen, die die ganze Wand überdecken. Der Ursprung der Geshosse, die vereinzelt daherschwirren. Die Schwierigkeit nimmt nun merklich ab, wir haben auch nichts dagegen. Vereinzelt stellt sich Wassereis in den Weg, doch das kann uns auch nichts mehr anhaben. Um 6 Uhr abends, elf Stunden nachdem wir eingestiegen, reichen wir uns am Gipfel die Hände. Aus der Nordwand der Großen hören wir Stimmen, unsere Freunde. Sie scheinen noch ziemlich tief drunten zu sein. Wir können uns das nicht erklären, Karl geht ja ausgezeichnet. Wahrscheinlich haben sie sich verstieg. Wir machen uns gleich an den Abstieg, denn es fängt schon zu dämmern an. Kuno kennt ihn. Bald hat uns auch die Nacht in ihre Klauen genommen. Wir setzen den Abstieg fort. Unheimlich steil sieht alles aus. Wir kommen auf eine Scharte, tutschen durch einen Ramin hinab und stehen bald in einer Schotterrinne. Ich will natürlich gefühlsmäßig die Rinne absteigen, doch Kuno meint, die bricht ab, wir müssen uns links in den Felsen halten. Diese sind aber unheimlich steil. Von Band zu Band steigen wir tiefer. Sehen können wir nichts. Nur gefühlsmäßig tasten wir uns hinab. Immer steiler wird der Fels. Schließlich wird es uns doch zu riskant. Wir richten uns zum Bivak her. Es ist zwar erst 8 Uhr und unsere Kameraden würden auf uns warten, doch was nützt das alles, die Gefahren bei einem nächtlichen Abstieg sind zu groß. Von der Umbertohütte herauf bringt Lärm und Motorengeräusch. Wir hören jemand unsere Namen rufen. Im Kar geht jemand mit der Taschenlampe umher, leuchtet das Gelände ab, unsere Kameraden. Wir geben ihnen zu verstehen, daß wir bivakieren. Lang ist die Nacht und kalt der Morgen. Beim ersten Licht schälen wir uns aus der Bivakhülle. Doch — wie mögen wir dreingeshaut haben, als wir 20 Meter weiter rechts die Schuttrinne sehen, die leicht ins Kar hinabführt. Eine halbe Stunde später sind wir auf der Umbertohütte. Wir schauen noch auf die Nordseite hinüber, in der Sorge um unsere Freunde, doch, wie wir auch hier alles in besten Dingen finden, machen wir uns an den Abstieg. Bei Landro grüßen noch einmal die Zinnen herab, wir nehmen Abschied von den Dolomiten, der Winter steht vor der Tür.

So vergeht ein Jahr um das andere, und jede der vier Jahreszeiten, ob Sommer mit Klettergenüssen und Badefreuden, der Herbst in seiner Farbenpracht oder der Winter, auf den sich schon wieder unsere Bleithölzer freuen, hat ihren eigenen Reiz. Doch ganz besonders sehnsüchtig erwartet der Bergsteiger den Frühling, den Vorboten der warmen Jahreszeit. Wie freuen wir uns, wenn wir, die letzten braunen Schneereise noch ausnützend, unsere Skier abschnallen und auf frokusüberhäten Wiesen heimwärtswandern. Freudig begrüßen wir die ersten Himmelschlüssel und stecken uns einige Palmzweige in den Rucksack. Nun

beginnt sich wieder neues Leben in der Natur zu regen. Überall sprießt und blüht es. Die Felswände werden langsam schwarz. Von den Bergen rauschen die Lawinen. Nun ist es Zeit, die Bretter in eine Ecke zu stellen und Seil und Schlosserei hervorzukramen. In den heimatischen Bergen werden Kletterversuche angestellt, und dann geht es wieder hinein in die Dolomiten.

Zofana III — Südoststeiler

Cortina ist unser Ziel. Der Cristallo ist noch tief verschneit, ganz winterlich auch die Zofana. Es ist halt doch noch früh im Jahr und die Berge ragen auch über die 3000-Meter-Grenze hinaus. Eine alte Kriegsstraße bringt uns fast bis zum Einstieg hinauf. Wir haben wieder einen Wohltäter gefunden, unseren Klubbruder Ing. Walter Friß, der uns gerne mit seinem Auto hereinführt, um uns so eine Tour zu ermöglichen. Noch eine halbe Stunde gehen wir über vereinzelte Schneestreifen zur Wand hinauf. Hier findet sich kein Stäubchen Schnee. Die Wand ist trocken. Steil schwingt sich über uns der Pfeiler der Zofana auf. Weiße Dächer sperren den mittleren Teil der Wand, es ist der Schlüssel zur Erstigung. Ein Weg der jungen Generation. 1944 wurde er von den Cortinesern Constantini und Apollonio eröffnet und zählt zu den schwersten Fahrten der Dolomiten. Die Erstbegeher stellen ihn sogar über die Nordwand der Westlichen Sinne. „G. Grad superiore, arrampicata effettiva ore 21“, so heißt es im „Berti“. Wir werden wohl an einem Tag durchkommen. Die Vorarbeit ist gemacht, der Weg steht fest. Wir rechnen mit 10 bis 12 Stunden Kletterei. Ausgerüstet sind wir für extremste Kletterstellen, sogar einige Trittschlingen und sogenannte Steigbrett!n gehen mit, obwohl ich sonst ein Gegner dieser übertriebenen Technik bin. Nur der Bivouak bleibt herunten, denn wir wollen unseren Chauffeur nicht kopfscheu machen. Um 6 Uhr früh steigen wir ein. Es ist schon so warm, daß wir sogar beraten, ob wir nicht die Pullover auch hierlassen sollen. Es geht schon ganz ordentlich an. Eine Kifreihe zieht überhängend nach oben. Wo diese sich in der Wand verliert, quert man nach rechts zum Beginn einer zweiten Kifreihe, die schräg nach rechts aufwärts zieht. Blatt und feingriffig ist der Fels. Mit dem Sprüchlein: „Überhang und Hakenstand, Quergang in die freie Wand“, charakterisiert mein Freund Sepp die soeben absolvierte Stelle. Um meinen Seilgefährten kurz vorzustellen: Klubbruder Sepp Föchler, im Fels genau so gewandt wie auf dem Akkordeon. Eine Winterbegehung der Brunnenfogelkante in den Sellraingerbergen gab den Auftakt zu weiteren gemeinsamen Fahrten. Das erste der drei folgenden Dächer stellt sich in den Weg. Dies ist aber nur der Vorgesmack zu den oben befindlichen Dächern, die Ouvertüre. Sie haben wohl eine ganz nette Ausladung, doch der gut geiffige Fels ermöglicht ein freies Klettern. Nach einer Seillänge folgt das zweite, das sich vom ersten nicht viel unterscheidet. Der Kif setzt sich weiter fort und weist außer einer glatten Unterbrechung, die wir rechts umgehen, keine nennenswerten Schwierigkeiten auf. Zum Abschluß noch das dritte Dach, dann sind wir unter dem mittleren sperrenden Wandgürtel angelangt. Am Rande eines großen Loches, das sich in das Innere des Berges erstreckt, treffen wir die Vorbereitungen für das Kommende. Walter und Rudi Seiwald wollten den Normalweg auf die Zofana gehen, doch sie sind schon wieder retour, wahrscheinlich war ihnen zu viel Schnee. Sie liegen nun neben dem Auto in der Wiese und verfolgen uns durch das Spektiv. Der Fels nimmt nun wieder brüchigen Charakter an. Unter dem ersten Dach ist ein guter Standplatz, hier lasse ich nachkommen. Ein überhängender Kif zieht schräg rechts aufwärts bis unter das Dach. Erst zwei bis drei Meter weiter draußen setzt die Wand wieder senkrecht fort. Das Dach sperrt sie in ihrer ganzen Breite. Haken finden wir fast keine vor, wohl aber genügend Hakenlöcher. Ein Stifft fährt von unten in das Dach, welches ein feiner Kif durchzieht. Eine Seilsschlinge wird eingehängt. Zögernd steige ich in die Trittschlinge, schwinde mich unter das Dach hinaus. Nun hänge ich regelrecht wie eine Fliege an der Zimmerdecke unter dem Dach, dabei baumeln die Füße im Leeren. Die überhängende Wand unter mir erscheint mir nun fast flach. Ich taste mit der Hand den äußeren Rand des Daches ab und bringe schließlich auch einen Eishaken, den wir zufällig mithatten,

unter. Der Riß ist ziemlich breit, und nur in einer ganz bestimmten Lage hält der Haken. Wieder hängt eine Trittschlinge herunter, ich stehe nun am äußeren Rand des Daches, doch mit den Füßen noch in der Luft. Nun ist es aber mit dem Hakenschlagen aus. In freier Kletterei versuche ich das Dach zu überwinden, wobei ich erst einmal mit den Füßen festen Stand erlangen muß. Das Seil hat dazu noch eine starke Reibung und droht, mich hinunterzuziehen. Noch einen Überhang, der auch frei erklettert werden muß, dann habe ich dürftigen Stand. Nun beginnt für Sepp die Schinderei. Für ihn ist es nicht leicht. Wenn er die Karabiner aushängt, pendelt er in die freie Luft hinaus und dreht sich dann wie ein Karussell um die eigene Achse. Etliche Male sehe ich seinen schwarzen Haarschopf unter dem Dach hervorschauen, um dann wieder, so plötzlich wie er gekommen, zu verschwinden. Schließlich steht er aber schwer keuchend neben mir. Weiß-rot gesprenkelter Fels setzt überhängend fort bis unter das zweite Dach. Feine, teilweise unterbrochene Rißchen bilden die einzige Möglichkeit des Anstieges. Alle zehn Meter fährt ein Sicherungshaken in den Stein. Ober mir sehe ich eine Kanzel und vermute einen Standplatz. Bis dahin will ich noch. Mit den letzten Metern der Vierzig-Meter-Seile schiebe ich mich eine glatte Wandstelle hinauf, dann habe ich's. Doch, wo ist der Standplatz? Der Fels drückt herart hinaus, daß ich kaum stehen kann. Eine Sitzschlinge erleichtert mir die Arbeit des Nachsicherns. Das Standwechseln ist ein Manöver und geht etwas umständlich vor sich, da nur einer hier auf diesem Piazzettl, wie wir diese Standplätze nennen, stehen kann. Eine überhängende Verhinderung bringt mich unter das nächste große Dach. Es hat nicht diese Ausladung wie das erste, fällt dafür aber zur äußeren Abschlußkante etwas ab. Ein breiter Riß durchzieht das Dach. Im Riß geht nichts hinein. Die Haken fallen, genau so wie ich sie hineinsteckte, wieder heraus. Im hintersten Winkel des Daches singt einer in eine schmale Ritze. Auf Zug lasse ich mich hinaus. Fast waagerecht liege ich unter dem Dach. Die Hände suchen wieder den äußeren Rand nach einem geeigneten Riß ab. Wieder muß der lange Haken herhalten. Ich stecke ihn in den Riß, drehe ihn so, daß er sich verkeilt, ein paar Schläge mit dem Hammer, dann gehe ich wieder zurück, raste mich ein wenig aus. Auf's neue legt sich der Körper weit hinaus, ein Karabiner schnappt, eine Seilschlinge wird eingeklinkt. Ich lasse mir Zug geben, die Füße stemmen sich in die Steigschlinge, der Körper streckt sich, ich bin am äußeren Rande des Daches. Noch ein paar harte Meter, dann habe ich auch mit den Füßen Stand. Den Eishaken ziehe ich mit der Hand wieder aus dem Spalt, ich kann ihn weiter oben noch einmal brauchen. Noch zwanzig schwere Meter, und ich stehe auf breitem Band inmitten von Überhängen. Unter uns werden Stimmen laut, jemand ruft meinen Namen, unsere Kameraden sind es nicht. Cortineser haben uns beobachtet, wie wir später erfuhren. Sepp ist froh, wie er neben mir steht, die Dächer hinter sich zu haben, er hat nicht die durchtrainierten Finger wie ich, und das ist hauptsächlich Fingerarbeit. Die Kameraden verständigen sich mit uns. Kudl ruft herauf, daß wir jetzt die Schwierigkeiten hinter uns hätten. Dies veranlaßt uns zu einer ausgiebigen Raß. Es ist halb 4 Uhr nachmittags. Wir kommen noch leicht hinauf, rechne ich. Ein stark überhängender Kamin zieht ober unseren Köpfen weg. Er schaut wohl nicht einladend aus, doch kann das auch täuschen. Im hintersten Grund des Kamines steige ich an Tropfsteingebilden höher. Nach 10 Metern schließt er sich. Ich muß hinaus ans Tageslicht, an den äußersten Rand dieses stark überhängenden Kamines. Ein alter, verrosteter Ringhaken weiß vielleicht ein Liedlein zu singen. Ich hänge ein und schaue mir die Lage an. Der Fels drängt stark ab. Nach oben verjerrt ein glatter Überhang die Fortsetzung des Kamines. Keine auch noch so feine Ritze findet sich, in die ein Haken hineinfahren könnte. Ich lasse mir Zug geben und spreize an den äußersten Rand des Wulstes. Den ganzen unteren Wandteil kann ich nun übersehen. Weit wölbt sich der Kamin über das breite, darunter befindliche Band vor. Einige Haken, die aber alle nichts taugen, bringe ich an. Ich verbinde sie alle mit einer Seilschlinge, so werden sie wohl halten, hänge eine Trittschlinge hinein und gewinne wieder einen halben Meter an Höhe. Nun ist auch meine Kunst zu Ende. Ich versuche einen Seilquergang nach links. Doch hier ist alles brüchig und drängt auch sehr nach außen. Das kann nicht stimmen. Vielleicht ist der Haken

ein Berghauer. Doch die Beschreibung deutet ja klar auf diese Stelle hin. Weiter links drüben schaut es doch besser aus. Ich lasse mich an den Haken hinunter aufs Band. Sepp muß sich zu sich hineinziehen. Nach kurzem Anstieg will ich durch einen Quergang in kletterbares Gelände kommen. Ich bin schon fast drüben, als mir die Haken herausgehen und mir so auch den letzten Halt nehmen. Alle Mühe ist vergebens. Also muß es doch durch den Kamin gehen. Und wieder hänge ich, genau so wie zuvor, dort und kann keinen Zentimeter mehr an Höhe gewinnen. Ich zweifle schon an mir selbst. So was ist mir doch noch nie untergekommen. Wo einmal ein Mensch seinen Fuß hingefest hat, muß auch einem anderen diese Möglichkeit offenstehen, soweit er natürlich die Fähigkeiten besitzt, dies war doch immer mein Grundsatz. Sepp meint, „laß einfach die Stelle aus und gehe oben weiter“. Ich muß wieder zum Band zurück, mich etwas ausrasten. Schreiend und krächzend umflattern uns Dohlen, vielleicht warten sie schon auf ein Opfer? Wie beneide ich jetzt diese Vögel, könnte ich nur so segeln. Es gibt für uns nur noch ein Hinauf, der Rückzug ist uns abgeschnitten. Wie sollten wir über die großen Dächer hinunterkommen. Ich schaue nach einem Ausweg, verfolge das Band, doch es verliert sich überall in Dächern. Wir schauen auf die Uhr. Es ist bereits 6 Uhr abends. Wie im Fluge ist doch hier die Zeit vergangen. Wir hoffen, doch noch ohne Bivak durchzukommen. Dann heißt es aber rasch handeln. Ich gehe nun nach meinem Gutdünken die Wandstelle an. Um keine Zeit zu verlieren, lassen wir Haken, Karabiner und Seilschlingen im Kaminüberhang hängen und ziehen das Seil ab. 10 Meter weiter links hängt der Fels wohl auch sehr über, doch er ist griffig. Ganze 30 Meter muß ich frei hinaufklettern, da sich in diesem kompakten Gestein nirgends Haken anbringen lassen, dazu sind meine Finger schon sehr verausgabt. Es ist gerade noch an der Grenze des Möglichen dessen, was sich frei erklettern läßt. Peinlich prüfe ich mich selbst und jede Stelle, ehe ich sie angehe, damit es mir nicht so ergeht wie in der Westlichen Zinne-Nordwand. Ein ausgefester, kleingriffiger Quergang bringt uns zurück in den Kamin, oberhalb der sperrenden Überdachung. Verlassen hängt eine Seilschlinge im Fels. Wir müssen alles zurücklassen, denn wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Fast gleichzeitig stürmen wir die nun leichteren Risse aufwärts. Doch gewaltig baut sich noch die Wand über uns auf. Gelbroter Fels schaut herunter. Es ist kein Ende abzusehen. Ich bin gerade in einem Kamin, als uns die Dämmerung überfällt. Sepp ist auf gutem Platze. Ein Bivak ist uns sicher. Gerne vertausche ich wieder den engen, kalten Schluff mit dem grasigen Platze, auf dem Sepp bereits Vorbereitungen für das Bivak trifft. Wie froh sind wir nun um unsere Pullover, wenn uns auch untertags die Sonne hart zusetzte. Aus den Tälern schleicht langsam die Nacht. In Cortina flammen die ersten Lichter auf. Uns ärgert nur, daß durch dieses Bivak auch unsere Kameraden in Mitleidenschaft gezogen werden. Ihre Frauen werden zu Hause warten, Angste ausstehen und das Schlimmste annehmen, wie das ja bei Frauen so ist. Eigentlich sollten sie doch heimfahren, wir kommen schon morgen mit der Bahn auch nach Hause. Aber die Kameradschaft gilt ihnen mehr, sie wollen uns nicht allein lassen. Mittels einer flackernden Kerze geben wir unseren Standpunkt bekannt. Sie antworten durch Auf- und Abblenden der Scheinwerfer. Wenn wir Hunger haben, langen wir in den Rucksack und stopfen uns eine Handvoll Vogelfutter, wie wir das Studentenfutter nennen, in den Mund. Um unsere Kameraden nicht in Sorge zu versetzen, vielmehr ihnen unsere gute Laune kundzutun, jodeln und singen wir aus Leibeskräften. Dies ist doch immer das beste Zeichen für unser Wohlbefinden. Außerdem schafft es etwas Wärme und lenkt gleichzeitig ab, wodurch die Zeit etwas schneller vergeht. Dabei kommt natürlich alles aufs Tapet, von der Arie bis zum Gassen-schlager und vom Wiegenlied bis zum Schnadahüpf. Uner schöpftlich ist unser Repertoire an Weisen und Melodien. Erst gegen Mitternacht klingt unser Bejohle ab. In der Ferne blüht es auf — Wetterleuchten — ein gutes Zeichen, meint Sepp. Ich bin anderer Meinung. Über der Pala türmt sich graues Gewölk zu Bergen. Blitze durchzucken den dunklen Nachthimmel. Für Sekunden sind wir wie geblendet, dann umgibt uns wieder finstere Nacht. Fern rollt der Donner. Ein wunderbares Naturschauspiel. Wenn es nur dabei bleibt? Doch das schwarze Gewölk schiebt sich immer näher an uns heran. Von Zeit

zu Zeit geben unsere Kameraden wieder Lichtsignale. Sie haben sich jetzt ein Lagerfeuer angezündet, wahrscheinlich ist es ihnen zu kalt geworden. Die Kälte macht sich nun auch bei uns bemerkbar. Sie schleicht sich durch die Kleider und nagt an den Knochen. Eng kauern wir uns zusammen. Die Stunden sind uns eine Ewigkeit. Es ist 2 Uhr nachts. Immer bedenklicher wird das Wetter. Auch die letzten Wolkenfenster haben sich geschlossen, kein Stern steht mehr am Himmel. Schwarz senkt sich das Gewölk immer tiefer herab. Die Gipfel des Pelmo und Antelas haben schon eine Wolkenhaube. Über den Salzaregopass jagen vereinzelte Nebelfetzen, aus den Tälern steigt der Nebel auf und bildet eine Wolkenwand, die uns zeitweise die Sicht in die Niederungen nimmt. Ein Wettersturz steht uns bevor. Es ist nur mehr eine Frage der Zeit. Wenn es nur noch bis zum Morgengrauen aushalten würde? Dieses untätige Zuschauen und Abwarten legt sich auf Gemüt und Nerven. Immer dichter drängen sich die Wolkenballen heran. Nun fällt auch vom Gipfel Nebel ein. Der Vorhang schließt sich. Vereinzelt spüren wir schon Tropfen im Gesicht, nein, es sind Schneeflocken. Sie fallen immer dichter, und bald stecken wir in einem tollen Flockenwirbel. Der Schnee legt sich auf Bänder und Besätze, häuft sich an und überzieht mit einem feinen Hauch den Fels. Auf unsere Körper legt er sich, schmilzt aber bald an der eigenen Wärme. Unangenehm feucht sind unsere Kleider. Hoffentlich hält diese Witterung nicht länger an, es sind ja die Eismänner, fällt mir eben ein, und da schneit es gerne bis in die Niederungen hinab. Langsam bricht das Grau des neuen Tages durch das Gewölk. Vereinzelt donnert es noch, kein gutes Zeichen. Ein kalter Wind kommt auf und teilt die Wolken. Nebelschwaden jagen gespensterhaft um den Nuolau und die Cinque Torri. Das Kar ist weiß überzuckert. Der Wind jagt Schneefahnen über den Grat herüber. Wie feiner Sprühregen ergießen sich die weißen Kristalle über die Wand, eine kalte Tuschel. Eindrucksvoll ist unser Bivakplatz. Nach allen Seiten stürzen senkrechte, gelbe Mauern ab. Wie auf einer Insel kommen wir uns vor, inmitten eines brandenden, tosenden Meeres. Wir verständigen uns wieder mit den Kameraden beim Auto. Ein frischer Jodler aus Sepps Kehle soll ihnen Bewißheit verschaffen, daß wir die Nacht gut verbracht haben. Ich bin nicht für langes Zuwarten, da es meistens nicht besser wird. Wir müssen aus der Wand hinaus. Der Fels ist noch sehr kalt, glitschig Griffe und Tritte. Auf den Vorsprüngen liegt Schnee. Der Kamin ist jetzt nicht so leicht wie tags zuvor. Die Glieder sind noch steif, sie schmerzen bei jeder Bewegung. Wenn ich die Knöchel abwickeln muß, kippen sie mir oft um. Doch nach zwei bis drei Seillängen geht es schon besser. Das Wetter scheint sich auch zum Besseren zu wenden, oder ist es nur die Ruhe vor dem Sturm? Stellenweise schaut sogar ein blauer Flecken Himmel durch das Gewölk. Dann fällt wieder Nebel ein und von neuem beginnt der Flockenwirbel. Die Kletterei wird immer leichter. Wir kommen an die linke Begrenzungskante der Wandflucht. Ein Bild von gewaltiger Großartigkeit bietet sich uns. Das Gewölk teilt sich und da — Pfeiler an Pfeiler taucht aus dem grauen Gewoge, unwahrscheinlich steil überstürzen sich die Fluchten, dazwischen nisten die Nebel. Ein feiner Hauch überzieht das Ganze und verleiht dem Bild noch ein besonderes Gepräge. Solche Stimmungen kann nur der Sturm herzaubern. Dann ist es wieder wie weggewischt — wie in einem Theater. Einförmiges Grau umgibt uns wieder. Der Wind nimmt an Stärke zu, der Schnee wird dichter, wir kommen in Grannähe, noch ein paar Seillängen, dann stehen wir auf der Gratkante, welche zum Gipfel der Tosana hinaufführt. Doch den können wir uns heute ersparen. Tief verschneit ist das Gelände auf der Nordseite. Im eisigen Nordwestwind erstarrt unsere Kleidung bald zu einem Eispanzer. Leicht ansteigend queren wir die felsendurchsetzten Hänge zur Punta Marietta. Der Schnee ist tief, und um nicht allzu sehr zu ermüden, wechseln wir uns oft in der Spuarbeit ab. Nur gut, daß ich den Abstieg kenne. Das Gelände hier verleitet dazu, gerade abzustiegen, doch die schönen Hänge brechen bald in ungangbaren Wänden ab. Tief brechen wir im faulen Schnee ein. Für einen kurzen Moment teilt sich der Nebel, wir nützen dies zur Orientierung. Ohne Umwege erreichen wir direkt die Scharte hinter der Punta Marietta. War es Zufall oder Berechnung? Durch grundlos faulen Schnee stampfen und wälzen wir uns hinunter, einen tiefen Graben hinterherziehend. Bespannt, wie wohl der Empfang bei den Kameraden ausfallen

wird, und etwas schuldberührt laufen wir ihnen entgegen. Sie hätten ja auch allen Grund, uns gehörig den Kopf zu waschen, wir würden ja auch alles über uns ergehen lassen. Doch wie sie uns sehen, lachen sie schon aus vollen Gesichtern. Unsere Mienen ändern sich auch schlagartig. Kräftig schütteln sie uns die Hände und beglückwünschen uns. Kein Wort des Vorwurfs kommt über ihre Lippen. „Ihr seid's wilde Hund“, meint Walter. Wir sind direkt gerührt über so viel Kameradschaft und versprechen ihnen, auch ihren Wünschen jederzeit nachzukommen, falls sie einmal von uns was wollen. Wie wir dann beim „Keatl“ sitzen, meint Walter: „Eigentlich hätt's schon etwas sagen können, daß bivalkieren müßt's, ßs Helbn.“

Der Zufall und meine Liebe zu den Bergen führten mich noch oft in das Kletterdorado der Dolomiten und ließen mich manch schöne Stunde genießen und in hartem Kampf neue Lebensfreuden schöpfen. Wenn ich dann nach schwerer Kletterfahrt am Gipfel saß, ein Reich von Graten und Wänden um mich und zu meinen Füßen, dann fühlte ich mich als den glücklichsten Menschen der Erde. Nur wer dieses Gefühl kennt, kann ermessen, warum es uns immer wieder hinaufzieht in lichte Höh'n, in die reine, klare Luft des Hochgebirges.

Mein einziger Wunsch ist nur, daß es mir noch lange vergönnt ist, diese Welt, die fern von jedem Dünkel ist, wo der Mensch noch nach seinen edelsten Eigenschaften gewogen wird, aufzusuchen, die klare Luft der Berge einzuatmen.

Anschrift des Verfassers: Hermann Buhl, Innsbruck, Defreggerstraße 26.

Über Bergsteigerernährung

Von A. Durig

Wenn wir vor mehr als 60 Jahren auf damals noch unbewirtschaftete Schutzhütten kamen, besaunten wir die Pottischen Proviantkörbe, in denen herrlich verpackt und eingeordnet eine ganze Menge guter Sachen aufgestapelt war. Tee, Kaffee, Zucker, Suppenkonserven, Biskuits, Sardinen, Fleischbüchsen, Pains u. a., dazu ein Preisverzeichnis und eine Nährwerttabelle für alle Packungen, die je auf den Tagesbedarf eines Bergsteigers eingestellt war. Man konnte sich wählen und nehmen, was man wollte, und hatte nur das Geld dafür in eine Kasse zu werfen. Wenn wir uns einmal einen ganz besonderen Luxus leisten wollten, so waren es die herrlichen Frankfurter Würstchen mit Sauerkraut, aber meist langte es nicht einmal für eine Gulaschbüchse. Die Einführung der Körbe war gut gemeint, erwies sich aber als praktisch unhaltbar, denn bald hatte sich gezeigt, daß schon damals der Glaube an die unbedingte Ehrlichkeit aller Hüttenbesucher zu schweren Enttäuschungen und zu argen Verlusten der Sektionen durch unbezahlten Korbinhalt Anlaß gab, weshalb die Proviantkörbe bald wieder aufgelassen wurden. In der Gegenwart scheint es uns fast ein Blick in ein goldenes Zeitalter zu sein, in dem man meinte, noch auf Treu und Glauben rechnen zu können, wogegen heute in unbewachten Hütten oft genug ein wahrer Hüttenvandalismus zu gewärtigen ist.

Der Gedankengang, der zur Einführung der Pottischen Körbe geführt hatte, war im Prinzip wohlgemeint und theoretisch ganz richtig; in Wirklichkeit mußte er aber vollkommen versagen. Es dürfte auch unter den gewissenhaften Bergsteigern kaum einen gegeben haben, der daran gedacht hätte, den Kalorienbedarf für den Tag zu berechnen und darnach auf der Schutzhütte an der Hand der Tabelle seine Kost aus dem Korb zu wählen. Sicher würde aber seine Berechnung auch recht fehlerhaft gewesen sein. Schon die Bemessung des Bedarfs stößt auf große Schwierigkeiten. Es kann sich dabei nur um grobe Schätzungen handeln, bei denen viel Gefühlsmäßiges mitspielt.

Man kann vom Grundumsatz ausgehen, d. i. von dem kalorischen Umsatz eines in vollkommener Entspannung und Ruhe liegenden Menschen. Der Grundumsatz beträgt für einen normalen Erwachsenen rund eine Kalorie pro Körperkilo und Stunde, also für einen 70 Kilogramm schweren Mann 1680 Kalorien für einen Tag. Hierzu kommen Zuschläge je nach dem Ausmaß der Tätigkeit. Ein Büroangestellter verbraucht im Tag rund 2400 Kalorien, also um die Hälfte mehr, als dem Grundumsatz entspricht, bei mittelschwerer Arbeit erhöht sich der Wert auf das Doppelte des Grundumsatzes und bei schwerer bis sehr schwerer Arbeit auf das Dreifache und darüber.

Man kann auch so rechnen, daß man an der Hand einer guten Karte die Länge eines Weges ausmisst und die Höhendifferenz zwischen dem Ausgangspunkt und dem Ziel bestimmt, dann hat man samt Neigungszuschlag für je 1000 Meter Weglänge und Körperkilo 0,5 Kalorien und für 1000 Meter Steigung und Kilo 7 Kalorien einzusetzen und als Zuschlag zum Grundumsatz hinzuzuzählen. Endlich kann man auch schlechtweg für gebahnte Wege mit einem Aufwand von 300 bis 400 Kalorien pro Stunde rechnen.

Die Problematik jeder solchen Einschätzung ist aber selbstverständlich und jedem Bergsteiger vollkommen klar. Der Aufwand hängt natürlich sehr ab von der Beschaffenheit des Weges. Er ist ganz anders beim Gehen auf gut gebahntem Weg oder wenn man über eine Blockmoräne oder über einen Eisbruch muß, er ist ganz verschieden beim Klettern oder beim Spuren in einer Skifährte, im tiefen Neuschnee oder im Pappschnee und ändert sich

mit der Geschwindigkeit, ja sogar schon dann, wenn man etwa wegen eines aufgelaufenen Fußes etwas ungeschickter auftritt.

In bezug auf die quantitative Bedarfsdeckung muß man sich vor allem darüber klar sein, daß wir nicht Kalorien essen, sondern eine Kost wählen, die uns schmeckt, und daß wir von dieser so viel essen, als dem Verlangen bis zur Sättigung entspricht, was aber nur insoweit möglich ist, als es die Umstände gestatten. Diefür kommen in Betracht vor allem der Appetit, der bei einem Bergkranken oder Übermüdeten fehlen kann, dann die rein individuelle Einstellung des Geschmacks zum Genußwert, die Erhältlichkeit und nicht zum mindesten der Kostenpunkt, außerdem für den Rückfaktouristen Volumen und Gewicht, für die Hüttenversorgung das, was gerade an Vorräten verfügbar ist.

Aber auch dann, wenn man sich nach Tabellenwerten seine Nahrung zusammenstellen wollte, verlagert der Versuch weitgehend, da *N ä h r w e r t* und Zusammenfassung je nach dem Wassergehalt und der Provenienz oft recht verschieden sind. Beispielsweise gibt es sehr C-Vitamin-reiche und fast C-Vitamin-arme Zitronen, Brot hat je nach Wassergehalt wesentlich verschiedenen Nährwert bei gleichem Gewicht. Noch mehr gilt dies für Küchengerichte. Man weiß ja nicht, wieviel Fett die Hüttenköchin in die Eierspeise und die Omelette gegeben hat, wieviel Fett an die Nudel oder an die Kartoffel kam und wie groß die verwendeten Eier waren oder wie dünn die Erbsuppe ist. Der Bergsteiger hat auch keine Waage bei sich. Bald häuft eine gute Hüttenwirtin einer Jungmannschaft oder einem ihr bekannten Alpinisten den Keller voll, kargt aber bei einem mißliebigen Hüttengast oder bei einem „Balutastarken“, in der Anhoffung, daß er noch allerlei dazu verzehren sollte. Es kann sich also bei der Bewertung des Nährwertes immer nur um ganz grobe Überschlageschätzungen handeln.

Im allgemeinen essen wir ja auch sonst nie nach Kalorientabellen. Automatisch regelt der Appetit das Verlangen nach Nahrung so, daß sich das Körpergewicht in einzelnen Perioden immer wieder auf eine gleichmäßige Höhe einstellt, ob jemand nun Büroarbeit leistet oder dazwischen Bergtouren macht oder schweren Sport treibt. Ja, ausgerechnet dann, wenn jemand sein Gewicht erhöhen oder erniedrigen will, schlägt der Versuch fehl, sofern er nicht zur Einhaltung einer strengen Diät gezwungen wird. Natürlich muß bei Massenverpflegung oder bei der Ausrüstung von Expeditionen der voraussichtliche Nahrungsbedarf sorgfältig erwogen werden und so eine zureichende Ernährung sichergestellt werden, und natürlich trifft dies ganz besonders für Stoffwechselversuche in der Höhe zu. So hatten wir bei den Versuchen auf dem Monte Rosa nach genau analysierter und berechneter Kost zu leben und die Tagesrationen nach gewissenhafter Bewertung der Größe der Tagesleistung einzustellen. Daß unter solchen Voraussetzungen eine Bilanz möglich ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß wir vier trotz Überschreitung aller Monte-Rosa-Gipfel und des Inskammes durch einen Monat unser Körpergewicht vollkommen konstant erhielten, obwohl wir nur nach der Kalorienrechnung, nicht aber nach Verlangen und Appetit essen durften*). Für das Verhalten des Bergsteigers kommt aber eine solche Rechnung nicht in Betracht.

Auf eine täglich vollkommene Deckung des Nahrungsbedarfes kommt es beim Alpinisten überhaupt nicht an, fallweise ist eine solche überhaupt ganz ausgeschlossen. Bei sehr schweren Touren wird ein Bergsteiger kaum jemals imstande sein, 6000 und mehr Kalorien im Tag zu verzehren, und niemals wird ein Kletterer, der etwa noch dazu in einer Wand bivaktieren muß, auch nur annähernd den Nahrungsbedarf für die Tour mit sich führen können. Volumen und Gewicht sind dabei viel ausschlaggebender als das Nahrungsverlangen oder die Theorie über die Deckung des Tagesbedarfes. Man kann zu Versuchszwecken auch nüchtern auf einen Dreitausender hinauf- und herunterklettern (Pateriol) oder mit ein paar Stückchen Würfelzucker oder einer Handvoll Dörripflaumen eine fünfzehntägige Tagestour durchhalten, ohne dabei minder leistungsfähig zu werden oder grämlich zu sein, wie dies eigene Erfahrung zeigte, aber man kann auch schon nach zwei Stunden Behzeit — wie dies bei manchen Leuten der Fall ist — schlapp werden, Raft machen und essen müssen und

*) Zeitschrift des DÖAB, Jahrgang 1912.

sich so bis auf eine Hütte oder einen Gipfel hinauffüttern. Es gibt eben verschiedene Kostgänger. Aber das ist sicher, daß auch ein weitgehendes Zurückbleiben der Nahrungsdeckung gegenüber dem Nahrungsverbrauch keinesfalls irgendwie schädlich ist. Ein solches Defizit wird in Kürze wieder ganz wettgemacht. Im Gegenteil, eine vorübergehende Unterbilanz ist nur zweckmäßig, weil damit altes gespeichertes Material aufgebraucht und durch frischen Nachschub neu ergänzt wird und weil die alte abgebrauchte Lymphe aus den Geweben ausgeschwemmt und durch neue ersetzt wird.

Was für die Frage einer Einhaltung eines Kaloriengleichgewichtes gilt, gilt ebenso für die qualitative Bedarfsdeckung durch die Bestandteile der Nahrung. Der Vorrat an Kohlehydraten im Körper ist gering. Das in der Leber gespeicherte Kohlehydrat, das Glykogen, reicht etwa für drei Stunden Bergsteigen, ein Mehr- oder Minderverzehr von Kohlehydraten ändert daran wenig. In dem Maße, als das Leberglykogen für die Muskelarbeit aufgebraucht wird, bildet es sich neu aus Fett, solange solches in den Fettdépôts des Körpers verfügbar ist. Die Kohlehydrate werden rasch resorbiert und gelangen rasch zur Verbrennung, weshalb Zucker, Dextrose u. a. leistungsbegünstigend wirken, aber es erübrigt sich ganz, etwa eine Kohlehydratbilanz aufstellen zu wollen und darnach die Kost einzustellen.

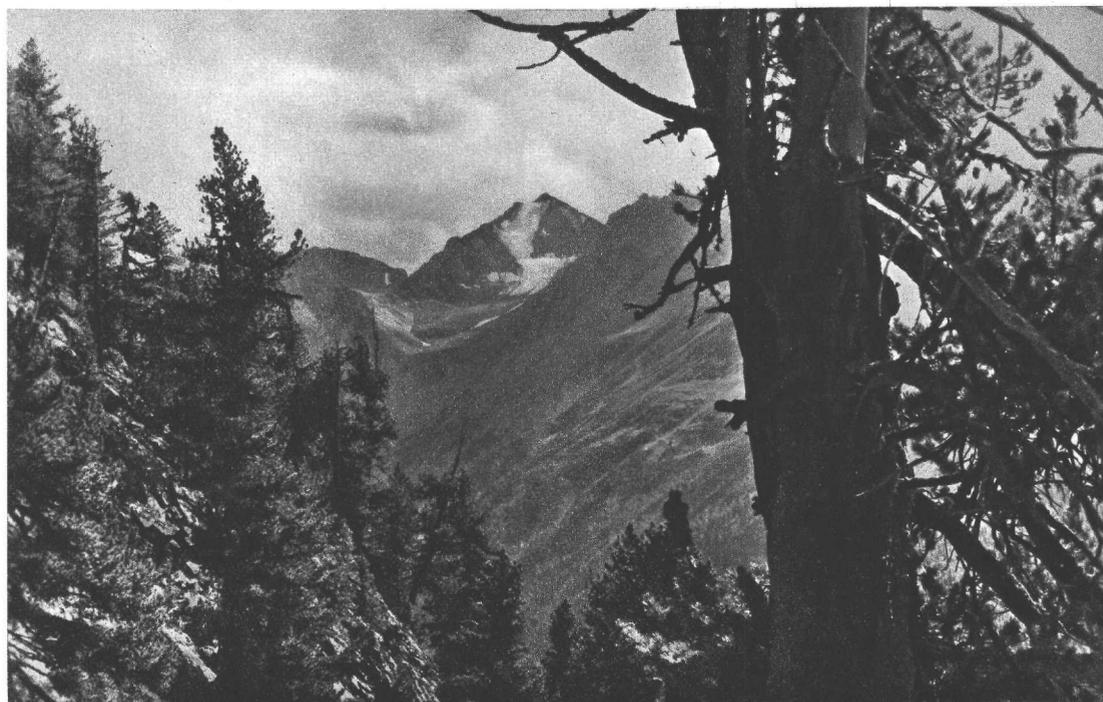
Besonders lehrreich ist die Entscheidung über die Frage nach einer Bedachtnahme auf das Eiweiß. Vor allem ist zu betonen, daß das Eiweiß nicht Quelle der Muskelkraft ist. Englische Sportsleute, die Unmengen von Fleisch, bis zum Beefsteakrausch, verzehrten, waren Vegetariern sportlich nicht überlegen. Im Wettkampf Dresden—Berlin waren die Sieger zwei Vegetarier! Die Stoffwechsellphysiologie lehrt, daß man für den Erwachsenen mit etwa einem Gramm Eiweiß pro Körperkilo, also ungefähr 70 Gramm Eiweiß pro Tag zu rechnen habe, von dem etwa die Hälfte tierisches Eiweiß sein sollte. Diese Forderung ist für den Bergsteiger keineswegs aufrechtzuerhalten. Man kann sich ebensowohl auf ein Gleichgewicht von 120 Gramm Eiweiß und mehr im Tag einstellen, wie ein Gleichgewicht auch noch mit 30 Gramm und weniger erzielen, ohne daß darunter die Leistungsfähigkeit leiden würde. Zwei unserer Mitarbeiter auf dem Monte Rosa hatten unter hoher Eiweißzufuhr zu leben und wir zwei anderen lebten an der eben noch erträglichen unteren Grenze der Eiweißzufuhr und doch waren wir bei allen Touren vollkommen gleich leistungsfähig und gleich wohltauf. Nimmt man reichlich Eiweiß zu sich, so wird mehr davon abgebaut und als Ersatz für Kohlehydrat und Fettkalorien verbrannt, nimmt man wenig Eiweiß, spart der Körper mit dessen Verwendung und stellt sich auf ein niedrigeres Gleichgewicht ein. Alle eiweißhaltigen Nahrungsmittel, besonders jene, die tierisches Eiweiß enthalten, sind teuer, es sind dieselben Kalorienwerte, die verbraucht werden, nicht nur mehrmals so teuer, als wenn sie Kohlehydraten entstammen würden, sondern sogar noch teurer, weil höhere Eiweißzufuhr den Stoffwechsel in die Höhe treibt und dadurch der Bedarf an Kalorien gesteigert wird — es wird also der Nahrungsbedarf erhöht. Reichliche Fleischnahrung führt außerdem zur Stuhlverstopfung, was für den Bergwanderer gleichfalls unerwünscht ist.

Es wäre für den Nichtfachmann schwierig, eine Kost zusammenzustellen, die an und für sich zureichend ist (besonders gilt dies für die Kost bei großem Kalorienbedarf im Tag, also bei schweren Touren), die aber nicht das erforderliche Eiweiß enthalten würde. Eine zureichende Kost wird immer den erforderlichen Eiweißgehalt aufweisen. Es erübrigt sich also die Sorge darum, ob genügend Eiweiß in der Verpflegung sei, vollkommen. Bedenklich wird die Situation nur dann, wenn niedere Eiweißzufuhr zugleich mit unzulänglicher Kaloriendeckung verbunden ist und wenn die Fettreserven des Körpers schon weitgehend verbraucht sind, also bei längerdauernden Perioden schwerer Unterernährung. Dann zieht der Körper zur Deckung des Kalorienbedarfes das Körpereiwweiß heran. Da 100 Gramm Körperfett 930 Kalorien liefern, 100 Gramm Eiweiß aber nur 400, und da die Muskeln des Körpers zu 80 Prozent wasserhaltig sind, so bedingt die Heranziehung von Muskelweiß im Vergleich zu 100 Gramm Fettverlust rund ein Kilogramm Verlust an Muskelsubstanz. Ein so weitgehender Verlust der Fettreserven kommt aber für den Bergsteiger wohl nie in Frage. Wird bei ungenügender Nahrungszufuhr an Kohlehydraten und Fetten so reichlich Fleisch hinzugefügt, daß



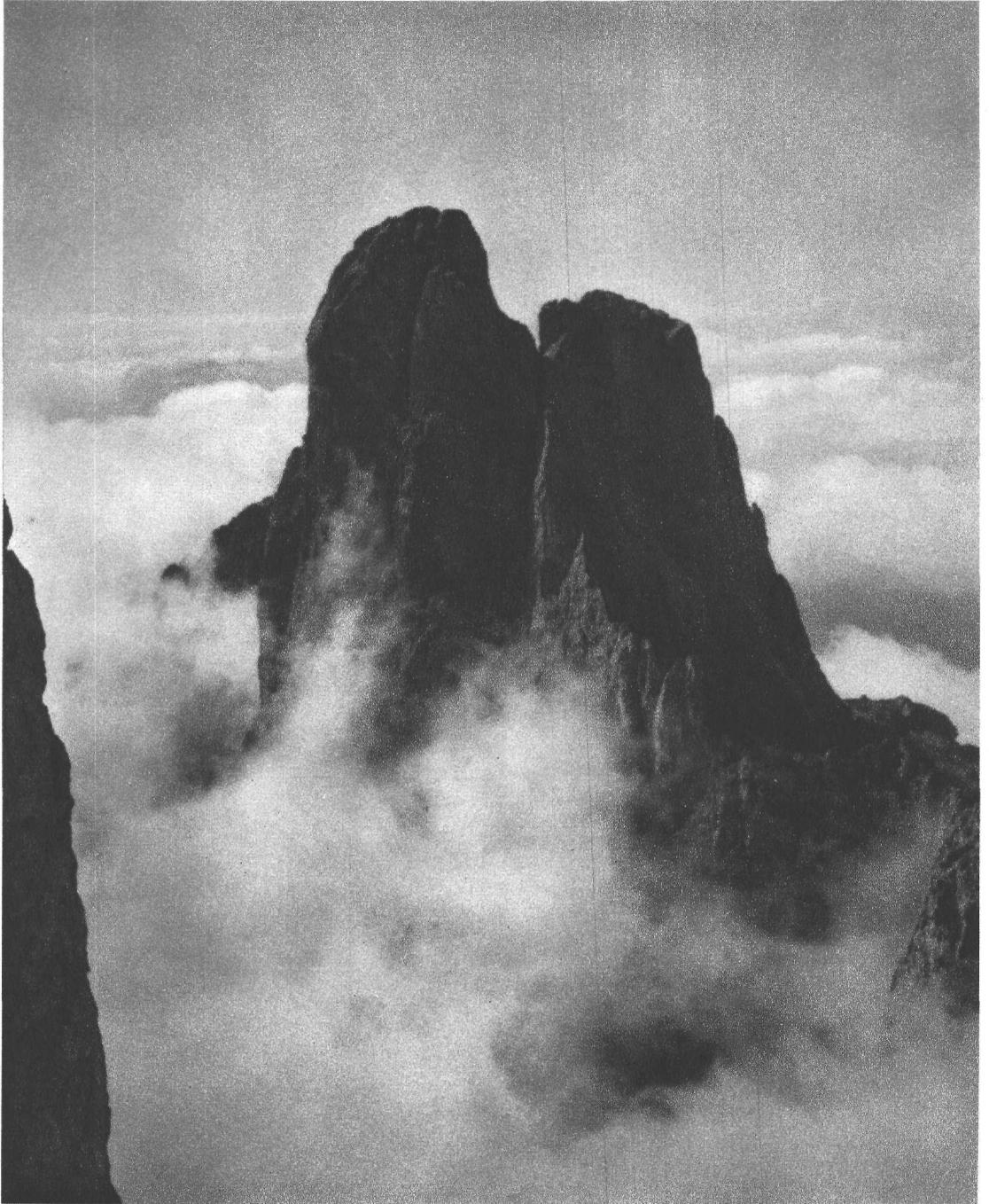
Somschihütte und Ebenstein
(Vergl. Seite 90)

Aufn. F. Kuß



Im Urwald des Schweizer Nationalparks mit Big Quaternärs
(Vergl. Seite 54)

Aufn. R. Graf



Aufn. G. Buhl

Cass Maor und Cima della Madonna
(rechts Schleierfante)

die Nahrung durch dieses reichliche Eiweiß zulänglich ist, so wird Eiweiß an Stelle der fehlenden Kohlehydrat- und Fettkalorien als teurer und unzweckmäßiger Kalorienlieferant herangezogen. Eine Bedachtnahme in bezug auf das Eiweiß in der Kost ist also für alltägliche Verhältnisse, unter denen der Bergsteiger lebt, vollkommen unnötig. In die Gefahr, allzu reichlich Fleisch und zuwenig anderes zu essen, wird er kaum kommen. Eine vorübergehende Unterbilanz in der Eiweißzufuhr bedeutet noch lange keinen Zugriff auf das Körpereiwweiß. Spielend stellt sich der Körper hernach wieder auf eine höhere Bilanzlage ein.

Eine Rücksichtnahme auf die Vitaminzufuhr und auf ein vermeintliches Vitamindefizit ist für kürzere Tourenperioden vollkommen unnötig, um so mehr, als auf den bewirtschafteten Schutzhütten nun auch meist Gemüse verabfolgt wird. Butter, Milch, Käse, Innerei oder Lebernurst, Kartoffeln, etwas Gemüse oder Zitronen reichen vollkommen aus, um den Vitaminbedarf zu decken.

Wie steht es nun um das Körpergewicht? Der trainierende Sportsmann nimmt fast immer an Gewicht ab, und er freut sich darüber, den Winterspeck etwas loszuwerden. Die Gewichtsabnahme bedingt Leistungssteigerung durch Verringerung des zu bewegenden Gewichts und dadurch auch geringeren Kalorienverbrauch sowie technische Erleichterung bei Klimmzügen und in Kaminen. Außer als Abbau an überflüssigem Fettpolster ist der Gewichtsverlust aber vor allem als Wasserverlust zu bewerten. Ein klarer kalter Wintertag im Hochgebirge entzieht einem Skifahrer mehr Wasser als ein heißer Schirokkotag in der Wüste. Gewichtsverluste von zwei und mehr Kilogramm können ausschließlich aus Wasser bestehen, dasselbe gilt für starken Schweißverlust im Sommer. Der abendliche Durst ist dann das Zeichen dafür, daß die Körperzellen gierig wieder nach dem entzogenen Wasser verlangen. Viel Wassertrinken auf einer Tour beseitigt dieses Wasserbedürfnis nicht. Wenn ein stark schwitzender Tourist bei jedem Wasserrinnsal immer wieder Wasser trinkt, so wird er den Durst nicht löschen. Er laugt nur das Schweißsalz aus der Haut aus, dieses gelangt ins Blut und wird rasch durch die Niere wieder ausgeschieden, die Körperzellen bekommen davon aber so gut wie nichts.

Der Alpenverein hat auf den Schutzhütten das Bergsteigeressen eingeführt. Dieses bietet dem Hüttengast das, was er braucht, in entsprechender, bekömmlicher und zureichender Menge um billigen Preis und läßt der Ergänzung freies Spiel; damit ist alles getan, was notwendig und zweckmäßig ist. Darüber hinaus Berechnungen über Kalorienwert oder Eiweißgehalt anzustellen, ist vollkommen zwecklos, jeder Versuch, etwa zahlenmäßig eine Bilanzrechnung aufzustellen, würde zu Fehlschlüssen führen. An der Hand der im Anhang gegebenen Tabelle mag man sich aber immerhin eine gewisse Vorstellung über Nährwerte bilden.

Es soll daher nur noch etwas über die Verpflegung des Wanderers auf der Tour selbst gesagt sein. Die Grundlage der Ernährung bilden die Kohlehydrate. Sie sind die billigsten, immer bekömmlichen und erhältlichen Bestandteile des Tourenproviantes und sichern die Hauptmenge des Kalorienbedarfes. Es kommen in Betracht: Brot, Zwieback, Knäckebrot, Reis, Zucker und zuckerhaltige Nahrungsmittel, besonders wenn sie mit Fett herausgebacken sind, Marmeladen, Kuchen, Lebkuchen, Trockenfrüchte, Zwetschgen, Zibeben, Datteln, Feigen, ferner auch Erdnüsse. Pumpernickel wird schlecht ausgenützt, ist nur als stuhlgangförderndes Mittel zu empfehlen. Mehlspeisen mit Marmeladen gefüllt sind gewiß empfehlenswert, können aber nur in Aluminiumschachteln mitgenommen werden und als Hüttenproviant dienen oder auf leichten Wanderungen Verwendung finden. Beim Klettern sind die Schachteln unbrauchbar. Alle Kohlehydrate kommen in einen Leinenbeutel oder einen Zellophan- oder Gummibeutel. Schokolade bewahrt sich wegen des großen Sättigungswertes und als geschmackanregend. Im Winter wird sie im Hosenack weich, muß daher in Folie oder Zellophan gehüllt sein.

Den größten Nährwert bei geringstem Gewicht liefern die Fette. Butter gehört in Galalithdosen, hält sich aber nur kurze Zeit, am besten wird sie zwischen Brotschnitten gestrichen und auch in den Kohlehydratjack gegeben. Fetter Speck, besonders Schinkenspeck und Paprikaspeck, sind Kalorienlieferanten, die fast drei- bis viermal soviel Nährwert bei gleichem

Gewicht wie Brot liefern. Durchzogener Speck soll immer vorher gekocht sein. Er ist dann viel leichter ausnützlich. Je mehr er an Fleisch enthält, um so niedriger ist sein Nährwert. Fettwurst, Streichwurst, Mettwurst sind nicht nur kalorienreich, sondern auch von wesentlichem Genußwert. Pains sind teurer und schwerer und enthalten meist viel Wasser. Sehr zu empfehlen ist Fettkäse, er hat besonders hohen Sättigungswert, viel weniger die Schachtel- und Schmelzkäse, die auch im Genußwert nicht an den Vollfettkäse heranreichen, meist sind sie auch wasserhaltiger. Njardinen haben wohl hohen Nährwert, aber geringen Sättigungswert, sie haben den Nachteil, daß die einmal geöffnete Dose aufgeessen werden muß und daß man von den Fingern den Fischgeruch des Ols lange nicht fortbringt. Fettreiche Würste hingegen haben guten Genuß- und Sättigungswert und auch anregenden Geschmackswert. Besonders zu empfehlen sind die Landjäger, die anregend und sättigend wirken und bei hohem Nährwert geringes Gewicht haben. Ähnliches gilt von guten Salamiarten. Die fettreichen Früchte, wie Oliven, Nüsse, Mandeln, Pignoli, Erdnüsse, sind sehr zu empfehlen.

Für die Deckung des Eiweißbedarfes ist eine besondere Rücksichtnahme nicht nötig. Fleisch kommt aus den oben gesagten Gründen nicht oder nur beschränkt in Betracht. Fette Würste liefern genug an Eiweiß. Sehr fleischiger Speck ist nicht anzuraten, jedenfalls sollte er gekocht sein. Schinken ist natürlich gut, besonders wenn er nicht zu mager ist. Er wird aber bald unansehnlich und säuerlich. Fleischleichen mit Bröseln aus Fett gebacken und von reichlichem Gehalt an Schweinefleisch sind vorzüglicher Hüttenproviant, ob man sie nun kalt oder aufgeröstet mit etwas Fett isst. Allerdings können sie nur in der Aluminiumschachtel mitgenommen werden. Der Fettkäse als vorzüglicher Tourenproviant wurde schon erwähnt. Eier kommen nur hartgekocht in Betracht, sie haben guten Genuß- und Sättigungswert, liefern aber bei 50 Gramm Gewicht nur 80 Kalorien, sind also teuer und im Nährwert den Fetten weit unterlegen.

Nährpräparate bringen den Erzeugern meist mehr Gewinn als dem Konsumenten; man kann sie im allgemeinen entbehren. Eine Ausnahme bildet die Ovomaltine, die erstklassige Sportnahrung ist, Dextrose und Lävulosepräparate werden bei vollem Zuckernährwert rasch und gut ausgenützt, bieten aber keine wesentlichen Vorteile gegenüber Würfelzucker. Dextroenergen, Nektreal und andere derartige Präparate sind jedenfalls nicht nötig. Dagegen bewährt sich Citropur oder eingeblickter Zitronensaft sehr gut. Mit Saccharinzusatz, wenn man an Zucker sparen will, gibt es ein treffliches Durstgetränk. Saccharin hat aber keinen Nährwert.

Übertugend ist die Wirkung guter Kolapräparate. Bei Erschöpfung oder wenn man nach einem langen Tourtag noch einen Anstieg zu bewältigen hat oder vom Anspuren ausgepumpt ist, leisten sie Wunderbares und können geradezu lebensrettend wirken. Etwas von ihnen sollte immer im Rucksack sein. Zum Einschlafen auf Hütten, aber erst wenn schon Hüttenruhe eingetreten ist, oder im Bivak eignen sich Abalintabletten oder eine Sedormit- oder Allonaltablette. Sie erzeugen keine Nachwirkung für den kommenden Tag.

Noch ein paar Worte über Selbstversorgung auf der Hütte. Maggi bringt nun eine Erbsuppe in den Handel, die nicht gekocht, sondern nur in heißem Wasser gelöst wird, was Zeit und Spiritus spart. In die bekannten Knorr- oder Maggijuppen (Maggiwürfel usw.) trägt man zur Erhöhung des Nährwertes der Suppe Feigwaren oder Grieß oder gehackte Brotwürfel ein. Am wenigsten Platz nehmen im Rucksack Grieß und Sternchen ein. Nudeln, Gerste, Reis, Hörnli oder Makkaroni weicht man am besten vorher ein, ebenso Trockenkartoffeln. Alles kann bequem im Rucksack in einem Leinwandtäschchen verstaut werden. Zu empfehlen ist die Mitnahme von Trockenei und Trockenmilch, man versichert sich der richtigen Menge, indem man zuvor daheim mit einem Löffel das richtige Quantum bemisst. Sie sind vor Gebrauch einzuweichen. Mit beiden kann man alle Mehlspeisen herstellen. Mehl kommt im Leinenbeutel mit, Trockenzwiebeln werden auch eingeweicht, man kann mit ihnen sogar Zwiebelsauce machen. Außer Tee ist Kestäffee besonders zum Frühstück mit ein paar Keks sehr zu empfehlen. Abends erzeugt er Schlaflosigkeit, ebenso wie Kola, wenn es abends genommen wird. Salz und Pfeffer werden in Pastillentuben mitgenommen. Für Dörrgemüse besteht wenig Notwendigkeit. Sie sind wegen der Kochdauer unerwünscht, ihr Vitamingehalt

ist sehr zweifelhaft. Sauerkraut ist sehr erwünscht, aber schwer mitzunehmen und hat bei großem Gewicht so gut wie keinen Nährwert. Fleischkonserven sind zu entraten, Landjäger oder Würste sind billiger und leichter. Für Vitamine, wenn man schon will, kann man Zitronen oder Cebion oder Redoyon mitnehmen. Alle Früchte sind immer willkommen. Orangen, Apfel, frische Pflaumen usw. munden vortrefflich, das Aber ist allerdings das Gewicht. Als Genussmittel möchte ich noch auf Anchovis und Sardellenpaste hinweisen. Sie werden aus den Tuben auf Butterbrot gedrückt und ersetzen Olsardinen.

Was die Getränke betrifft, so sei gesagt, daß man sich möglichst an wenig Trinken gewöhnen soll. Man kann vier Liter Wasser trinken und durstet dann, wenn man nur drei erhält, aber man kann ganze Tagestouren ohne Trinken durchhalten. Ist man gezwungen, Schmelzwasser zu trinken, gibt man zweckmäßig etwas Salz dazu, noch besser die Trinkwassertabletten, wie sie die Truppen im Hochgebirgskrieg verwendeten. Man trinke nicht zu viel Tee am Abend. Heiße Limonade ist ein besserer Durstlöcher, auch enthält sie Zucker und damit Nährwert. Himbeersaft ist natürlich gut, aber zu schwer zum Mitnehmen. Auf Touren wirken alle Fette gut gegen das Durstgefühl. Ein altes Mittel ist es, einen Pflaumenkern oder einen Kiesel im Mund zu belassen, um die Speichelsekretion anzuregen. Trinken einer großen Menge kalten Wassers löst den Durst nicht, weil der Pfortner des Magens das Wasser gar nicht in den Darm gelangen läßt, im Magen aber kein Wasser aufgesaugt wird. Die Mitnahme alkoholischer Getränke oder des von altersher beliebten Schnapses sei denen vergönnt, die daran gewöhnt sind. Bei dem Nichtgewöhnten setzt er untermags die Leistungsfähigkeit herab und bedingt, daß dieselbe Arbeit unter größerem Kalorienverbrauch geleistet werden muß. Kola ist in seiner Wirkung als Belebungsmittel bei Ermatteten weit wirkungsvoller als Schnaps. Für einen mehrtägigen Hüttenaufenthalt einer frohen Skikameradschaft sei empfohlen, einen halben Liter reinen Alkohol in der Aluminiumflasche mitzunehmen und ein halbes Kilo Griefzucker; dieser ist in einem halben Liter Wasser aufzukochen und auskühlen zu lassen. Hernach wird der Alkohol zugegossen und ein Dekal in der Drogerie erhältlichen „Anfages“ von Magenbitter, Klostergeist, Curaçao usw. zugegeben. Man erhält dann etwa eineinhalb Liter „Animiergetränk“, das um die Hälfte billiger ist als käuflicher Schnaps, mehr Nährwert hat und zum Tragen nur ein Kilo wiegt, während sonst die Flasche allein schon ein halbes Kilo wiegt.

Die Thermosflasche erspart am Morgen das Feuermachen, und man hat ein warmes Frühstück, wenn man sie am Abend mit Suppe, Tee oder nur mit heißem Wasser füllt, in das man am Morgen zwei Kaffeelöffel Nestkaffee gibt; dies kommt besonders dann in Frage, wenn man auf einer Hütte warten muß, bis die Wirtschaft in Gang kommt und die „Balutastarken“ befriedigt sind. Es ging mir so auf einer unserer Hütten, auf der die Kellnerin sagte: Zuerst kommen die Herrschaften, dann kommts ös.

Zum Schluß noch ein Hinweis auf die Kochliste. Sie sollte sich überall, besonders in den Selbstversorgungsräumen einbürgern. Wenn viele Leute auf dem Herd kochen wollen, kann man auf dem Herd vorkochen, den Platz räumen und in der Kiste fertig kochen lassen oder abends das Gekochte vom Herd in die Kochkiste geben und hat dann am Morgen oder zu Mittag, wenn man heimkommt, ein warmes Essen. Besonders wertvoll wäre die Kochkiste, wenn auf einer Hütte ein Propangasheerdchen eingebaut wäre, was allerdings bei der Unzuverlässigkeit mancher Hüttenbesucher wohl für immer ein frommer Wunsch bleiben muß. Zusammen mit der Kochkiste aber wäre der Propanherd in bezug auf den Antransport des Heizmaterials eine geradezu ideale Lösung, um so mehr, als die Kosten dieser Herde und deren Betrieb sehr niedere sind.

„Viele Wege führen nach Rom.“ So steht es auch um die Bergsteigerernährung. Man kann viel und man kann wenig, sogar ausnahmsweise auch gar nichts essen, man kann überwiegend von Kohlehydraten oder von Fett leben, viel oder wenig Fleisch essen, Alkohol trinken oder ihn wie Gift meiden, und ebenso rauchen oder nicht rauchen und doch auf die Berge steigen. Es muß jedem überlassen werden, sich nach seinem Geschmack und Behagen und nach seiner Gewohnheit einzurichten und sich demnach in das zu fügen, was die Umstände gerade ermöglichen.

Fette und Kohlehydrate können sich nach ihrem Brennwert vertreten, wobei ein Gramm Fett rund neun Kalorien, ein Gramm Kohlehydrat rund vier Kalorien liefert. Wohl liefert auch das Eiweiß ungefähr vier Kalorien pro Gramm, aber dennoch kann es nicht so wie die anderen beiden Nährstoffe bewertet werden, weil es den Stoffverbrauch um so mehr in die Höhe treibt, je mehr davon gegessen wird. Eiweiß liefert aber in der Kost bei gleichgroßem Gewicht auch noch viel weniger an Nährwert, weil die animalischen eiweißreichen Nahrungsmittel fast alle sehr wasserreich sind und z. B. vier Fünftel des Fleischgewichtes auf Wasser entfallen; bringt man dann auch noch Knochen, Sehnen und Knorpel in Abzug, so resultiert zum Schluß nur mehr rund eine Kalorie pro Gramm anstatt acht Kalorien bei Butter oder fettem Speck. Je höher die Eiweißmenge in der Kost steigt, um so mehr steigt der Umsatz, und um so mehr wird das Eiweiß rasch und unrationell, bei hohem Preis, vom Körper abgebaut. Es ist nicht nötig, bei Jugendlichen auf etwas höhere Fleisch- oder Eiweißzufuhr zu sehen. Fleischnahrung gibt nicht zur Entwicklung der Muskulatur Anlaß und ist auch nicht Quelle der Muskelkraft. Ein vorübergehendes Defizit an Eiweiß wird ohne jeden Schaden ertragen und sofort wieder ersetzt. Bedenklich bleibt ein solches Defizit nur dann, wenn weitgehende Unterernährung während einer längeren Zeitperiode vorliegt.

Zu reichliche, allenfalls auch zu eiweißreiche Nahrung ist unrationell. Besonders am Morgen oder nach dem Mittagessen bedingt sie einen Hochstand des Zwerchfells und außerdem eine größere Beanspruchung der Herzarbeit. Wenigessener sind Vortreffern auf Touren immer überlegen, sie sparen auch am Gewicht im Rucksack und damit an den Kalorien, die für dessen Beförderung aufzuwenden sind. Vorübergehende kurzfristige Unterernährung, auch wenn sie zu Gewichtsverlust führt, der aber meist zum guten Teil als Wasserverlust zu bewerten ist, ist vollkommen belanglos. Er wird erst bedenklich, wenn er zu beträchtlichem Aufbrauch der Fettreserven geführt hat, weil dann zur Deckung des Kalorienbedarfes auch lebendes Körpereweiß herangezogen wird, wodurch die Leistungsfähigkeit stark absinkt.

Auch beträchtliche Wasserverluste sind ohne Bedeutung. Das Durstgefühl ist kein verlässlicher Anzeiger für den wahren Wasserbedarf. Durst kann zu übermäßigem Wassertrinken Anlaß geben, andererseits versagt das Durstgefühl bei dem, der sich an das Dursten gewöhnt hat, so daß es zur Eindickung des Blutes, zur Erhöhung der inneren Reibung und zu Mehrbeanspruchung des Herzens sowie zu einer Verschlechterung des Gasaustausches kommt, außerdem wird die Absonderung der Verdauungssäfte herabgesetzt, das Schlucken und die Verdauung sowie der Appetit beeinträchtigt, am schwersten jedoch wird der Wärmehaushalt geschädigt, weshalb die Sicherung eines zureichenden Wasserbestandes unabwieslich ist.

„Sehe jeder, wie er's treibe“, es soll jeder nach seiner Façon selig werden und so essen und so viel essen, als ihm beliebt und als es die Umstände ermöglichen. Aber Fraß und Völlerei gehören auch für den, der sich dies leisten kann, nicht in die Berge. Die Ansprüche an die Hüttenernährung oder an die eigene Versorgung auf Touren sollen sich immer auf bescheidenem Maß halten, wie wir dies bei unseren Vorbildern, den Erschließern des Hochgebirges, bewundern, die von primitiven Unterkünten aus und bei einfacher Versorgung in langen Aufstiegen auf pfadlosen Wegen ihre Gipfelsiege errungen haben.

Einige Zahlen über den näherungsweise Nährwert in Kalorien für je 100 Gramm (10 Defa)

| | | | |
|---------------------------------|-----|----------------------------------|-----|
| Zucker | 400 | Kondensmilch (ungezuckert) | 160 |
| Weißbrot | 250 | Nüsse, Nußkerne, Mandeln | 660 |
| Schwarzbrot | 220 | Erdnüsse (ohne Schale) | 450 |
| Zwieback | 380 | Dörr Obst | 230 |
| Brot | 360 | (ebenso Datteln, Zibeben) | |
| Suppeneinlagen, Zeigwaren | 360 | Butter | 800 |
| Erdwurst | 340 | fetter Speck | 700 |
| Keks | 420 | magerer Speck | 400 |
| Kakao | 450 | Wettwurst | 450 |
| Lebkuchen | 400 | Fettwurst | 450 |
| Trockenei | 550 | Fettkäse | 400 |
| Trockenmilch | 500 | Streichkäse | 250 |

| | | | |
|----------------------|-------|--------------------------------|-----|
| Sardinen in Öl | 200 | Mehl | 360 |
| dünne Würst | 200 | Faserflocken | 400 |
| 1 Ei | 70—80 | Apfel, Pflaumen, Orangen | 60 |
| Fleisch | 150 | Bananen | 100 |
| Schinken | 400 | Oliven | 400 |
| Schinken Fett | 700 | Getren | 7 |
| Selchfleisch | 250 | Sauertraut | 20 |

Bei Verpflegung auf Schutzhütten sehr angenähert

| | | | |
|----------------------------|-----|--|-----|
| 1 Rührei mit Butter | 120 | Schmarzn | 300 |
| 1 Schnitte Brot | 100 | Omelette | 300 |
| 1 Teller Suppe | 100 | 1/2 Liter Milch | 330 |
| geröstete Kartoffeln | 250 | 1/4 Liter Wein | 130 |
| Geröstl | 250 | 1/2 Liter Bier | 200 |
| Knackerl | 200 | Fleischspeise von 200 Gramm Frischfleisch ohne Knochen, genießbarer Anteil etwa | 350 |
| Kassentopf Reis | 180 | | |

Anschrift des Verfassers: Postrat Univ.-Prof. Dr. Arnold Durrig, Schruns (Vorarlberg)

Der Hochgebirgsfilm

Von Alfons Plankensteiner

Der Film ist eine recht vielgestaltige Erscheinung. Abgesehen davon, daß mit diesem Namen zunächst einmal nur das Material, der Schichtträger aus Zelluloid, gemeint war und noch gemeint ist, kann heute der Film als technische Erfindung, als wirtschaftliches Unternehmen, als Möglichkeit einer neuen Kunst und als eine in das Leben der modernen Gesellschaft spürbar eingreifende Massenerscheinung betrachtet und gewertet werden. Dabei kann man natürlich zu recht verschiedenen Ergebnissen kommen, je nachdem von welchem Standpunkt aus man an den Film herantritt. So kann es z. B. durchaus sein, daß ein Film vom künstlerischen oder sittlichen Gesichtspunkt aus zu verwerfen ist, während er trotzdem eine gute geschäftliche Spekulation darstellt, und es kann auch sein, daß ein Film sich wirklich auf die seltene Höhe eines Kunstwerkes erhebt, daß er sich aber vielleicht gerade deshalb nicht zur Massenunterhaltung eignet. Dies sind nur allzu bekannte Erfahrungen.

Aber so wie der Film vielgestaltig ist und daher von verschiedenen Seiten aus betrachtet werden kann, so reicht er natürlich auch in verschiedene Zusammenhänge hinein. Es gibt heute sehr viele Wirklichkeiten, die mit dem Film in einer mehr oder weniger engen Verbindung stehen, über die jeweils mancherlei zu sagen wäre: So etwa über „Film und Technik“, „Film und Mensch“, „Film und Theater“, „Film und Natur“ und natürlich auch über unser Thema „Film und Hochgebirge“. Freilich können solche Gegenüberstellungen sich entweder auf bestimmte Detailfragen beziehen oder auch möglichst umfassend durchdacht und untersucht werden. So könnte man etwa das Thema „Film und Natur“ so anfassen, daß man sich darauf beschränkt, zu erörtern, wie weit es dem Film durch technische Neuerungen schon gelungen ist oder noch gelingen kann, sich möglichst genau an die sinnlich gegebene Naturwirklichkeit anzupassen. Man könnte sich aber auch darüber Gedanken machen, welche Rolle Naturbilder, Landschaftsaufnahmen, Tiere, Pflanzen, Wetter und Jahreszeiten in den Filmen spielen, wie weit sie die Stimmung des Zuschauers zu beeinflussen und damit den Erfolg eines Films zu bestimmen vermögen. In ähnlicher Weise bietet auch das Thema, das uns hier zu behandeln obliegt, verschiedene Beleuchtungsmöglichkeiten. Man könnte sich etwa recht gut vorstellen, daß ein Produktionsleiter, ein Kameramann oder ein Regisseur, der selbst schon Hochgebirgsfilme gemacht hat, Interessantes, Aufschlußreiches und vielleicht sogar Witziges zu erzählen hätte darüber, wie es bei solchen Aufnahmen im Gebirge mitunter zugeht. Es gäbe sicher auch manchen beliebten Bergfilmstar, der über seine Erfahrungen anregend zu plaudern wüßte. Schließlich gibt es auch bestimmt Leute, die sich für die finanzielle Seite solcher Hochgebirgsfilmproduktionen interessieren würden, die wissen möchten, was ein solcher Film kostet, ob er teurer oder billiger ist als ein Atelierfilm, ob die Dreharbeiten hier mehr oder weniger Zeit in Anspruch nehmen, ob das Publikum solche Filme gerne sieht und sie also gute Einspielergebnisse bringen u. dgl.

Man könnte sich schließlich auch die Mühe machen und einen bestimmten, bekannten Hochgebirgsfilm genauer analysieren, um auf diese Weise etwas über den Aufbau und die Besetze zu erfahren, die bei dieser Filmart in Anwendung kommen. Es wäre weiters sicherlich dankbar, Vergleiche zu ziehen zwischen den Hochgebirgsfilmen verschiedener Nationen. Wie sehen die Menschen verschiedener Länder das Hochgebirge, wie stellen sie die Menschen in den Bergen dar, wie werten sie den Berg gegenüber dem fruchtbaren, besiedelten Tal, wie weit ist ihnen das Gebirge ein Symbol des Geheimnisvollen, Mächtigen, Dämonischen oder des Erhabenen und Getreuen. Es wäre auch wertvoll, einmal darüber zu handeln,

wie literarische Stoffe, die aus der Welt des Hochgebirges gewählt wurden, in der Verfilmung gestaltet werden, oder auch Unterschiede zwischen einem Bergdrama auf der Bühne und einem solchen auf der Leinwand herauszuarbeiten. Diese und noch manche andere Frage könnte unter dem Titel „Film und Hochgebirge“ oder auch „Der Hochgebirgsfilm“ sinnvoll besprochen werden. Wir wollen uns aber im folgenden nicht einfach auf einen der angegebenen Standpunkte beschränken, sondern wollen versuchen, etwas Grundsätzliches und Systematisches über den Hochgebirgsfilm zu sagen.

Da wird es nun zunächst einmal nötig sein, eine Definition zu finden. Was ist denn das überhaupt, ein Hochgebirgsfilm? Woran ist er erkennbar, wodurch unterscheidet er sich von Filmen anderer Art? Sicherlich ist ein Hochgebirgsfilm schon seinem Namen nach ein Film, in dem das Hochgebirge mehr oder weniger entscheidend in Erscheinung tritt. Nach diesem „mehr oder weniger“, beziehungsweise nach der Art, wie das Hochgebirge und seine Lebensbedingungen in den Gesamtaufbau des Films verwoben sind, kann man nun verschiedene Arten des Hochgebirgsfilms unterscheiden. Ich habe mich bemüht, für die einzelnen mir wesentlich erscheinenden Arten Namen anzugeben, in denen der eben erwähnte Gesichtspunkt bereits entsprechend berücksichtigt wird. So komme ich zu drei großen Arten: dem Hochgebirgs-Kulissenfilm, dem Hochgebirgs-Stimmungsfilm und dem Hochgebirgs-Filmdrama, das dann wieder je nach dem Handlungsträger in drei Variationen zu unterteilen wäre. Die angegebenen Arten betreffen zunächst nur den Spielfilm, doch lassen sich für den Kulturfilm ähnliche Kategorien aufstellen.

Sehen wir nun die einzelnen Arten des Hochgebirgsfilms genauer durch, indem wir sie näher charakterisieren, gegebenenfalls an Beispielen verdeutlichen, bewerten und dabei auf positive und negative Möglichkeiten hin untersuchen.

I. Der Hochgebirgs-Kulissenfilm

So wollen wir jene Filme nennen, in denen Bilder aus der Bergwelt nur als dekorativer Rahmen Verwendung finden, in denen also das vorgeführte Geschehen eigentlich genau so gut in einer anderen Umgebung spielen könnte, weil das Hochgebirge für die Handlung nicht wesentlich mitbestimmend ist. Es sind das Filme, die Gebirgslandschaften nur deshalb zeigen, weil dadurch eine erwünschte Abwechslung in die Bildfolge kommt. Die Handlung verlangt z. B. sehr viele Innenaufnahmen. Sie spielt sich in der Großstadt, in Wohnungen, in Büros, in Vergnügungsorten ab, und nun sucht der Regisseur den bildhungrigen Zuschauer, dem das einseitige Milieu schon zu langweilig wird, so bei Interesse zu halten, daß er z. B. ein paar Urlaubstage im Gebirge als Auflockerung einschaltet. Man sieht das Paar — um das handelt es sich ja meistens — Hand in Hand durch blühende Wiesen wandern, hinter denen die Gipfel aufragen. Oder die beiden wagen sich gar bis in die Hochwälder und Almregionen oder blicken von einem Gipfel ins Tal. Hier ist der Berg Kulisse, Dekoration, Bildverschönerung, Abwechslung und Blickerholung für den Zuschauer, weiter nichts. Denn die beiden könnten ihren Urlaub genau so gut am Meer, an einem See oder in einem schönen Landhaus am Mittelgebirge verbringen. Auch dann wäre der Zweck der Bildabwechslung erreicht, und es wird viele Zuschauer geben, denen solche Landschaftsbilder vielleicht erwünschter sind als Hochgebirgskulissen. Im allgemeinen aber wird der Produzent, der Drehbuchautor, Regisseur und Kameramann nicht schlecht spekulieren, wenn er dem Zuschauer mit ein paar mächtigen Hochgebirgsbildern zu imponieren sucht, da die himmelauftragenden Bergzacken, die besonnten oder blauschwarz im Schatten liegenden Felswände, die glitzernden Firnfelder, aber ebenso auch die heimeligen Almhütten, die weidenden Schafe am Bergkamm, die Täune und Wiesen und verkrüppelten Bäume an der Waldgrenze immer ein dankbares Objekt für die mit künstlerischem Blick gelenkte Kamera sind. So ist der Berg als Kulisse in den Film eingegangen, wobei es natürlich verschiedene Möglichkeiten gibt, diese Kulisse einzusetzen. Unterschiede ergeben sich einmal schon nach der zeitlichen Dauer dieses Einsatzes. Angefangen von jenen Filmen, in denen nur in einer

Szene, vielleicht sogar nur in einer Einstellung, das Hochgebirge einmal aufscheint, bis zu denen, wo das Hochgebirge überhaupt fast die einzige Kulisse darstellt, sind natürlich alle Übergänge möglich. Immer handelt es sich dabei aber bloß um Hochgebirgs-Kulissenfilme, wenn, wie wir früher definierten — das Hochgebirge in solchen Filmen eben nur als mehr oder weniger zufälliger Rahmen verwendet wird.

Außer der verschiedenen Dauer des Einsatzes gibt es aber auch noch andere Variationen beim Einsatz der Hochgebirgskulisse im Film. So ist etwa zu unterscheiden, ob die Bergbilder, wie das häufig geschieht, einfach als selbständige Bildfolgen auflockernd in den Film eingestreut sind, ohne daß vor diesem Hintergrund irgendwie agiert wird, oder ob die Bilder in diesem Sinne Kulissen sind, daß wie beim Theater in diesem Rahmen auch gespielt wird. Und schließlich, das ist für den Bergfreund natürlich besonders zu beachten, gibt es Filme, in denen das Hochgebirge in einem technisch wörtlichen Sinne nur als Kulisse erscheint, wo also nicht wirklich die Berglandschaft, sondern nur ein gemaltes Abbild davon aufgenommen und in den Film hineinkomponiert wird. Man kann da, wenn man Filmproduktionsstätten besucht, die wunderbarsten Dinge sehen, die einem manche Illusion gründlich zerstören. Im Film spielt, wie bekanntlich auch in manchen andern Dingen, das Geld eine ganz entscheidende Rolle. Nun kommt aber das Filmen im Freien meist teurer als im Atelier. Man ist von der Witterung abhängig, muß mit dem ganzen Stab oft weite Fahrten unternehmen, und es ist kaum je soviel natürliches Licht gegeben, als die Kamera braucht. Aus allen diesen Gründen sucht man mit Ateliernaufnahmen Zeit und Geld zu sparen, und also wird auch mancher Gebirgshintergrund lieber im Atelier mit Leinwand und Pappe aufgebaut, als in Natur aufgenommen. Wo sich aber, vor allem bei sehr bekannten Gebirgslandschaften, der Zuschauer eine solche Täuschung vielleicht nicht gern gefallen ließe, hilft man sich so, daß man nur die Totalen, also die Gesamtansichten, in Natur dreht, während die Details aus dem Atelier stammen. Dann muß man nämlich nur den Kameramann mit seinen Leuten auf Fahrt schicken, während die Schauspieler, die dann vor dem detaillierten Hintergrund zu sehen sind, nur im Atelier eingesetzt werden. Will man einen Schauspieler aber auch einmal vor der großen Gebirgskulisse, die in diesem Fall naturecht aufgenommen sein soll, agieren lassen, ihm aber trotzdem nicht die dazu nötige kostspielige und vielleicht auch beschwerliche Reise zumuten, dann arbeitet man mit der sogenannten *Rückprojektion*. Dabei wird der an Ort und Stelle aufgenommene Filmstreifen mit den Landschaftsbildern im Atelier auf eine Leinwand projiziert, vor der dann die Schauspieler sich bewegen. Handelt es sich um einen absolut ruhigen Hintergrund, also um eine Gebirgskulisse, in der keine stürzenden Wasserfälle, ziehenden Wolken oder windbewegten Bäume aufscheinen, dann kann man auch mit einem bloßen Rückseher, also mit einer vergrößerten Photographie als Hintergrund arbeiten. Natürlich können solche technische Tricks nicht nur in dem von uns so benannten Hochgebirgs-Kulissenfilm, sondern in allen Hochgebirgsfilmen angewandt werden. Wir nennen die erste Art von Hochgebirgsfilmen ja auch nicht aus technischen Rücksichten Kulissenfilme, sondern nur deshalb, weil dabei das Gebirge bloß einen mehr oder weniger nebenfälligen Rahmen bildet, gleichgültig, ob dieser Rahmen nun direkt in der Natur aufgenommen oder bloß projiziert und gemalt wurde. Die Bezeichnung Hochgebirgs-Kulissenfilm soll also in diesem Fall nur etwas darüber aussagen, welche Rolle das Hochgebirge in dem betreffenden Film spielt, in welcher inneren Bindung es zur Handlung, zum eigentlichen Ziel, zum Aufbau und zur Absicht des Films steht. Und wir wollen nach dem Besagten also dann von einem Hochgebirgs-Kulissenfilm sprechen, wenn diese Bindung eine denkbar äußerliche, zufällige, also bloß rahmenmäßige ist, wobei es selbstverständlich schwer ist, hier eine genaue Grenze, vor allem gegenüber der zweiten Art, dem Hochgebirgs-Stimmungsfilm, zu ziehen.

Doch bevor wir zu diesem übergehen, sei nun noch vom Standpunkt des Bergfreundes aus zum Hochgebirgs-Kulissenfilm Stellung bezogen.

Wenn es richtig ist, daß Kunst nicht nur von Können, sondern von Müssen abgeleitet werden soll, dann kann der Kulissenfilm jedenfalls schon grundsätzlich nicht als Kunstwerk im höheren Sinne gelten. Denn in ihm sind ja die Bergbilder nur äußerlich und mehr oder

weniger zufällig eingefügt, sie müssen also keineswegs notwendig da sein, weil sie keinen inneren Bestandteil des ganzen Wertes bilden. Nun ist aber der Film sicherlich nur dann Kunst, wenn er zu einer Synthese aller seiner Ausdrucksmittel gelangt, wenn also Bild und Handlung, Musik und Ton, Dialog und geistiger Gehalt zu einer sinnvollen, charakteristischen Einheit verschmolzen sind. Nichts darf hier, soll ein Film Anspruch auf künstlerische Qualifizierung erheben können, bloß zufällig, isoliert, angeklebt erscheinen, sondern alle dem Zuschauer sinnfällig dargebotenen Inhalte, die für das Auge und das Ohr, und die für das Gefühl und den Verstand, müssen sinnvoll aufeinander bezogen sein. Dann wird das Bild zum Symbol des inneren Geschehens, drückt die Musik menschliche Stimmungen aus, und macht die Landschaft, die im Film erscheint, den Charakter der Menschen, die in ihr leben, erst verständlich. Vom künstlerischen Standpunkt aus ist der Hochgebirgs-Kulissenfilm also zu kritisieren als eine Halbheit, als ein Werk, das den ernststen Willen zu straffer Komposition, also zu Befaltung des Themas mit allen zu Gebote stehenden filmischen Mitteln, vermissen läßt. Und gerade deshalb wird auch der Bergfreund solche Filme nicht anerkennen. Weiß er doch wie kein anderer um die tiefgehenden Wirkungen und um die geheimnisvollen Beziehungen, die zwischen Berg und Mensch bestehen. Er kennt die seelische Eigenart der Menschen, die im Gebirge leben und arbeiten, und kennt die Erlebnisse, die jedem zuteil werden, der mit bereitem Herzen je einen Gipfel erklimmt. Darum muß er es als oberflächlich und unwahr ablehnen, wenn in den genannten Filmen solche Beziehungen gar nicht berücksichtigt werden, wenn der Berg lediglich gut genug dazu ist, als Staffage und Kulisse zu wirken. Wir wissen freilich nicht, und dies ist die einzige Rechtfertigung, die man für solche Hochgebirgsfilme finden kann, ob es nicht irgendwo Kinobesucher geben wird, die gerade durch die im Film gezeigten Bergbilder von Sehnsucht nach dem Gebirge erfaßt werden, so daß sie vielleicht selbst daraufhin die Berge suchen, um in ihnen jene Erlebnisse zu finden, von denen eben gesprochen wurde. Dann hätte auch ein solcher Film etwas zur wahren Werterschließung des Hochgebirges beigetragen, freilich, wie man hinzufügen muß, fast ohne es selbst zu wollen oder zu wissen. Leider wird aber das Hinführen zum echten Bergerleben durch solche Filme wohl sehr selten sein, da ja, wie man aus verschiedenen psychologischen Untersuchungen weiß, die Suggestivkraft eines Films für die Mehrzahl der Besucher so groß zu sein pflegt, daß diesen kaum eine eigene, über den Film hinausführende Stellungnahme möglich wird. So wird also bei der angeführten ersten Art von Hochgebirgsfilmen der viel häufigere Fall sicherlich der sein, daß der Durchschnittsfilmbesucher, besonders der gebirgsfremde, mit dem Eindruck weggehen wird, Berge seien eben eine, vielleicht für das Auge erfreuliche Kulisse, hätten aber sonst für den Menschen, sein Wesen und sein Leben weiter nichts zu bedeuten. Daß Berge auch eine ewige Aufforderung an den Menschen sind, ihn bedrohen, reizen und zum Kampfe stellen können, davon vermögen solche Hochgebirgs-Kulissenfilme meist nicht einmal eine Ahnung zu vermitteln.

II. Der Hochgebirgs-Stimmungsfilm

Die Grenze dieser Art von Filmen gegenüber den erstgenannten, den Kulissenfilmen, ist, wie wir schon feststellten, nicht genau zu ziehen. Denn überall, wo in einem Film eine Berglandschaft zu sehen ist, besteht auch die Möglichkeit, daß der Zuschauer stimmungsmäßig angesprochen wird. Doch wollen wir von einem Hochgebirgs-Stimmungsfilm vor allem dort sprechen, wo das Erzeugen solcher Stimmungen in der bewußten Absicht der Filmhersteller gelegen ist. Während der Kulissenfilm also die Bilder bringt, einfach weil er einen Hintergrund braucht, weil er Abwechslung sucht, weil er ganz allgemein hofft, daß solche Bilder gefallen werden, wollen die Filmleute, die einen Hochgebirgs-Stimmungsfilm machen, mit ihren Bildern eben ganz bestimmte Gefühle im Zuschauer erwecken. Sie bemühen sich daher, die Aufnahmen daraufhin besonders auszusuchen, sie regelmäßig richtig abzustimmen und aufeinander abzapfen, sorgfältige Schnitte anzubringen und sich nicht einfach wie in der ersten Art von Hochgebirgsfilmen mehr oder weniger damit zufrieden zu

geben, daß eben an einigen Stellen irgendwelche Bergbilder aufscheinen. Dabei gibt es verschiedenerelei Stimmungen, die durch Hochgebirgsaufnahmen im Zuschauer gefördert werden können. Es wird vor allem darauf ankommen, welches Verhältnis die Filmleute selbst zum Berg haben. Hier wird insbesondere die Einstellung des Regisseurs und des Kameramanns bestimmend sein, weniger die des Drehbuchautors, der ja mehr die Handlungselemente und nicht so sehr den Stimmungsgehalt zu finden hat. Man wird es daher einem Hochgebirgs-Stimmungsfilm sehr wohl anmerken können, ob sein Regisseur selbst ein Mann der Berge ist, ob er also das allseitige Erlebnis kennt, das die Berge vermitteln können, oder ob er sich nur an das vorgegebene Schema von Gefühlswerten halten kann, das man mit den Bergen gemeinhin zu verbinden pflegt. Ja, auch wenn nur eine Seite der Stimmungen, die mit Gebirgsbildern zu verbinden sind, in einem Film vorherrschend ist, so kann auch eine solche Einseitigkeit motiviert und künstlerisch echt, aber natürlich auch einseitig und schablonenhaft im üblen Sinne vorgebracht werden. Auch dabei kommt es eben sehr auf das Wie, also auf das Können und die eigene schöpferische Gefühlstiefe der Filmhersteller, an. So können Hochgebirgs-Stimmungsfilme etwa die Heimatliebe fördern für den, der selbst aus einem Gebirgsland stammt. Daher kommen die meisten Filme dieser Art eben auch aus Ländern, in denen das Gebirge entscheidend den Landschaftscharakter formt, so z. B. aus den Alpenländern, aus Österreich, der Schweiz und Deutschland, aber auch aus Skandinavien und Kalifornien. Die Filmleute dieser Länder drängt es immer wieder dazu, die Stimmung, die sie selbst seit ihrer Kindheit mit dem eigenen Bergland verbindet, auch anderen mitzuteilen. Dabei mag, bei dem stark geschäftlichen Einschlag, den nun einmal das ganze Filmwesen hat, auch eine mehr oder weniger versteckte Fremdenverkehrspropaganda eine entscheidende Rolle spielen. Es gilt eben, Stimmung zu machen für die Schönheiten der Gebirgswelt. Aber Hochgebirgs-Stimmungsfilme können sehr wohl auch andere, allgemein zugänglichere Gefühle auszulösen suchen. Schon manchen hat der Anblick himmelauftragender Berge zu Anbetung und Ehrfurcht bewogen und hat ihn leichter den Weg zu Gott finden lassen, während andere wieder in der Unererschütterlichkeit und allemenschliche Beschichte überdauernden Festigkeit des Gebirges ein Symbol der Treue und der Unvergänglichkeit erblicken. Daher kann das Hochgebirgsbild im Film eine beruhigende Stimmung verbreiten gegenüber aller Unrast und Unsicherheit unseres täglichen Lebensablaufes. Wieder andere verbinden mit dem Berg die Vorstellung des Majestätischen, Herrschaftlichen, Unbezwingbaren. Sie werden sich angesichts des Hochgebirges ihrer eigenen Kleinheit bewußt, und also haben sie das Gefühl, vom Gebirge erdrückt und bedroht zu werden. Auch solche Stimmungen kann der künstlerisch gestaltende Filmmann bewußt durch richtig gewählte Gebirgsszenen erwecken wollen, etwa dann, wenn eine solche Gefühlshaltung als Vorbereitung oder Ausgleich gegenüber bestimmten Handlungshöhepunkten erwünscht ist. Dies nur einige Möglichkeiten, die dartun können, was wir unter einem Hochgebirgs-Stimmungsfilm verstehen wollen.

Sollen wir nun auch ihn grundsätzlich ablehnen? Es ist wohl schon aus dem Bisherigen eindeutig klarge worden, daß diese Art von Hochgebirgsfilm schon viel eher als die erste Art künstlerische Qualität erreichen kann. Hier bemüht man sich wenigstens bewußt, den Berg mit dem Menschen in eine sinnvolle Beziehung zu setzen. Man hat erkannt, daß das Gebirge, richtig erlebt, auch tiefere geistige Werte im Menschen zu wecken vermag und ist somit der „Wirklichkeit, dem Wirken des Gebirges auf das Leben des Menschen viel besser gerecht geworden. Freilich erhebt sich auch gegen diese Art von Filmen vom Standpunkt des Bergfreundes aus ein wesentlicher Einwand. Man kann sich nämlich mit einem gewissen Recht dagegen wehren, daß durch solche Filme ein Bergerlebnis auf eine allzu billige und oberflächliche Weise zugänglich gemacht wird, wodurch gerade die entscheidenden Werte verlorengehen. Die Menschen geben sich dann mit diesem bildhaften Ersatz zufrieden und glauben sich den Kampf um den Berg, das echte alpine Erlebnis ersparen zu können. Es ist dies so ähnlich wie mit den Seilbahnen und Bergliften. Man unterstützt die Illusion, daß hier auf bequemere Weise das gleiche zu erreichen sei, und macht das sonst nur wenigen Entschlossenen und Opferbereiten zugängliche Erlebnis zu einer Selbstverständlichkeit der

Massen. Die Gefahr ist sicher gegeben, um so mehr, als ja der Film überhaupt den geistig unselbständigen Zuschauer dazu verleiten kann, sich einfach nur passiv mitnehmen und tragen zu lassen ohne allzuviel eigene Anstrengung. Vielleicht also wird es mancher Bergsteiger geradezu als profanierend empfinden, wenn heute die Kamera Bergstimmungen, die dem einsamen Wanderer sonst nur in glücklichen und begnadeten Stunden zuteil werden, das erste Anschlagen der Sonne am Felsgrat, das Zerfließen des Morgennebels über dem teu- schen Firsfeld, das Stäuben des Wasserfalls in das Gegenlicht oder das Augen eines Rehs aus dem abendlichen Hochwald, einfach einfangen und den Blicken der Masse preis- geben kann, einer Masse, die in ihrem Sensationshunger oft gar nicht die nötige Bereit- schaft hat, solche Offenbarungen der Natur mit der nötigen Andacht aufzunehmen. Über dann muß dem Überkritischen doch wieder entgegengehalten werden, daß um der Kranken und Alten willen, um deretwillen, die nicht die Mittel und nicht die Zeit haben, selbst in die Berge zu wandern, aber doch auch um der, vielleicht wenigen Menschen willen, die durch solche Bilder trotz anderer Einstellung irgendwie angesprochen und getroffen werden, diese Hochgebirgs-Stimmungsfilme nicht grundsätzlich verworfen werden dürfen. Dies um so weniger, als der Kundige ja doch weiß, daß kein noch so schönes Bild, das eben immer doch Bild bleiben wird, die Wirklichkeit ganz ersetzen kann. So wie eine nach mühsamem Aufstieg erkämpfte Gipfelrast ein Erlebnis bleibt, das kein Seilbahnfahrer auch nur erahnen kann.

Wir kommen zur dritten und letzten Art von Hochgebirgsfilmen, zum

III. Hochgebirgs-Filmdrama

Hier erst ist der Berg wirklich als wesentliches Handlungselement in den Film ein- gebaut. Er kann freilich nur in einem beschränkten Sinne selbst Handlungsträger sein, wir wollen aber unter Hochgebirgs-Filmdramen — meist einfach „Bergfilme“ im engeren Sinne genannt — alle jene Filme verstehen, in denen das Gebirge einen entscheidenden Einfluß auf die Lebewesen ausübt, die das dramatische Geschehen tragen oder erleiden. Demnach wären, wenn wir die eben angedeutete Möglichkeit, wonach auch das Gebirge selbst Hand- lungsträger sein könnte, mit einbeziehen, drei Möglichkeiten des Hochgebirgs-Filmdramas zu unterscheiden:

1. Der Mensch ist Handlungsträger, und zwar entweder
 - a) der Mensch, der im Hochgebirge lebt: Bergbauern-, Jäger-, Bergführerfilme oder
 - b) der Mensch, der ins Hochgebirge geht: Bergsteiger-, Kletter-, Eis- und Stikfilme.
2. Das im Gebirge lebende Tier ist Handlungsträger.
3. Das Hochgebirge übt als dämonisierte oder personifizierte Natur selbst Wirkungen und Handlungen aus.

Unter den hier aufgeführten theoretischen Möglichkeiten des Hochgebirgs-Filmdramas ist eigentlich nur die erste Möglichkeit, der Bergfilm also, in dem der Mensch als Hand- lungsträger auftritt, praktisch verwirklicht und bereits vielfach erprobt. Hier ist vor allem *Arnold Fanck* zu nennen, der z. B. mit den Filmen „Die weiße Hölle vom Piz Palü“ und „Stürme über dem Mont Blanc“ eine ganze Schule der Bergfilme begründete, aus der auch *Luis Trenker* mit „Berge in Flammen“, „Der Rebell“ und „Der Berg ruft“ hervorging.

Daß im Film aber auch das Tier, ja sogar die unbelebte Natur selbst als handelndes Subjekt auftreten kann, ist eine Möglichkeit, die dem Theater grundsätzlich verschlossen bleibt. Hier zeigen sich also typisch „filmische“ Ausbaumöglichkeiten der dramatischen Kunst. Man denkt hier zunächst an die Zeichentrickfilme, wie sie etwa *Walt Disney* zu großer Vollendung brachte. So wie er in seinem „Bambi“-Film das Reh mit vielen anderen Waldtieren handeln und sprechen läßt, könnte natürlich jemand auch einmal auf den

Gedanken kommen, etwa das gefährvolle Leben einer Gemse, eines Murmeltieres oder anderer tierischer Gebirgsbewohner zum Vorwurf für einen Zeichenfilm zu machen. Dann müßte er freilich, wenn es ihm nicht nur etwa um Komik, sondern um eine dramatisierte Naturschilderung zu tun wäre, auch den Berg als die bestimmende Umwelt dieser Tiere ganz entscheidend in einen solchen Film einbeziehen, und man könnte ein solches Werk dann mit Recht auch als einen Bergfilm eigener Prägung bezeichnen. Solche Filme fehlen uns meines Wissens zwar noch, sie liegen aber durchaus im Bereich der Möglichkeit, wenngleich es begreiflicherweise schwerer sein dürfte, das Leben solcher menschenscheuer Tiere in einem Filmdrama zu gestalten als das der bekannteren und menschnäheren Tierarten. Es wäre aber sogar denkbar, wenn man sehr viel Zeit, Mühe und Geduld und dementsprechend wohl auch sehr viel Geld aufwenden wollte, einen Film zu drehen, in dem Gebirgstiere in Natur die ihnen zugeordneten Rollen spielen. Man müßte dann freilich die Tiere jeweils so lange mit der Kamera belauschen, bis sie die Haltung einnehmen und die Bewegung vollführen, die dem Handlungsablauf gemäß ist. Daß es grundsätzlich nicht ganz unmöglich wäre, sogar einen solchen Film zu drehen, beweisen die verschiedenen Haustierte, vor allem Hunde und Pferde, die schon öfters in Filmen Rollen dargestellt haben.

Die Möglichkeit, auch die *leblose Natur*, in unserem Fall also das Hochgebirge an sich, zum Handlungsträger eines Films zu machen, ist überhaupt noch so gut wie gar nicht ausgewertet. Aber auch hier weiß man aus Kultur- und Lehrfilmen, daß dem Film genügend technische Tricks zur Verfügung stehen, um auch solche Aufgaben zu bewältigen. Mit Überblendungen, Modellaufnahmen, mit Spiegeltechnik und vor allem mit Zeitlupe und Zeitraffer lassen sich da die erstaunlichsten Effekte hervorrufen, die wenigstens grundsätzlich sicherlich auch zu einem dramatischen Geschehen miteinander zu verbinden wären. Freilich wäre es dazu, den Wesensgesetzen des Dramas folgend, notwendig, dem Berg, wenn er handelnd auftreten soll, gleichsam eine Seele einzuhauchen und ihn entweder, verschiedenen uralten Mythen nachgehend, als einen Dämon wirken zu lassen oder ihn, was wohl nur in einer lustspielhaften Lösung möglich wäre, mit menschlichen Zügen auszustatten.

Solche Filme würden dann freilich über den Rahmen dessen hinausgehen, was man wenigstens heute noch als „Bergfilm“ zu verstehen gewohnt ist. Sie würden aber, das möchte ich hier zu behaupten wagen, vielleicht das ganz besonders rein auszudrücken vermögen, was mit dem Begriff „Hochgebirgs-Film“ eigentlich gemeint sein kann. Was nämlich heute an dramatischen Hochgebirgsfilmen gezeigt wird, bleibt doch meist noch im photographierten Theater stecken. Denn entweder handelt es sich um verfilmte Bauernstücke wie etwa „Der Weibsteufel“ oder um verfilmte Romane wie die Unzahl der „Ganghoferfilme“ oder um alpine Filme, in denen die Dramatik von den Gefahren des Berges her genährt wird. In diesem zweiten Falle ist das „Filmische“ meist besser ausgewertet, da es auf der Bühne schwerfällt, Lawinenstürze, gefährliche Klettereien, Abstürze in Gletscherspalten, Schneestürme und anderes vorzuführen. Trotz dieser technischen Überlegenheit lebt aber auch in dieser Art von Filmen die Dramatik meist immer noch von bloßer Theatralik, wie wir sie kürzlich wieder im Dagmar-Rom-Film peinlich empfunden haben. Diese ausgepielte Theatralik ist nämlich gerade in einem Berg-Film um so unangenehmer, weil die Umwelt von Natur und Wetter im Film in einer viel überzeugenderen Illusion dargeboten werden kann. So erwarten wenigstens die Zuschauer, die aus eigener Erfahrung solche Bergsituationen kennen, daß auch das Verhalten der Menschen möglichst echt und überzeugend sein müßte. Dies aber ist verhältnismäßig nur selten der Fall. Einmal deshalb, weil ja die dargestellten Szenen meist so ausgesetzt und gefährlich sind, daß man sie gar nicht in Natur so stellen und filmen könnte, abgesehen von der schon früher erwähnten finanziellen Seite, dann aber auch deshalb, weil die eingesetzten Schauspieler und Schauspielerinnen nicht immer selbst über soviel Bergerfahrung verfügen, daß sie die Szenen überzeugend zu spielen vermöchten. Fehlt dann am Ende etwa gar auch noch dem Regisseur die genaue Kenntnis davon, wie Bergsteiger sich in Bergnot verhalten, dann kann ein solcher Film freilich dem „Zünftigen“ nicht mehr imponieren. Das wissen die Filmleute

vielleicht sogar, aber sie sagen sich dann wohl, daß es auf die paar Besucher, die wirklich selbst aktive Kletterer und Eisgeher sind, ja gar nicht ankommt, und also machen sie es sich leichter und hoffen doch, dem Bergungewohnten immer noch genug an Neuem und Sensationellem geboten zu haben. Diese Spekulation mag stimmen, aber sie ist dann leider um den hohen Preis der Wahrheit erkaufte worden. Dagegen muß aber um der Wahrheit und um der Würde und Ehre der echten Bergsteiger willen protestiert werden.

Damit meinen wir nicht jene Bergfilme, die trotz besten Wissens und sorgfältigsten Bemühens natürlich gar nicht in der Lage sind, das Geschehen am Berg wirklich echt darzustellen. Diesen Unterschied gegenüber der Wirklichkeit dem Film zum Vorwurf zu machen, hieße den Abstand zwischen Bild und Natur, zwischen Drama und Leben, zwischen Kunst und Realität verleugnen wollen. So kritisch man also als Bergfreund dem Gros der Hochgebirgs-Filmdramen entgegentreten mag, so muß man doch zugeben, daß es auch auf diesem Gebiete bereits manches Schöne, Echte und vielleicht sogar Ergreifende gibt, Filme also, die wirklich mithelfen können, von den wahren Werten des Alpinismus zu künden. Ähnliches mag von den Bergbauern- und Jägerfilmen gelten, die leider auch nur allzuoft ein verzerrtes, weil einseitig romantisierendes, Bild vom Leben dieser Menschen vermitteln, die aber dann und wann einmal doch auch fähig sind, der schweren Wirklichkeit dieser Berufe gerecht zu werden.

So viel über die Hochgebirgs-Spielfilme! Über Kultur- und Lehrfilme, soweit sie das Hochgebirge behandeln, braucht kaum mehr gesagt zu werden als das, daß sie sich durch die Wahrheit rechtfertigen müssen, also dadurch, daß es ihnen gelingt, jenen Ausschnitt aus der Gebirgsnatur und dem Leben in den Bergen, den sie jeweils darzustellen haben, so typisch, echt, überzeugend und filmgerecht nahezubringen, daß sich jedermann von dem Gezeigten ein klares Bild zu machen vermag. Dies ist schwerer, als man vielleicht meint, und darum muß gerade auf diesem Gebiete dem Dilettantismus der Kampf angefaßt werden. Denn der Zuschauer wird vielleicht in einem Spielfilm, wo das Interesse doch hauptsächlich auf die Handlung konzentriert bleibt, einen Fehler in der Darstellung des Berglebens eher übersehen und wird, wenn er kritisch denkt, auch wissen, daß Szenen in Spielfilmen kaum dokumentarischen Wert beanspruchen dürfen, er wird aber gerade von einem Kulturfilm mit Recht erwarten, daß er ihn wahrheitsgemäß informiere. Daß ein Lehrfilm sachgerecht und didaktisch gut aufgebaut sein muß, ist so selbstverständlich, daß ohne diese Qualitäten ein Film überhaupt nicht als Lehrfilm angesprochen werden kann. Daß aber dann, wenn ein Lehrfilm diese Forderungen gut erfüllt, ein solches Anschauungsmittel manche Vorträge und viele Erklärungen ersparen und ersetzen kann, weiß man für den Bereich des Bergrettungsdienstes etwa durch Herrn Lehrfilm „Kletter am Seil“. Gerade zur Vermittlung bergsteigerischen Wissens eignen sich Filme natürlich besonders gut, weil man auf diese Weise die Wirklichkeit, um die es eigentlich geht, den Berg, wenigstens bildhaft anschaulich in das Lehrzimmer hereinholen kann und also für solche Vorbereitungen nicht auch schon gleich ins Hochgebirge wandern muß.

So weit die Ausführungen über den Hochgebirgsfilm, die von allen Bergfreunden vor allem dahin verstanden werden mögen, sich mehr als bisher auch um diese künstlerischen Gestaltungsversuche des Themas „Berg“ zu bekümmern, so wie der Alpinist den Bergbüchern und Bergbildern schon früher seine Aufmerksamkeit zugewandt hat.

Anschrift des Verfassers: Privatdozent Dr. Alfons Pflanzensteiner, Innsbruck, Salurner Str. 10.

Der Lawinensuchhund

Erfahrungen und Entwicklungsmöglichkeiten

Von Franz Hoyer

Es war einmal ein raffeloses Hündlein, das hieß „Morizli“. Es gehörte guten Leuten, die in einem einsamen Schweizer Dorf wohnten. Und es begab sich, daß eine Lawine niederbrach und einen Bewohner jenes Dorfes unter sich begrub. Da zogen Männer aus mit Stangen und Schaufeln, nach ihm zu suchen. Doch all ihr Mühen war umsonst. Und sie wollten schier verzweifeln und schickten sich an, heimzukehren. Da gewahrte einer der Männer etwas Seltsames: Seitwärts der Stelle, wo man den Vermissten vermutete, scharrete eben jenes Morizli, das den Männern nachgelaufen war, aufgeregt im Schnee, winselte, scharrete wieder. Und sie nahmen das Tierlein behutsam beiseite, gruben nach und fanden den schon Verlorenglaubten unter jener Scharrestelle. Und sie freuten sich und lobten das Tierlein über alle Maßen.

So lautet das Märchen vom treuen, tapferen Hund „Morizli“, das gar kein Märchen ist, sondern eine wahre Begebenheit. Mit ihrer Bekanntgabe hatte die Geburtsstunde des Rettungsmittels Lawinensuchhund geschlagen. Der Schweizer Hundefachmann Ferdinand Schmutz hörte von der Geschichte, dachte nach, wie abrichtemäßig vorgegangen werden könnte, und entwickelte ein Verfahren, mit Hilfe von Hunden nach Menschen zu suchen, die durch Lawinen verschüttet wurden, das sogenannte „Schweizer Verfahren“. Er demonstrierte es vor hohen Offizieren der Schweizer Armee, die es brauchbar fanden und bei der Truppe einführten.

Durch eine Veröffentlichung in der Zeitschrift „Schweizer Hundesport“ wurden deutsche Militärs auf die Dinge aufmerksam. Oberstabsarzt Dr. Schaefer ließ im Jahr 1942 durch die St. Johanner Gebirgs-sanitätsschule im Großglocknergebiet Versuche anstellen. Der Chef des Diensthundewesens Dr. Brückner entsandte in die Oberwalder Hütte seinen besten Versuchs-spezialisten Berthold Spendler mit zehn Mann und ebensovielen Hunden. Dort oben, in 3000 Meter Höhe, und im Gebiet der Mannsdwand wurde in fortgesetzten, in Protokollen niedergelegten Versuchen das „Deutsche Verfahren“ entwickelt, das in allen Einzelheiten dargestellt werden soll. Zunächst möchte ich jedoch die Schweizer Methode beschreiben, die der Sanitätshundabrichtung angeglichen ist:

Der Führer des Hundes übergibt diesen einem Fremden zum Halten und legt sich in Sichtweite in den Schnee. Er lockt den Hund an, der gleichzeitig vom Fremden zur Suche ermuntert wird und bereitet ihm beim Herankommen einen „Freundempfang“. (Die Bezeichnung stammt aus Konrad Mofes bei Versbach & Sohn in Braunschweig neuerstienenem Buch „Die Abrichtung des Hundes — individuell und ohne Strafen“, das als Rüstzeug für den ernsthaften Abrichter so unentbehrlich ist wie Halsband und Leine.) Eine Steigerung besteht darin, daß sich der Führer in immer größerer Entfernung vom Hund in den Schnee legt, erst leicht, dann stärker mit Schnee bedeckt, und vom Hund mit der Nase gesucht wird.

Nun übernimmt der Führer den Hund und sucht mit diesem im gleichen Stil fremde Personen. Dem Hund wird die Arbeit schmackhaft gemacht durch starke Ermunterung und Futterbrocken, die nach dem Finden gereicht werden. Die Versuchsperson wird tiefer eingegraben. Schließlich sitzt sie in einer Art Stollen mit Nebengeläß. Als Krönung der Arbeit werden kleine Lawinen über ihr ausgelöst, um eine möglichst wirklichkeitsnahe Abrichtung zu gewährleisten. Will man mit dieser Methode eine dauerhafte Verknüpfung erzielen, so

bedarf es vieler Wiederholungen und großen Zeit- und Arbeitsaufwandes. Andernfalls besteht die Gefahr oberflächlicher Arbeit des zunächst auf Sicht eingestellten Hundes und die des Anzeigens nur sehr starker Körperwitterung. Daß solche Erfahrungen beim praktischen Einsatz gemacht wurden, scheint mir nachstehend aufgeführte, sonst für den Praktiker sehr beachtenswerte Veröffentlichung hinreichend zu beweisen.

Die Zeitschrift „Berge und Heimat“ des Österreichischen Alpenvereins übernimmt in Heft 11, Nov. 1951, im Artikel „Über Lawinenhunde“ die in der Zeitschrift „Die Alpen“ des SAC 1945 veröffentlichten „Weisungen für den Einsatz von Lawinenhunden“. Hier ist zu lesen:

„Der Lawinenhund kann nur dann zu einem Erfolg kommen, wenn vom Verunglückten noch Witterungsherde vorhanden sind. Diese Witterungsherde werden durch die Körperwärme des Verunglückten erzeugt und kommen durch den mehr oder weniger porösen Lawinenschnee an die Oberfläche. Kaltet diese Wärme ab, so wird sich auch der Witterungsherd nach und nach verflüchtigen und nach einigen Stunden auch für die noch so feine Hundenaspe nicht mehr wahrnehmbar sein. Daher kann der Einsatz des Lawinenhundes nur von Erfolg sein, wenn er rasch an die Unfallstelle herangebracht wird . . .“

In Deutschland prägte man das Wort Lawinen suchhund, um damit das Abbruchungskennzeichen bewußt herauszustellen. Bei „Lawinenhund“ denkt der Laie unwillkürlich, es handle sich um eine neue Hunderaße.

Ich halte die Vorstellung für abwegig, der Hund lasse sich durch Wärmeentwicklungserscheinungen leiten. Vielmehr sind es Körperwitterungsausstrahlungen, die dem fährhenden Hund in die Nase steigen. Diese „Produkte emotionaler Drüsenanregung“ müssen im Augenblick der Verschüttung besonders stark sein und werden bei nicht zu tiefer Einbettung auch von dem weniger routinierten, bzw. stark ermüdeten Hund wahrgenommen und in irgendwelcher Form dem Führer angezeigt.

Die Schweizer abrichtemäßige Einstellung nur auf Personen konnte nicht verhindern, daß der Hund Gegenstände mit menschlicher Witterung genau wie Personen verwies. Der Hund läßt sich eben von Stärkegraden der Duftausstrahlungen leiten und verweist sie „individuell“, d. h., nach Maßgabe inwieweit er daran interessiert ist, und „abfallend“, also erst die stärkste, dann die zweitstärkste bis zur schwächsten (über diese Vorgänge wird man sich am besten im „Nosi“ orientieren). Ist das Verweisen von Gegenständen unbedingt ein Fehler? Keineswegs! Aus einem verwiesenen Rucksack kann man schliefen, daß der Besitzer nicht weit ab liegen muß. Eine Schwäche des Schweizer Verfahrens sehe ich darin, daß jene methodische Steigerung der Nasenleistung sehr erschwert ist, die durch das deutsche Verfahren angestrebt und, wie die Erfahrung zeigt, zweifellos erreicht wurde. Daß Witterungsreste von Spizenhunden nach Tagen, ja Monaten noch wahrgenommen werden, beweisen die deutschen Versuchsniederschriften und Erfolgsberichte.

Ich empfand es als besondere Weihnachtsfreude, als mich am ersten Weihnachtstfeiertag 1943 mein damaliger Chef, Dr. Brückner, der sich als Herausgeber der „Zeitschrift für Hundeforschung“ in der kynologischen Welt des In- und Auslandes einen Namen gemacht hat, mit der Aufgabe betraute, die Arbeiten des seit 1½ Jahren mit Versuchen beschäftigten „Versuchskommandos für Lawinen suchhunde“ abzuschließen.

Das Deutsche Verfahren war, wie erwähnt, von vornherein auf Erzielung eines Höchstmaßes hündlicher Nasenleistung bei der Arbeit im Lawinenschnee eingestellt. Die von mir 1944 niedergelegte Methode war folgende:

Der Abrichtung im Schnee geht eine „Grundabrichtung“ voraus, für die ein Platz mit festgetretenem Schnee zu wählen ist. Nach erfolgter „Gewöhnung“, die im Spielen mit dem Hund, dem Herumtollen und Sichwälzen von Führer und Hund im Schnee besteht, werden Unterordnungsübungen durchgeführt, ohne die ein Zusammenarbeiten von beiden auf der Lawine unmöglich ist. Sie bestehen in Leinenführigkeit, Folgen frei bei Fuß, Sitzen, Ablegen und Herankommen. Im späteren Verlauf kommt Folgen des Hundes hinter dem Führer in seiner Skispur hinzu, was bei größerem Einsatz vorzeitiger Ermüdung des Hundes durch Laufen im tiefen Schnee neben dem Führer vorbeugt.

Weitere Übungen sind nach meinen Erfahrungen überflüssig und im Interesse einer äußersten Intensivierung des Nasentrainings zurückzustellen. Es schadet jedoch nichts, wenn die Hunde eine Vorabrichtung, gleich welcher Art, besitzen.

Die Arbeit mit Gegenständen hat nur Sinn, wenn diese mit menschlicher Bitterung behaftet sind. Ein Üben mit Puppen wird abgelehnt. Die Hundeführer sollen ausgiebig mit alten, getragenen Sachen ausgestattet sein, da diese beim Eingraben naß werden, getrocknet und neu „imprägniert“ werden müssen. Die Imprägnierung besteht darin, daß man sie immer wieder anzieht oder nachts darauf schläft. Der „Geruchsträger“, im Anfang zumeist ein „imprägnierter“ Lappen, eine verschwitzte Socke, wird vor den Augen des Hundes auf der Schneeoberfläche hin- und herbewegt, tanzt, erhält Leben und erregt den Verfolgungss-, den Beutetrieb des Hundes. Wendet er dem Ding seine Aufmerksamkeit zu, spielt er die Ohren, schnappt er nach der „Scheinbeute“, so erfolgt unter „So ist's brav!“ das „große Freudenpiel“. In überschwenglicher Weise wird er geliebelt, ermuntert. Das „So ist's brav“ erklingt in höchsten Tönen, in zärtlichster Weise. Je mehr der Hundeführer in der Lage ist, dem Hund seine Freude zu bezeigen und sich selbst in den Zustand freudiger Erregung zu versetzen, desto eher hat er gewonnenes Spiel. Freude, Freude, Liebkosung, keine Spur von Ungebuld, wenn der Hund nicht sofort verknüpft, kein „Krampf“, kein zu langes Üben. Lange Pausen zwischen den einzelnen Abrichtungsimpulsen, sofortiges Aufhören bei den leisesten Ermüdungserscheinungen des Hundes. Langsam lernende Hunde werden oft die besten Suchhunde.

Hat nach einer Reihe von Wiederholungen und Übungstagen der Hund sein Interesse an der Scheinbeute ausgiebig bekundet, so verschwindet diese vor seinen Augen im Schnee. Nun muß — und darauf kommt es später immer und ausschließlich an — die Nase zum Suchen zu Hilfe genommen werden. Das Verstecken von Fleischbrocken unter einem Lappen und das Verfüttern dieser nach dem Finden kann bei trägen Hunden und ungeschickten Führern zu gewissen Erfolgen führen — nach meiner Erfahrung ist es besser, beide nach Hause zu schicken, statt den Lehrgang mit ihnen zu belasten.

Nichts tittet die Mentengemeinschaft Führer — Hund besser zusammen, als das Freudenpiel, wenn der Gegenstand gefunden wurde. Der Gegenstand wird stärker mit Schnee bedeckt. Der Hund kennt die Stelle nicht mehr, wo er verschwand. Wohl aber kennt er das Hörzeichen „such — suuuuuuch“. Er muß sich an die Beute herantasten, muß lernen, die Schneeoberfläche mit Hilfe der Nase abzuspiüren, muß Ansporn und überschwengliche Freude seines Führers empfinden, in die sich seine Freude mischt — sein ganzes Tun eine einzige, lustbetonte Handlung!

Es ist schwer, diese Dinge zu beschreiben, man muß sie erlebt haben und am Beispiel des guten Hundeführers lernen. Der Laie begreift überhaupt nicht, was auf einem Lawinensuchhundübungsplatz vor sich geht. Er sieht da eine Herde herumtobender Menschen und Hunde, erlebt Freudenausbrüche bei beiden, die er nicht begreift. Sieht es so aus, dann wird richtig gearbeitet. Überraschend schnell bringt der rechte Führer seinen Hund auf Ziefe. Endlich ist es so weit, daß die Scheinbeute mit Hilfe der Schaufel leicht eingegraben werden kann. Man vergesse nicht, nach dem Bergraben Pausen einzulegen, denn die Witterung braucht ihre Zeit, bis sie die Schneebedeckung durchdrungen hat und vom Hund wahrgenommen wird. Eines Tages sind die Bergrabungslöcher am Abend vorher fertiggemacht und von den Hilfsabrichtern auf Skizzen nach Orientierungspunkten und Metern gekennzeichnet. Der Hundeführer kennt die Stelle nicht, wo der Gegenstand liegt, und muß sich auf dem Wege der „kleinen Streife“ mit seinem Hund an seinen Duftausstrahlungsbereich herantasten. Unter hinweisenden Handbewegungen ertönt erstmalig das Hörzeichen „voran“. Den Hundeführern ist einzuhammern: „Begrenzt die Ziefe eurer Schläge auf 1 Meter, damit kein Quadratdezimeter unabgesucht bleibt, achtet auf die leisesten Regungen eures Hundes, und wirkt sofort mit „such, such“ ein, wenn er zu stutzen beginnt. Bei tiefer Einbettung zeigt dieses leise Stutzen auch die Stelle an, wo der Verschüttete liegt. Ihr habt vielleicht ein Menschenleben auf dem Gewissen, wenn ihr im Ernstfall den Hund mit „voran“ über diese Stelle hinwegjagt.“ Die Suche nach unbekannt vergrabenen Gegenständen ist

Tibetland — Nordwestflurze vom Aufstieg zur Golbaihütte





Aufn. G. Hübl

Tofana III — Südpfeiler
(Bergl. Seite 101)



Aufn. G. Hübl

Fünferanhorn-Nordpfeiler
(Bergl. Seite 40)

eine Angelegenheit höchster Konzentration für Führer und Hund. Sie will gründlich geübt sein. Das Spiel der Ohren soll sorgfältig studiert werden. Die Beobachtung des „Rutenbarometers“, sein Stand bei Scharrbewegungen, gibt dem Beobachter Auskunft, ob sein Hund gefunden hat oder nur „markiert“.

Es wäre eine grobe Überschätzung der Fähigkeiten des Hundes, wollte man tiefer liegende Gegenstände von ihm herauscharren lassen. (Die Tätigkeit des Scharrens erfolgt als Reflexbewegung und es bedarf hierzu nicht besonderer Übung.) Kommt es erst einmal zu Ermüdungserscheinungen infolge größerer Tiefe des Begrabungslöches, so ist die Begebenheit der „lustbetonten Handlung“ nicht mehr vorhanden — der Hund „versagt“. Unter Lieblosung wird das noch so eifrig scharrende Tier aus seinem selbstgegrabenen Loch herausgenommen — temperamentvolle Hunde wollen durchaus nicht einsehen, „wieso und weshalb“ — wie im Ernstfall tritt die Sonde in Aktion, die bald auf den nunmehr vergrabenen, größeren Gegenstand trifft (Windbluse, Jacke, Hose) und durch Schaffung von Kanälen im Schnee dem Hund das Finden erleichtert.

Es folgen einige Aushübe mit der Schaufel und wieder „darf“ der Hund wittern, weiter scharren und, wie später im Ernstfall, Schaufel und Sonde den Weg weisen.

Wer mehrere Führer und Hunde gleichzeitig beaufsichtigt, macht bald die Feststellung, daß innerhalb der Hundemeute die Meutenführerinstinkte sich geltend machen. „Ker“, der bereits lange vor allen anderen Hunden seine Beute ausgemacht und selbst aus dem Begrabungslöcher gezerrt hat (dies Selbstherauszerrn der Beute als Beständemachen von „Eigentumsrechten“ ist eine wichtige „Erfolgsverknüpfung“ und zeitigt k e i n e ähnlichen Versuche beim gefundenen Menschen), ist ehrlich empört, daß mit „Lur“ und „Karo“ erstens „auch“ und zweitens „immer noch“ gearbeitet wird. Er zerrt an der Leine, läßt und bettelt: „Bitte, Herrchen, laß mich die Sache machen, für mich sind das ganz kleine Fische! — Bitte, bitte, ich kann das viel besser!“

Das war der „Ker“ unseres Versuchskommandos. Wo „ein hoffnungsloser Fall“ vorlag, wo andere Hunde versagten, da „schmiß“ Ker die Sache, und er schmiß sie auch im Ernstfall. Er war der „leidenschaftliche Lawinenfucher par excellence“. Seine Meutenführerinstinkte, sein in allen Dingen An-der-Spize-Stehe-Wollen, hatten ihn zu höchster Leistung auch auf dem ihm zugeordneten Arbeitsgebiet befähigt. Wer seinen Lehrgang auf eine Durchschnittsbegrabungstiefe von 1½ Meter gebracht hat bei einer Ausarbeitung nach 24 bis 36 Stunden, kann mit dem Resultat nach einer Lehrgangsbauer von zwei Monaten ganz zufrieden sein. Er kann ruhig die Probe aufs Exempel mit eingegrabenen Personen machen, ohne sich vor Versagen fürchten zu müssen. Der Hund wird ja im ganzen Verfahren mit Gegenständen auf absinkende Witterung eingestellt. Von Übung zu Übung wird die Duftraustrahlung geringer, der Gegenstand wird immer tiefer eingebettet, die Zeitspanne zwischen Eingraben und Ausarbeiten ständig erhöht.

Der Zufall bescherte uns im März 1944 eine Leistung, daß wir staunten, was die Hundennase vermag. Ein Gegenstand war unterhalb einer Schneewächte eingegraben worden und sollte von oben her gesucht werden. Tagelang anhaltende Schneestürme machten jedes Üben im Freien unmöglich. Zwölf Tage nach dem Eingraben wurde bei ruhigerem Wetter das Wächterdach abgeseucht. Seine Struktur war durch Verwehungen völlig verändert. Der Hund verwies durch Scharren von oben her einwandfrei den Gegenstand, der vereist etwa 2,80 Meter unter der Schneedecke des Wächterdaches lag.

Man bedenke: alle Gegenstände befinden sich nach kurzer Zeit in gefrorenem Zustand. Nicht „Gefrorenes?“ Für unsere Begriffe nicht sonderlich, vom Vanilleeis abgesehen. Der Hund empfindet auch diese geringe Duftwirkung noch. Bemerkenswert ist, daß der auf „Witterung aus der Tiefe“ eingestellte Hund nicht „fährtet“. Er läßt sich nicht durch Trittsiegel auf dem Schnee oder Lawinenschnee in seiner „Pflichtarbeit“ stören. Während der Versuchsperiode wurden in einem Schneefeld Gegenstände in verschiedenen Tiefen vergraben. Ein Trupp Soldaten marschierte kreuz und quer darüber weg. Die Hunde suchten und verwiesen, als ob nichts geschehen sei. „Scheinvergrabungslöcher“, Löcher, die aus-

gehoben, aber ohne Gegenstand wieder zugehüttet wurden, werden überlaufen. Schaufel-einstiche hinterlassen infolge der „Diagenese“ des Schnees keine Spuren.

Mein zumeist aus älteren Jahrgängen bestehendes Kommando war auf der „Alpe Kreuz“, unweit Stuben/Voralberg, unzureichend untergebracht. Ich erreichte seine Verlegung ins Straßenmeisterhaus St. Christoph.

Ostermontag 1944 Föhnstimmung! Ich konnte mich — es war bei dem immer mehr sich beziehenden Himmel keine reine Freude mehr. Plötzlich wurde ich aufgestöbert: „Ein Lawinenunglück hat's gegeben. Zwei sind verschüttet!“ Natürlich brach ich mit drei gerade noch anwesenden Kameraden — die anderen waren auf Osterurlaub — und drei Hunden auf. Die nach Ostern erscheinende Nummer der „Innsbrucker Nachrichten“ berichtet von der „tiefen Lawine nassen Altschnees, die am Ostermontag gegen 14 Uhr vom Lorfegrat herunterkommend eine Feuhütte mit zwei davor rastenden Skiwanderern in die Tiefe riß und Skiläufer und Hütte unter sich begrub, mit ihren Massen bald das gesamte untere Steisbachtal ausfüllend. Nachdem junge Leute des Bergrettungsdienstes Stunden vergeblich am ehemaligen Standort der Hütte gegraben hatten, erschienen Angehörige des „Versuchskommandos für Lawinensuchhunde“ auf dem Platz. Der in etwa 1½ Meter Schneetiefe liegende Ingenieur Fritz Blind konnte mit Hilfe der Hunde alsbald geborgen werden. . .“

Wie beim „Morigli“ lag der Verschüttete an ganz anderer Stelle, keineswegs da, wo die Rettungsmannschaft ihn vermutet, gegraben und sondiert hatte. Weitere Sucharbeit führte noch zum Auffinden von Schuhen, einem Rucksack und Wollpullover der verschütteten Frau. Dunkelheit brach herein, Fackeln waren nicht vorhanden, Nachlawinen drohten. Weitere Sucharbeit mußte eingestellt werden. Um Haarsbreite wäre die heimkehrende Mannschaft das Opfer einer zwischen „Waldhäusl“ und St. Christoph niedergehenden Lawine geworden.

Am Ostermontag heftiges Schneetreiben. Man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen, keine Möglichkeit weiterer Arbeit auf der Lawine. Dienstag nach Ostern. Klares Wetter. Erneuter Marsch zur Unfallstelle. Systematisch wird der Stau abgeseucht. Immer wieder verweist „Ker“ in unmittelbarer Nähe des Schneegrabes, aus dem man den Mann barg. Verweisen des Hundes, sondieren, graben. So geht es schon Stunde um Stunde. Zweifel tauchen auf: Sollten Witterungsreste vom Schneegrab des Mannes den Hund verleitet haben? Unwahrscheinlich tief gähnt das Grabloch. Unendlich mühsam ist trotz dauernder Ablösung das Herauswuchten der schweren Brocken. Denn der Schnee ist zu Eisedichte gepreßt. Der aus Salzburg eingetroffene Schwager der Verunglückten erscheint auf der Lawine. Er steht uns im Namen der Mutter an, die in diesem Jahr schon eine Tochter verloren habe, alles zu tun, um ihr Gewißheit zu geben. „Gewißheit“ wollen die Angehörigen! Furchtbar ist die immer geringer werdende Hoffnung, einen Lebenden zu finden, furchtbar der Gedanke, einen Toten nicht begraben zu können. „Erde zu Erde, Staub zu Staub“, das Wort gibt Ruhe und Frieden.

Der Besuch brachte neuen Ansporn. Aber um 17 Uhr sind wir alle völlig ermattet. Der Durst ist besonders quälend. Ich muß mich entschließen, einen Termin zu setzen: „Wir wollen es noch eine halbe Stunde versuchen, ereignet sich in dieser Zeit nichts, so hören wir für heute auf.“ Nun geschieht das Wunder! In den Widerhaken einer in den Lawinenschnee gesenkten Sonde zeigt sich eine rosa Faser, ein winziges Stückchen Menschenhaut! Mit neuem Mut wird weitergearbeitet. Es dauert noch eine halbe Stunde, bis wir auf den Körper der verschütteten Frau stoßen, so hart ist der Schnee. Überall behindern Balken und Holzsplitter der Hütte die Grabarbeit. Wieder bricht Dunkelheit herein, bis endlich die im Eis verkrallten Finger gelöst sind und die Frau aus ihrem fünf Meter tiefen Schneegrab herausgehoben werden kann. Sanft betten wir sie auf den Rettungsschlitten. „Ker“ schnuppert noch einmal an der Toten und legt sich mit hängenden Ohren und einem Seufzer neben ihr in den Schnee. Das Tier trauert, wie wir. Der Rettungsschlitten gleitet mit seiner traurigen Last talwärts.

Drei Tage später steht eine Abordnung des Kommandos auf dem kleinen Bergfriedhof in Stuben, wo die Tote zur letzten Ruhe gebettet wird im Angesicht ihrer Berge, die sie so

sehr geliebt. Ein Latschenkranz wird niedergelegt als Zeichen der Verbundenheit. Ich habe das Grab jetzt wieder besucht. Ein Findling zeigt die Inschrift: „Lotte Mülhhauser aus Ulm. 1912 — 1944.“ Ich fühlte erneut die Verpflichtung, das Äußerste zu tun für Menschen in Lawinennot und ihre Angehörigen.

Die Bergung der Frau erfolgte 52 Stunden nach dem Lawinenlosbruch aus fünf Meter hartgepressten, nassen Altschnees. Der Schnee hatte in dieser Höhe eine allgemeine Mächtigkeit von vier Meter, die Tiefe der Lawine betrug schätzungsweise an der Unglücksstelle 15 Meter. Viele Monate hätte es gedauert, bis die Opfer ausgeapert wären, Monate der Verzweiflung für die Angehörigen. Ausichtslos jeder Versuch hier mit Schaufel und Sonde weiteres zu erreichen, da es sich bei der Lawine um eine wildzerklüftete Schneeanhäufung riesigen Ausmaßes handelte.

Ein mir vorliegender Bericht des Leiters der Bergwachtbereitschaft Mittenwald, Merk, meldet die Lebendbergung eines 132 Stunden verschüttet Gewesenen aus 2,80 Meter Tiefe am 11. März 1945 durch Berweisungsarbeit seines Lawinensuchhundes „Kolf“. Mit Hilfe dieses Hundes wurde am 22. Mai 1945 ein Verschütteter festgestellt, der am 17. Februar mit 24 Kameraden an der Kuhlochscharte Opfer einer Lawinenkatastrophe geworden war und vier Meter tief in Eis und Schnee lag. Die Bergung der letzten Opfer war infolge der Nachkriegsverhältnisse erst im Sommer möglich und zog sich bis zum August 1945 hin.

Reiches Material liegt vor über Bergungserfolge mit Hilfe von Hunden im gesamten Alpenraum. Trotzdem sind Praktiker und Wissenschaftler in der Schweiz, in Österreich und Deutschland sich darüber einig, daß das Rettungsmittel Lawinensuchhund noch in seinen Anfängen steht. Unter den vielen Problemen, die zu lösen sind, steht die Beantwortung der Fragen: Können Lawinensuchhunde Forschungs-, etwa Himalaja- oder Polarerpeditionen mitgegeben werden? Wie steht es mit ihrer Atmungsmöglichkeit in sauerstoffarmer Luft, wo der Mensch Sauerstoffgeräte braucht, wie mit dem Ertragen extremer Kältegrade? Erprobung kleiner, aber temperamentvoller Rassen, die man im Rückfack mitführen kann, als Leittiere für Sondierungsarbeiten. Diese und viele andere Probleme harren noch der Lösung. An der Weiterentwicklung des Rettungsmittels „Lawinensuchhund“ dürften alle Länder mit Lawinengefahr interessiert sein, nicht nur die europäischen. Es gilt nur noch, die Mittel für den Auf- und Ausbau einer Forschungs- und Erprobungsstelle zu beschaffen.

Anschrift des Verfassers: Franz Feyer, Klingberg über Pönlz (Ortshölstein).

Zurer- und Saltnerschmuck

Ein Beitrag zur Alpenländischen Volks- und Maskenkunde

Von Karl Flg

Mit 2 Zeichnungen

Aus dem schier sinnverwirrenden Meer wilder und lieblicher, grotesker und zarter, farbenreicher und wieder gewisse Farben bevorzugender Masken und Maskenteile des — gerade auch im Maskenwesen oft noch recht ursprünglichen — Alpenraumes greifen wir zwei Tiroler Stücke heraus: den Puz des sogenannten „Zurers“ und den Schmuck des „Saltners“. Wir rühren damit Bergbauernkultur an.

Halten wir einmal fest, daß „Zurer“ Verschiedenes bezeichnen kann:

„Zurer“ nennt man in Tirol den Bewohner des Zupertales, das bei Mayerhofen ins Zillertal mündet und dessen größtes Seitental ist. Seine Bewohner sind Bergbauern, vornehmlich Viehzüchter, in Höhen von über 1300 bis 1400 Meter ü. d. M.¹⁾

Umgekehrt wird in Tirol (und darüber hinaus) auch der Senne, bzw. Großviehhirte (oder auch generell das Alppersonal) unter dem Namen „Zurer“ verstanden. Im letzteren scheint der Name der Salzbeohner zu einem Gattungsnamen entwickelt. Er trifft einen Berufsstand innerhalb der in den Alpen so wichtigen Viehwirtschaft. Ein Gegenstück ähnlicher Abwandlung einer landschaftlichen Bezeichnung von Bewohnern in eine ständische bemerken wir bei dem Namen „Schweizer“. Bekanntlich wird unter „Schweizer“ neben dem Staatsschweizer auch weitem der Senne verstanden, der sich auf die Milchverwertung versteht.

Es müßte — ähnlich wie im Falle der „Schweizer“ — seinen Grund gehabt haben, daß die Zurer Bergbauern ihren Namen für einen Berufsstand in der Almwirtschaft abgaben. Wir gingen bei dieser Überlegung kaum fehl, wenn wir die „Zurer“, ähnlich wie die „Schweizer“, als besonders befähigte Vertreter der bergbauerlichen Viehwirtschaft ansprechen, so daß sie in ihrer Art der Technik oder Leistung in der Almnutzung unter den anderen Talschaften Tirols hervorleuchteten. Andere Talschaftsnamen haben bekanntlich keine solche Entwicklung erfahren.

Schon öfter wurde folglich die Eigenart der Zurer Wirtschaftsweise und Bevölkerung aufgezeigt und untersucht²⁾. Hierbei fiel neben der korrespondierenden Tatsache, daß diese Bergbauern ihre Existenz vornehmlich auf die Viehzucht aufbauten, auf, daß sie dabei auch Techniken entwickelten, die jenen der „Wasser“ im Wallis, am Monte Rosa, in Uri, in Graubünden und in Vorarlberg oft überraschend ähneln. Die Wasser hatten als sehr tüchtige Viehzüchter im Mittelalter weiten Ruf erlangt und waren als Kolonisten, die auf Grund ihrer Wirtschaftsweise auch die schwierigsten Berglagen meisterten, über den Rhein und Inn in die Ostalpen gerufen worden³⁾.

¹⁾ Mit den Seiflerhöfen in 1630 Meter ü. d. M. klettern die „Zurer“ zur höchsten Dauerfiedlung des ganzen Zillertales empor. Vgl. zur Frage der Besiedlung namentlich: H. Wopfn er, Zur Besiedlung der Hochgebirgstäler, Deutsch-österreich. Alpenverein, Wien 1920; D. Stolz, Geschichtskunde des Zillertales, Schöner-Schriften, Bd. 63, Innsbruck 1949.

²⁾ Vgl. u. a. H. Wopfn er, Volkskunde Tirols, in „Tirol“, Landschaft, Volk und Geschichte, hsg. vom Deutsch-österreich. Alpenverein, Innsbruck 1932, S. 267 ff.

³⁾ Vgl. K. Flg, Die Wasser in Vorarlberg, Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 3, Dornbirn 1949; f. die darin angeführte umfangreiche Literatur. Ich wies darin übrigens auch auf die hochinteressante Entwicklung der Senne im 12. und 13. Jhd. hin, die die Ausbreitung der Graswirtschaften im späteren Mittelalter und die damit verbundene Kolonisationsstätigkeit in den Alpen wesentlich bedingte.

Die Frage lautete nun immer wieder, ob diese Ähnlichkeiten auf Zufall beruhten oder aber tatsächliche Verwandtschaft offenbarten. Hermann Wopsner entschied sich z. B. für erstere Annahme. Er hielt die verschiedenen Äußerungen in der Wirtschaft der „Zurer“ (Wanderung mit dem Vieh das Jahr über zu verschiedenen Futterstellen, Bevorzugung der Eringer Rinderrasse) wie auch ihre Eigenart in Siedlung und Hausbau (Einzelhof siedlung, Paarhofanlage) für Eigentümlichkeiten, die einmal weitere und nicht stammesgebundene Verbreitung genossen und sich im abgelegenen Gebirgstal alsdann als Relikterscheinung erhielten. In der Tat wird für die meisten genannten Erscheinungen diese Annahme zutreffen. Ich pflichtete ihr selbst ebenfalls bei. Bezüglich der Verbreitung der „Eringer Viehrasse“ darf jedoch auf die neueren Forschungen von Theodor Henkel⁴⁾ verwiesen werden, die die Annahme einer ursprünglich weiteren Verbreitung dieser Rasse im Ostalpenraum sehr in Frage stellen. Vielmehr scheint die in Tirol geläufige walserische „Zurer Rasse“ ursprünglich auf den Viehstand des Zurer Tales beschränkt gewesen zu sein und von dort ihren Ausgang genommen zu haben.

Die Tatsache, daß auch mehrere Familiennamen Walsereigentümlichkeit besitzen, wie auch andere volkstümliche Beobachtungen lassen daher die Frage, ob unter den „Zurern“ auch „Walser“ waren und diese ihre Wirtschaft berühmt machten, immer noch offen. Auf fallend bleibt unter allen Umständen die Entwicklung ihrer Landschaftsbezeichnung zum Gattungsnamen, die uns zu diesen einleitenden Bemerkungen veranlaßte.

Doch muß auch noch eine andere Erklärungsmöglichkeit zum Namen „Zurer“ ausgesprochen werden, die in unserem Zusammenhang einige Beachtung verdient. Es fällt uns nämlich auf, daß der Ortslichkeitsname „Zur“ nicht nur auf die Ortschaft Zur im Zurer Tal zutrifft, sondern auch sonst mehrmals in Tirol, namentlich im Unterinntal begegnet (öfters z. B. im Raume von Ruffstein). In jedem Falle scheint diese (wohl vordutsche) Ortslichkeitsbezeichnung eine (ehemalige) Aste oder Alm oder einen ähnlichen Wirtschaftsraum auszuzeichnen, bzw. die Ortslichkeitsbezeichnung ist an solche Plätze gebunden.

Auf Grund dieser Überlegung, die dem Sprachforscher zur Entscheidung überlassen bleibt, wäre die Erklärung „Zurer“, gleichgesetzt dem „Alpler“, von vorneherein gegeben. Endlich wird auch eine Tiroler Masse „Zurer“ bezeichnet⁵⁾.

Die Bezeichnung „Saltner“ ist vielleicht einem größeren Kreis von Lesern bekannt. So wird der in den Südtiroler Weinlandschaften beschäftigte Weinberghüter genannt, der die Aufgabe übernimmt, Tag und Nacht die Ernte zu bewachen, wenn die Traubenreife naht. Zu dieser Pflicht verbinden sich Bauernsöhne und Knechte, und der Dienst wird als Auszeichnung betrachtet.

Das Wort „Saltner“ wird von „saltuarius“ abgeleitet und bedeutet Flurwächter. Die ältere Erklärung durch Altenburg aus dem deutschen Wortstamm „selten“ wurde schon lange als irrig abgetan. Saltus hieße allerdings in erster Linie „der Wald“, so daß die ursprünglichere Bedeutung des saltuarius (= saltarius) vermutlich „Waldaufscher“ lautete und sich auf „Flurwächter“ schlechthin abwandelte.

„Zurer“ und „Saltner“ ziert nun ein sehr eigenartiger und sicher auch altartiger Aufputz.

Tiroler „Zurer“, und „Saltnerschmud“ weisen hinwieder so viele Gemeinsamkeiten auf, daß ihre gemeinsame Betrachtung einigen Gewinn für das Studium der Bekleidung und Maskierung in den Alpen verspricht und darüber hinaus an Sitten rührt, die im traditionsstarken Bauernwesen der Berge erhalten blieben, während sie sonst untergingen.

Zwischen Mensch und Kleidung besteht ja allgemein ein seltsames Wechselspiel, darin der Mensch aktiv und passiv in Erscheinung tritt. Wie sehr der Mensch durch das einmal

⁴⁾ Vgl. Theodor Henkel, Untersuchungen über das Zurerind, Diss. an der Technischen Hochschule München, 1926.

⁵⁾ Vgl. A. Dörner, Tiroler Faschnacht, Wien 1949.

geschaffene Kleidungsstück beeinflusst wird, so sucht er umgekehrt durch seine Kleidung verschiedene Bedürfnisse und Wünsche gleichzeitig zu befriedigen. Schamhaftigkeit, Ehrgefühl, Arbeits- und Wetterschutz, Schmuckbedürfnis, teils erotischen Inhalts, teils von reinem Geltungsbedürfnis getragen, Verstellung und Tarnung u. a. m. ballen sich hier zusammen.

Selten auch, daß nur ein Motiv unter den genannten uns allein begegnet.

Diese Überlegung wächst bei der Betrachtung des Maskenwesens im Bewicht und Rätselhaften. Ursprung und Formung des Maskenwesens sind trotz seiner korrespondierenden Eigenschaften über Welt und Zeit hin mannigfaltig. Ein Versuch seiner Erklärung trägt auch zum Verständnis des jeweiligen Volkes bei wie der Kräfte und Meinungen, die es beeinflussen.

Laburner schilderte die altertümliche Saltnertracht treffend und anschaulich:

„Den Fremden, die im Herbst Meran besuchen, war der Saltner in seiner Tracht immer eine merkwürdige Erscheinung. Vor allem kennzeichnete ihn der Federhut, welcher seiner Gestalt ein wildes Aussehen verlieh. Die Krone eines alten, weiten Burggräferhutes wurde an beiden Seiten aufgestülpt, und dieser mit Federn aller Art und aller Farben besetzt. Den Abschuß bildete nicht selten der Kopf und das Gebiß eines Dachses oder eines Marders; oft war statt dessen auch ein aus Messingblech gestanzter Adler oder ähnliches angebracht. Ferner hingen rückwärts am Hut Eichhörnchenbälge, und je ein Fuchschwanz baumelte von den seitlichen Ecken der Hutkrone über die Schultern herab und umrahmte das bärtige Gesicht des Saltners... In letzter Zeit wurden diese aufgeputzten Hüte nur mehr an Sonn- und Festtagen getragen, und der Saltner hatte an gewöhnlichen Werktagen bloß seinen neuzeitlichen Burggräferhut auf, der rückwärts einen Spiegelhahnschweif und einige Hahnenfedern hatte. Sonst trug er die zur Burggräfertracht gehörenden kurzen Lederhosen mit den lebernen Hosenträgern, weiße ‚Schwänzstrümpfe‘ (Strümpfe ohne Vorfuß), niedere Riemschuhe (das sind die sogenannten Schnalferschuhe), kurze Lederhosen, das Leibl (Weste), die ‚Bind‘ (breiter, mit Pfauenkiel besetzter Ledergürt) und endlich statt des sonst zur Tracht gehörenden ‚Hemmer‘ (Rock) mit den roten Aufschlägen den Leberrock. An diesen werden bis hinter die Ellenbogen reichende Ledermanschetten mittelst Riemen an den kurzen Armeansätzen angebracht. Auf der Brust war eine metallene Kette drei- bis viermal in Bögen von einer Rockseite zur anderen geführt. An dieser hingen: Eberzähne, Muscheln, ein oder zwei Gebisse von Nagetieren, ein Pfennig



Südtiroler „Saltner“

Die Tracht ist dem im „Tiroler Volkskunstmuseum“ vorhandenen Stücke nachgebildet. Sie wird heute von den Weinbergvätern in Südtirol nur noch vereinzelt und als Festtags-tracht getragen. Neben dem wilden Kopfschmuck ist namentlich auf jene Trachtenbestandteile zu achten, die auf das Landsknechtswesen zurückgehen dürften.

und ein Signalzeichen. Das war die sogenannte Saltnerkette. Sie hatte wegen ihres formwährenden Geplappers beim Gehen nur den Zweck, ähnlich wie der Hut, ein Schmuck- oder besser Schreckstück der Bekleidung zu bilden.“

⁹⁾ Vgl. M. Laburner, Der Saltner im Burggrafenamt, in „Der Schler“, 3. Jhg., 10. Heft, S. 313 ff.; f. namentlich darin auch die sehr hübschen Abbildungen.

Behalten wir aus dieser farbigen Schilderung vor allem den mit vielem Federwerk und Pelzwerk ausgestatteten Kopfschmuck, weiters die von der üblichen Burggräflertracht abweichenden und übereinstimmenden Bestandteile in Erinnerung. Abweichend von ihr sind es nebst der „Saltnerkette“ vor allem Ledertoller und Ledermanschetten, die uns noch beschäftigen. Vgl. Abb. I.

Der Kopfschmuck, der also mit vielem Feder-, Pelz- und Flitterwerk besetzte Hut, verleiht dem Saltner zweifelsohne etwas Wildes, Furchterregendes und soll es auch. Parallelen zum „Kopfschmuck der Primitiven“ scheinen gegeben. Unter dem Federwerk ist besonders auf die vielen flatternden Hahnenfedern zu verweisen. Auch die Bälge verschiedenen Wilds mögen an uraltke Krieger- und Jagdzier erinnern und Parallelen aus der Völkertunde suchen lassen.

Eines steht wohl fest: Daß der Saltner kriegerische Aufgaben des Schutzes, der Verteidigung und Abwehr trägt, liegt offenkundig auf der Hand. Dafür bürgt auch die Fellebarbe in seiner Hand.

Den ersten Hilfsdienst zu einem schlichten Erklärungsversuch des altartigen Saltnerschmucks aus Südtirol lieferte uns R. Helm in seiner Untersuchung über „Die bäuerlichen Männertrachten im germanischen Nationalmuseum in Nürnberg“⁷⁾. Dabei kam er zu dem für uns interessanten Ergebnis, daß „in dieser Tracht Reste der alten Landsknechts-tracht erhalten“ seien. Sie wurden seiner Meinung nach bewußt gepflegt, um dem Weinberghüter ein wildes kriegerisches Aussehen zu verleihen. Der „heute ziemlich formlose Kopfschmuck aus Federn und Fuchschwänzen kann sehr wohl auf das federnge schmückte Barock des 16. Jahrhunderts zurückgehen“. Das „Lederwams, an welchem lederne Halbärmel, die nur den Unterarm bedecken, angechnürt sind,“ stammen „in allen Fällen aus dem 16. Jahrhundert“⁸⁾. Möglicherweise hatte man einst altgediente Soldaten mit der Aufgabe des Weinberghüters betraut.

Wie aber, wenn auch die Landsknechtsart ihrerseits auf älteren volkstümlichen Elementen aufbaute? Angesichts der Überlegung, daß wir es im Landsknechtstum mit einem Heer alter Prägung zu tun haben, muß obige Frage näher untersucht werden. Möglicherweise, oder vielmehr sehr wahrscheinlich, geht ja der kriegerische Schmuck des Landsknechts auf ältere volkstümliche Überlieferungen und Vorstellungen zurück. Durch Federn, Bälge, bunte Farben, Bauschung und Pluderung der Kleidung „massiger“, „größer“ und „stärker“ zu erscheinen, wird uns — nebst der modeartigen Zeitererscheinung — mit Recht als in der Zeit des „Fußvolks“ neu erwachte volkstümliche, altüberlieferte Kriegsbemalung erscheinen; ganz abgesehen davon, daß sie, wie etwa in der Helmzier der Ritter oder des römischen Offiziers, auch die Jahrhunderte zuvor nie eingeschlafen war.

Man dürfte bisher die Landsknechts-tracht zu einseitig unter dem Blickwinkel ihrer modischen Vorläuferin betrachtet haben. Jene war dem Mann „auf den Leib gepaßt“. Sie hatte die Gliedmaßen eng umschlossen, so daß die Konturen des Körpers in einer Art und Weise erkennbar waren, wie nie zuvor und nachher. Zeitgenossen hatten die Kleidung als „schamlos“ bezeichnet. Doch war sie sehr wohl auch ein Kind ihrer Zeit, die die Welt und den Menschen entdeckte und hier genauer den „menschlichen Körper“ schaute.

Für die nachfolgende pluderige Mode war nicht mehr der schlankte Körper das Modeideal, sondern die breite, kräftige Gestalt. Mochte das „Plagen der Nähte“ an den Gelenken und das Verstopfen der Bruchstellen durch Futterstoffe ursprünglich ungerollt zur Pluderung geführt haben, so war an dieser Schwankung der Mode ins Gegenteil sicher auch ein veränderter Zeitgeist beteiligt gewesen. Selten war auch eine Mode in ihrem ganzen Wesen so bürgerlich und unaristokratisch gewesen wie diese. Allerdings waren neben dem reichstädtischen Patriziat und den Fürstenhöfen die Landsknechte ihr Schöpfer und Träger geworden⁹⁾.

⁷⁾ Vgl. Rudolf Helm, Die bäuerlichen Männertrachten im germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg, Heidelberg 1932.

⁸⁾ Ebenda S. 133.

⁹⁾ Vgl. E. Nienholdt, Die deutsche Tracht, Berlin 1938.

Vielleicht wurde in jener Plüderung und Massigkeit der Kleidung, in der Hervorhebung der Muskelpartien usw. bis jetzt zu wenig beachtet, daß sie dem Wesen des mittelalterlichen Söldners Rechnung trugen. Sie hielten den Fieb auf. Darüber hinaus entsprachen sie den Bedürfnissen des Kriegers, groß, mächtig, stark zu erscheinen und dem Feinde Furcht und Schrecken einzuflöhen. Namentlich half dabei auch ein Kopfschmuck mit, der das Gesamtbild erhöhte und den furchterregenden Eindruck verstärkte. Der Federbusch erschien besonders geeignet. Wild wallende kostbare Straußenfedern stellten die häufigste Kopfszier dar. Doch wurden genau so auch Hahnenfedern und selbst Tierbälge zur Ausschmückung des Barettts verwendet.

Im Wesen gleich erschien jedoch auch der Krieger früherer Jahrhunderte.

Umgekehrt hatte die Soldatenkleidung bis heute in ihrer Besonderung die Grundsätze bewahrt, eindrucksvoll in der Einzelercheinung und in der Masse zu bleiben und erst in der Tarnfarbe unseres Jahrhunderts diesen uralten Grundsatz der Persönlichkeitsgeltung des Kriegers aufzugeben.

Von besonderem Interesse erscheinen in diesem Zusammenhang die merkwürdigen Beziehungen zwischen Kriegsschmuck einerseits und Faschnachtsmaskenwesen andererseits, wie sie namentlich L. Weiser und O. Höfler¹⁰⁾ vertraten.

Über die Kriegsbemalung der Germanen berichtete Cäsar in der Schilderung der Parier:

„Ihret angeborenen Wildheit helfen sie künstlich und durch Ausnützung der besten Zeit nach; schwarz sind ihre Schilde, bemalt ihre Körper, dunkle Mächte suchen sie zum Kampf aus und jagen auch schon durch das grauenhafte Dunkel ihres Totenheeres Schrecken ein. Hält ja doch kein Feind dem ungewohnten und gleichsam höllischen Anblick stand. Denn bei allen Völkern werden zuerst die Augen besiegt“¹¹⁾.

Von dieser unheimlichen Kriegsbemalung bei den Germanen — bei anderen Völkern haben wir bekanntlich ähnliche Erscheinungen — geht ein Weg bis zu ihren faschnächtlichen Maskierungen, indem die Träger und die Formen dieselben waren. Die Berichte von Claus Magnus oder des Geiler von Kaisersberg¹²⁾ Anfang des 16. Jahrhunderts aus dem Norden über ähnliche kriegerische Maskierungen haben ihr ausgezeichnetes Gegenstück in der Schilderung R. Meulis über den „Trinfelstierkrieg“ 1550 aus der Schweiz erfahren, in welchem nachgewiesenermaßen noch solche maskierte Burschen den Kampf ausführten¹³⁾.

Dieselben Burschen maskierten sich jedoch in ähnlicher Weise zu den Faschnachtsmützen! Wieder ließen sich gleichlautende Sitten aus der Völkerkunde erbringen. Der äußerlichen Gleichheit der Erscheinung mußte wohl eine gleiche Idee zu Grunde gelegen haben. Sicher war beiden das „Erschreckenwollen“ gemeinsam, sehr wahrscheinlich aber auch die Auffassung, „Totenheer“ zu mimen, welche Vorstellung im Ahnenkult wurzelt. Von dort her lassen sich zumindest „Kügerecht“ und „Bewährungsprobe“ ableiten. Letztere scheint im soldatischen Einsatz wie im Maskenverband gefordert worden zu sein.

Auch wenn eine Betrachtung der Faschnachtsmaske als Krieger- oder Totenmaske¹⁴⁾ allein zu einseitig bliebe, so ist sie hinwiederum als fruchtbare Ergänzung anderer mythischer und mystischer Erklärungen in ihrem Wert nicht zu unterschätzen. Sie trug so zur nötigen, möglichst komplexhaften Betrachtung aller volkstümlichen Erscheinungen mit bei.

¹⁰⁾ Vgl. Lilly Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde, Baden 1927.

¹¹⁾ Vgl. O. Höfler, Kulische Geheimbünde der Germanen, Berlin 1934.

¹²⁾ Vgl. O. Höfler, S. 3.

¹³⁾ Lesé nach bei O. Höfler, S. 22 ff.

¹⁴⁾ Vgl. R. Meuli, Schweizer Masken, Zürich 1943.

¹⁵⁾ Es würde an dieser Stelle zu weit führen, das Problem der Totengestalt im Faschnachtum ausführlicher zu behandeln. Bereits der Hinweis auf die tirolische Bezeichnung „Schemer“ (ahd. scinan = erscheinen als Schemer-Geist) oder die urkundliche Erwähnung des Parlekins um 1094 als hareloting = König des Totenheeres müßte genügen, die enge Verwandtschaft der Faschnachtsmaske mit der Totengestalt darzutun. Die Toten tauchten auch hier als Fruchtbarkeitssträger auf. Umgekehrt ist Totenglaube und Kriegerwesen aus begreiflichen Gründen nahe zusammengedrückt.

Vgl. dazu auch K. W e i ß, Volkskunde der Schweiz, Zürich 1946.

Dem Saltnerschmuck nun ist, wie eingangs erwähnt, eine Tiroler Fasnachtsmaske, die „Zurermaske“, auffallend ähnlich. Möglicherweise begegnen wir in beiden ähnlichen Gemeinsamkeiten zwischen Kriegermaske und Fasnachtslarve.

Wir müssen einfache und reich ausgestattete Zurermasken unterscheiden, auch wenn erstere im Fasnachtssleben Tirols nicht mehr auftreten. Um so mehr waren sie noch vor 100 Jahren anzutreffen und aus ihnen haben sich die reichen Masken, wie sie etwa den „Altar- und Spiegelturzer“ zieren, entwickelt. In der Schilderung der älteren Masken steht uns eine wertvolle Darstellung zur Verfügung:

J. Ringler erwähnte in seiner aufschlußreichen Abhandlung über „das Hutterlaufen“ in Thaur (bei Innsbruck) die Entdeckung eines aus dem 18. Jahrhundert stammenden „Fasnachtstripperls“ aus Thaur, das aus handgemalten Papierfiguren bestand¹⁵). Die Figuren, welche z. B. im Besitz des Wiener Volkskundemuseums sind, ließ Ringler von kundiger Hand nachmalen, so daß sie in Innsbruck voll eingesehen werden können. Unter diesen Fasnachtsgestalten konnte eine große Anzahl von „Zurern“ festgestellt werden. Sie zeigen relativ einfachen Schmuck. Nebst der üblichen Tracht, die aus einem grauen Lodenrock, rotem oder grünem Leibl, schwarzen Kniehosen, breitem, mit Federkeilstickerei versehenem Bauchriemen, Hofenträgern, schwarzer Halsbinde, weißgrauen Wollstrümpfen und schwarzen groben Halbschuhen bestand, trugen sie einen grauen oder grünen Filzhut, vorn mit (Kunst-) Blumen, weißen Hahnenfedern oder Bamsbart geschmückt. Die Gesichter scheinen nicht mit einer Holzmaske verkleidet, sondern nur mit Farben auffällig gemacht. Mehrere der Männer trugen übrigens nicht Kniehosen, sondern Bundhosen, die oberhalb des Knies verschnürt sind und namentlich durch ihren kurzen Leib auffallen, so daß das Hemd in Hüften- und Bauchgegend hervortragt. Diese „kurzen Hosen“, die von der Pariser Mode um 1720 ihren Ausgang nahmen, hatten in einigen Alpentälern, wie in Appenzell z. B., auch im Zurer Tal Eingang gefunden und waren oft von der Kanzel herab als unsittlich verpönt worden¹⁶.

Bei den reichentwickelten „Zurern“ springt die Ähnlichkeit zum Saltnerschmuck noch mehr ins Auge, auch wenn der einfache „Zurer“ zweifellos mit dem Saltner Gemeinsamkeiten aufwies — namentlich, wenn wir an den ebenfalls einfachen, heute üblichen Saltnerhut, der (nach Ladurner) am Werktag getragen wird, denken!

Die „Altar- und Spiegelturzer“ zeichnen sich durch besonders mächtigen Federputz aus und treten durch reiches Glitterwerk und Kunstblumengewinde ganz besonders hervor. Wilhelm Hein hielt das Auftreten der Altarturzer 1899 in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde¹⁷) fest:

„Hinter ihr (einer anderen Maske) kamen drei sogenannte Altarturzer, die eigentlichen Schaffer auf der Alm, welche auf dem Zurerhute einen mächtigen Aufbau (Altar) aus Kunstblumen trugen, in dessen Mitte sich ein Spiegel befand; ringsum war dieser Altar mit etwa 15 Schildhahnflößen und mit 50—60 weißen Hahnenfedern, dem tirolischen Wahrzeichen ungebeugten Mannesmutes, besetzt. Ein Altarturzer hatte statt der Schildhahnflöße und der weißen Hahnenfedern prächtige Pfauenfedern verwendet. Die ganze Rückseite des Altars war mit herabwallenden bunten Seidenbändern behangen. Mit dem Altarhut fest verbunden trugen sie vor dem Gesichte eine aus Zirbenholz geschnitzte und bemalte Larve. Die rote Brustweisse („Bruststück“) war ganz mit silbernen Ketten mit echten Talern behängt; darüber saß eine graue Zoppe mit grünen Aufschlägen, auf deren Rückenseite ein buntes Seidentuch festgenäht war. Ein Ledergurt (Bauchranzen und Goldkappe zugleich) mit großem spirovalem Schild, der mit Pfauenfederkiefern ausgestickte Sprüche („Sei fröhlich“ und dergl.) zeigte, eine gemalte Lederne, unten an den Seiten ausgestickte Kniehose, Wadenstutzen und ganz moderne Stiefelketten vervollständigen den Anzug. In der Hand trugen sie zur persönlichen Verteidigung Stäbchen.“

Diese „Altar- und Spiegelturzer“ treten heute vor allem im Raume von Innsbruck, Arzl, Rum, Thaur, Absam, Hall und weiteren Gemeinden im „Untertal“ auf. Sie sind

¹⁵) Vgl. J. Ringler, Das Hutterlaufen, Tiroler Heimatblätter, Innsbruck 1935, S. 107 ff.

¹⁶) Vgl. Veramb, Mautner, Steirisches Trachtenbuch, Graz 1932, Bd. 1, S. 405 ff.; vgl. weiter P. Wapfner, Zur Geschichte der Tiroler Kurz hose, Tiroler Heimatblätter, Innsbruck 1934, S. 128 ff.

¹⁷) Vgl. W. Hein, Das Hutterlaufen, Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde, Berlin, 1899, S. 109 ff. und Fr. Ziska, Das Hutterlaufen, Böhmisches Wöchentliches Nachrichten, Breslau 1819, S. 69 ff.

hier bekannte und besonders begrüßte Erscheinungen. Sie waren auch in Südtirol nicht unbekannt.

Sie sind wohl mit Recht als das glanzvolle Gegenstück der „Koller“ und „Scheller“ im Fasnachtreiben von Imst (Imster Schemenlaufen) und von Nassereith zu bezeichnen. Bemerkenswert ist auch ihre Gargart. Sie tänzeln mit leichten Schritten einher, wenden sich plötzlich, sacken auch in die Knie, um jäh wieder aufzuspringen. Man mag den Sinn dieser Bewegungen in der Magie des Wachstums suchen. Von ihren „Altären“ geht auch ein frühlingshaftes Leuchten aus.

Es ist nun wichtig, wie diese Altäre noch vor 50 Jahren entstanden sind. H. Hein berichtete darüber:

„Sowohl der reiche Silberschmuck auf der Brustweste, als auch die verschiedenen Blumen, Bänder und Federn der Altaraufsätze waren nicht das Eigentum der betreffenden Träger, sondern von den Burschen des Dorfes für diesen Zweck entlehnt worden. Man kann daher einen Altarturzer nur während des Hütlerlaufens sehen; sobald das Laufen beendet ist, wird der Altar auseinandergenommen, und jeder der Burschen erhält sein Eigentum wieder zurück. In der Regel besitzt ein Bursche einen Schildhahnstoß und zwei weiße Hahnenfedern, die er, sorgsam eingehüllt, zu Hause für besondere Gelegenheiten bereit hält. Als ich nach dem Hütlerlaufen zwei Altarturzer-Ausstattungen für das Museum für österreichische Volkskunde zu erwerben wünschte, mußte zuvor die Einwilligung der verschiedenen Burschen eingeholt werden. Da die weißen Hahnenfedern ziemlich teuer sind — etwa 1 Krone das Stück — und ein Schildhahnstoß allein schon mehr als 3 Kronen kostet, so mußte ich für einen Hahnenfedernaltar rund 100 Kronen bezahlen. Der Pfauenfedernaltar stellte sich um die Hälfte billiger. Eine gemalderne Hose, zu welcher man zwei Hemdselle, jedes zu 8 Kronen, benötigt, kostet 20 Kronen¹⁸⁾.“

Daraus folgt klar, daß die „Altarturzer“ oder „Spiegelturzer“ (so benannt wegen des Spiegels inmitten des Aufputzes) ursprünglich durch das Zusammenstellen des Federschmuckes der einzelnen Jungmänner des Dorfes gebildet wurden. Hein bezeichnete diesen Federschmuck (weiße Hahnenfedern oder Spielhahnstoß) mit Recht als Sinnbild der Wehrhaftigkeit. Dieses Sinnbild begegnet uns bei allen Tiroler Schützentrachten und ist als solches frei erkennbar¹⁹⁾.

Wird der Schluß aus diesem Tatbestand verfehlt sein, im Altar- und Spiegelturzer neben dem reinen Frühlingszauber in mehrfacher Art auch den Begriff der jungmännlichen Wehrhaftigkeit abzulesen?

¹⁸⁾ Ebenda, S. 119.

¹⁹⁾ Endlich muß auch der Kopfschmuck der „wilden Zottler und Hütler“ zwischen Innsbruck und Solbad Hall unter ähnlichen Gesichtspunkten betrachtet werden. Auch sie tragen Pfauen-, Pfauen- und Schildhahnfedern und zieren ihre allertümliche Kopfbedeckung mit Fuchs- und mit Fuchs- und Altsbälgen.



Nordtiroler „Tuxer-Maske“

Dergestalt zieren diese Masken heute noch das Fasnachtleben um Innsbruck, Solbad Hall. Sie sind zu den prächtigsten Tiroler Masken zu zählen!

Der Gedankengang, den wir hier nur kurz andeuten können, erscheint uns durchaus erlaubt.

Die Geste der Dorfburschen, ihren ehrenvollen Federschmuck dem einen um so prächtiger Maskierten zu übergeben, kann kaum anders verstanden werden. Die Geste kann auch kaum erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts entstanden sein. Sie trägt, wie oben erwähnt, sehr altartige Wesenszüge. Auch die einfachen „Zurer“ zierte der Federschmuck, der anderen Tiroler Faschnachtsmasken (mit Ausnahme der verwandten Fottler) nicht eigen ist. Hingegen zeichnet denselben Schmuck, den unsere Zurermasken tragen, auch die „Zauglichen“ nach der „Musterung“ aus. Sie zieren ihren Hut ebenso mit Federbusch und Blumen. Die wehrhaften Zusammenhänge werden sich schwerlich übersehen lassen können! Damit scheinen wir aber auch im Tiroler Maskenwesen auf Züge gestoßen zu sein, die anderswo (z. B. in der Schweiz) schon früher erkannt wurden und für Tirol als das Land berühmten Wehrwillens von vornherein zu erwarten waren. Es ist keine Frage, daß auch in Tirol „Fasnacht“ und Schützenwesen von derselben Jungmannschaft getragen werden.

„Zurer“ im Faschnachtzug bedeuteten wohl in erster Linie Boten des Frühlings oder Sommers im Hinblick auf ein neues Almjahr. Wenn man die genannten Figuren des „Chaurerkripperls“ studiert, gewinnt man allerdings von den „Zurern“ auch den Eindruck, daß sie „spaßige Leute“ waren, tolle Verrenkungen machten, dem Alkohol nicht feind erschienen usw. Indem „Zurer“ und „Zurerin“ im Zuge vertreten waren, auch die „Kröpfe“ als Kennzeichen dieser Bergbewohner in den Darstellungen nicht vergessen wurden, mag man auch zu der Ansicht gelangen, es wäre hier in zweiter Linie absichtlich ein — vielleicht — sonderbarer Berglerschlag mit verhaltener Ironie verulkt worden. Daß er ursprünglich im Lande „fremd“ war, zugewandert, könnte die Tatsache miterklären helfen. Umgekehrt waren die Zurer auch als Handelsfahrer mit dem Rückkorb auf der Schulter weit in die Welt gereist, und mögen sie sich als solche eine gewisse ulkige Rolle verdient haben.

Den heutigen „Zurern“ ist im übrigen dieser Wesenszug im tirolischen Faschnachtstreiben nicht mehr eigen, und er war ihnen, als den Sendboten der Sommerzeit, auch früher kaum primär (!) zugebacht.

Hingegen ist auf das „Wehrhafte“ in der Zurermaske besonders zu verweisen. Im Saltnerschmuck begegneten uns diese Zierarten einwandfrei als kriegerische Eigenschaften zur Einschüchterung des Gegners und wieder zur Muterhöhung bei sich selbst. Die Aufstellung des Schmuckes ist beim „Saltner“ wie beim „Zurer“ dieselbe. Hahnenfedern, Pfauenfedern und Schildbahnstöße, Wildtierbälge bilden mit dem Glitterwerk hier wie dort das Material zum „Altar“. Erscheint in einem Falle das Wehrhafte von vornherein gesichert, so muß es im anderen erschlossen werden.

Ähnlich wie der Saltner war doch auch der Hirte zum wehrhaften Schutz seiner Herde verpflichtet gewesen.

Zusammengefaßt ergibt sich: Im Zurerschmuck und Saltnerschmuck Nord- bzw. Südtirols scheinen Züge auf, die neben all den mythischen und magischen Eigentümlichkeiten der Masken auf das in der Hand der Jungmänner gelegene Wehrwesen hindeuten. Sie gehen vielleicht beim „Saltner“ und „Zurer“ eine Symbiose ein, wie wir ihr in den Alpen kaum noch in dieser Ursprünglichkeit begegnen.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Karl Hg, Volkswundliches Institut der Universität Innsbruck, Innrain 52.

Die mir am Berg begegnet sind . . .

Von Rudolf Schiebold

Mit 3 Zeichnungen

Vor meinem Balkon ragen die Wände des Wettersteins. Auf meinen Staffeleien stehen die Bilder all der Berge, die ich liebe: Matterhorn und Rosengarten, Wilder Kaiser und Wetterstein, Crozzon und Bajolet. Beim Pinselstrich kommen die Geister der Erinnerung und flüstern mir in Ohr und Seele, was einmal so beglückend war, damals vor vierzig Jahren . . . Dies ist mir ein großer Trost, nachdem ein dummer Sturz vom Dach nach Bombentrach und Löscherei mit seinen üblen Folgen mich nicht mehr klettern läßt, daß ich den Stimmen gerade hier in den Bergen lauschen und die Bilder schauen darf. Aus der Leinwand treten die Gebilde und fassen freundlich Stift und Feder.

So lasse ich sie sprechen!

„Die mir am Berg begegnet sind . . .“, sie sind alle tot. Aber was ich schreibe, soll kein wehmütiges Memoriam derer sein, die einst klangvolle Namen hatten in der Kunst.

Um das Jahr 1920 war es, als ich Lehrer Franz Barth, den großen Salzburger Bergsteiger, in Schellenberg traf. Es war ein froh begrüßter Zufall, daß wir beide nach Salzburg wollten. Nun weiß wohl keiner von unseren Jungen, wer dieser Franz Barth war — Hand aufs Herz! Sagen wir: ein richtiger, zu Hosenleder verbrannter, schlanker, humorvoller Österreicher. Noch ein Schüler Ludwig Purtschellers — so weit greift sein Bergsteigen zurück —, mindestens ein halbes Hundert Erstbegehungen in seinem Tourenbuch, darunter die Südwand des Untersbergs mit zwei Anstiegen, vor allem dem Barthkammin. Barth war damals einer der lebensheißen Geister in der „Goldenen Birne“, dem Vereinslokal der Sektion Salzburg. Als guten Geist hatten wir ihn kennengelernt, nämlich der junge Bildhauer Otto Doppel und ich. Wir waren, als Studentlein um unseren Künstlerberuf ringend, ohne Geld — verfehlt sich! Als Führeremwärtler waren wir zur Teilnahme am Kurs der Sektion Salzburg geladen. Und die Seele dieses Führerkurses war mit manchmal komisch-verzweifelter Hingabe Franz Barth. Er hatte für Verbandslehre und all die schönen Themen natürlich einen Arzt zur Hand, für Kartenlesen, Orientierung und dergleichen einen in der Kartographie hochberühmten Mann, die „zweiweinigige Busssole“, den Major P e l i k a n. Der war trotz seiner 70 Jahre und seines k. und k. Bäckers durchs Gelände, sondern er hegte uns, die Busssole in der Hand, recht temperamentvoll durchs Gelände.

Beim „Hofwirt“ waren die sonnverbrannten Burschen untergebracht, für die es keine Kleinigkeit war, auf harten Stühlen zu sitzen und Gesteinskunde und Geschichte des Alpenvereins zu lernen. Die Ausrüstung besprach Barth selber. Als moderner und praktischer Mensch setzte er sich mit allem Nachdruck für den damals aufkommenden Batisstragen als Rasse- und Kälteschutz ein. Eine halbe Stunde lang hatte er einem besonders Mißtrauischen die Vorteile erläutert: „Und dös G'wicht, mein Lieber, gegen so einen Lobenmantel, dös leichte G'wichtl im Rucksack . . .“ Und als er den Prüfling dann fragte, was er nun wohl für einen Umhang vorziehen werde, kam die Antwort: „I—iach — gar koan! I—iach tu immer ohne Khragen geahn! I—iach brauch überhaupts koan Khragen nit!“ Kein Wunder, daß der gute Barth Krämpfe kriegte!

Zu rasch verging stets die Mittagspause, dann kam wieder der Unterricht. „Khrausam“, sagte einer immer, „Khrausam . . .“ Besonders, wenn der Doktor da war mit seinem klappernden Skelett. Her mit Versuchskarnickeln! Pedale wurden geschient, Schlagabern ab-

gebunden, eine Pfote in Watte gewickelt. Zuletzt kamen die Ertrinkenden dran. Da hieß es im „Eismarch“ von damals: „Mund vom Schlamm reinigen, künstliche Atmung und so . . .“ Und als unser Unglückswurm und Kragengegner gefragt wurde, was er mit einem Ertrinkenden mache, meinte er: „I — iach ziachn außer, reiß eahm 's Maul auf und räum an Mund aus . . .“

Schließlich kam der mit Brausen erwartete Prüfungstag. Feuerrot oder lässlich saßen wir vor dem Prüfungsausschuß und standen Rede und Antwort. Als Vertreter des Zentralausschusses hielt Landgerichtsrat Müller, unser lieber alter „Museums-Müller“, die Festrede an die geprüften Herren Bergführer. Das war eine Rede! Sie fing ganz sanft mit „Freunde“ an, dann kam der Landgerichtsrat ins Schimpfen und masselte mit hochrottem Kopf über die pflichtvergeßenen Bergführerlaackn, über ihre unmögliche Benehmtheit, über schlechte Seile und Lackl und Lackl und Himmelherrgottsfakramenter . . . Na ja, dann waren wir vierzehn Bergführer-Anwärter autorisiert!

Der Landgerichtsrat Müller, der Major Pelikan und unser Franz Barth sind alle nicht mehr auf Erden, damals aber, 1920 via Schellenberg, war er da, der Barth, und ich mit ihm im schönen alten Salzburg. Ich hatte bei Barth eine Nacht verplaudernd bivakuiert, und nach der Frühause meinte er: „So, und jetzt gehn wir zum ‚Erzvater‘ in die ‚Birn‘!“ „Erzvater“, so hatte Johannes Emmer wunderbar treffend Johann Stüdl getauft. Der über 80 Jahre alte Stüdl, einst Herr der Sektion Prag und ihrer Ableger in Böhmen und Mähren, war sozusagen im Austragsflüßerl „Goldene Birne“ gelandet. Stüdl's Sohn Mar hatte das urbebagliche Basthaus am Rudolfskai gekauft, als es 1919 Abschied nehmen hieß für die Familie vom Geburtshaus des Erzvaters auf der deutschen Kleinfseite von Prag.

Ich kannte Stüdl schon von seiner Prager „Herrenzeit“, von der Sektion Karlsbad. Nun saß ich etwas befangen in dem ihm von Sohn und Schwiegertochter liebevoll bereiteten Salzburger Nest. Der „Erzvater“ konnte in unendlich liebenswürdigem, einfacher Art wahre Zaubermotive sprechen. Schon wenn er grüßte: „Wieder ein junger alter Freund . . .“ Für uns junge Bergsteiger breitete er Schätze aus, wenn er aus dem großen Schweigen der Vergangenheit, aus der klassisch gewordenen Zeit eines Purtscheller, Zsigmondy und Pfarrer Senn erzählte. Seine Augen wurden naß, als ich ihm von einer Glockner-Überschreitung über den Stüdlgrat und zur Stüdlhütte berichtete. Er legte mir damals gütig und lieb die alten Hände auf die Knie, als ihm Franz Barth von einigen meiner Touren sprach, und meinte: „Ja, schau S', der junge Georg Winkler und der Lammer, die waren auch so ähnlich; da hab' ich den Dr. Ruthner immer beruhigen müssen. Gest, sie m ü s s e n viel allein gehen! Werden schon allerhand erlebt haben, dabei . . .“ Dann brachte er zum guten „Zausenweinerl“ eine Mordsgifttaubel von Zigarre, die ich mir gerne aufgehoben hätte. Aber ich mußte sie gleich rauchen. Und dann erzählte ich, daß ich Regieschüler Mar Reinhardt's war, damals, als ich unter Franz Barth 1909/10 am Führerkurs teilnahm, und er plauderte aus einer wunderbar besonnenen Rückschau: Wie ihn die „freundlichen Berge“ und die Bergfreundschaft immer über alles weggetragen hätten.

Nun schläft er längst in Salzburg, nahe den Bergen, unser Erzvater Stüdl.

Auf Vortragsfahrt durch Kärnten und Steiermark — 1913 glaube ich war es — kam ich nach Laibach. Abends brachte der Julierkönig Dr. Julius R u g y als liebe Überraschung seine Person mit, und anderntags nahm er mich mit nach Trieste. „Sehen Sie“, meinte er, „natürlich tönt das Sportliche oft aus dem alpinen Thema, aber bei Ihrem Vortrag hatte ich gar nicht den vorherrschenden Eindruck dieses Sportlichen, und außerdem: in Ihrem



Zeichnung: Böhm

Johann Stüdl

Alter hätte ich es — 1913 — wahrscheinlich auch gesucht.“ Ich glaube aber doch nicht, daß Rugs mehr als einmal eine sportlich so sehr betonte Bergfahrt gereizt hätte wie die Überschreitung der sechs Bajelettürme, von der ich berichtet hatte.

Jedenfalls ergriff mich diese Bahnfahrt nach Triest sehr. Mein Gott, was erzählte er alles: meinen Vater hatte er gekannt, die Ffigmondys waren seine Freunde gewesen, der junge Winkler hatte damals noch nicht seinen Winklerturm, und ich war noch gar nicht da . . .

Beide rauchten wir halblange Zigarren in Papierspiteln. Vergnügt und verständnisinnig nickte er: „Man zerkaut sie so nicht . . .“ Daraufhin zeigte ich übermütig meine Papierspitelausbeute der Vortragsfahrt von Böhmen bis hierher nach Krain. Mit humorvoll-blassem Neid guckte er: „Na ja, da haben wir ja ein ganz verrücktes Steckenpferdchen miteinander.“ Dann kreuzte wieder sein Triglav auf und die menschlich so wunderbare Treue zu seinen slowenischen Führerfreunden. Von seinem Handelshaus sprach er wenig, aber viel hören wollte er. Vom Wilden Kaiser, die Kirchlamine schienen ihn mächtig zu interessieren, aber richtig warm wurde er beim Karwendel. Stille Kare — Ahornboden — Gemsen, das war seine Welt. Aber dennoch Sonne, Südhimmel, Abriabau — ergo Julier!

Dann war er wieder weltlich-brummendes Wohlsein. Wie schnell waren wir doch in Triest. Wie behaglich, einheimisch und hierher gehörig stapfte er durch die heißen Gassen und freute sich über vielen Gruß. Heiter und elastisch schritt der beginnende Fünfziger über die Steinplatten. Im Garten beäugte ich ihn auf sein „Schwergewicht“ gerade als Eisemann, der er neben seinem Julierkönigtum doch eigentlich war. Ich glaube, daß er mit seiner Eiswahl auch richtig gehandelt hat, denn das Schlangenschmieglame des Kletterers sah ich nicht an ihm. Etwas Graziöses lag aber doch in den runden Armbewegungen, in den Händen. Aber natürlich: der Musiker! Ich habe so überreiche Wesensfarben in einem Menschen, der nur einen Tag neben mir stand, nicht wieder erlebt. Ich kriegte noch Herbarien zu sehen, sauber und pedantisch, aber das Wesentliche blieb die Traumplauberei, die große Liebe zu allem, was lebt. Um sich Blumen, Murmeltiere, Menschen, über Ozeane wandern — des Gut — was für ein Tageskaleidoskop!

Wenn ich Julius Rugs zu malen hätte, dann müßte es an der Riesenorgel Civetta sein, in kochendem Wolkenbrodeln denen aufspielend, die einst ihr Glück am Berg gesucht und die es morgen suchen werden.

Der Romantiker Rugs war ein geradezu genialer Geist, der nur im Musikalischen verstanden werden kann. Ihn mußten die ewigen Fels- und Eisthrone zur Anbetung locken. Wie gerne hätte ich diesen Mann im Gebirge erlebt! Aber weniger im Eis, als etwa im Anstieg zu seinen „Götterbändern“. Er wurde mir in der Erinnerung lieb durch sein erlösendes, fröhliches Lachen. Es klang mir nach Wochen noch plötzlich in der Erinnerung, dann tauchte er selber heraus mit den funkelnden Augengläsern vor den verschmißten Augen und mit der langen Papierspitelzigarre.

Es gab dann einen plötzlichen Abschied zum Frühzug nach Graz, und es schien für Monate vielleicht nur. „Sie müssen einmal das Julierkarwendel mit mir sehen!“ Dann rückte die k.k. priv. Südbahn an, und ich habe den Rugs das lange Menschenleben nicht mehr gesehen.

Nur einmal — Rugs lebte noch — hatte ich ein eigentümliches Erlebnis. Es war 1942 auf Kreta, in den weißen Bergen von Cania. Wir lagerten in einer Bergfalte am Bivalfeuer, ein sudeten-deutscher Feldwebel-Bergsteiger und ich. Wir hatten den gehatzten Wein im Becher und rauchten unsere Wölkchen in die kühle Nacht. Sehr fern war das Meer,



Zeichnung: Böhm

Julius Rugs

und ich erzählte dem Freund nach dem feinen Stahlischen Buch von den Irrfahrten des Odysseus. Da war mir so, als ob neben mir hingestreckt in dem Stachelgras der Kugy läge, gütig durch seine Brille zwinkernd. So zwingend war diese Vorstellung, daß ich nicht weiter sprechen konnte und schwer schluckte und immer wieder nur wie in großer Liebe „Kugy-Kugy-Kugy“ dachte. Und da war auch Triest wieder und das freche Murreltier und eine Kage . . . Über ich habe den Kugy nicht wieder gesehen.

Manchmal, wenn im heißen Sonnenblau ein Fels-
turm irgendwo aus Nebelschleiern sich löst oder wenn ein froher Akkord aufklingt, bindet sich mir mit Bild und Ton ein Mann: Otto Ampferer.

Otto Ampferer, kann ich von dir sagen, du warst der große Geologe? Kann ich sagen, du hast ein Leben dieser Arbeit in den Bergen gelebt? Kann ich sagen, du warst Bergsteiger? Du, der in trunkener Lust mit Freunden, deinem Sinnen und deinem Herzschlag gleich, mit klarem Auge, unbeirrtem Willen und mit ruhiger Hand an Felsenmauern griff und an die Säule deines Brentaturmes tratest. Wie an der Gotik der Spitze deines Stephanturmes hochstrebend, Griff um Griff und Tritt um Tritt, während den Turm das Brausen der Orgel durchzitterte.

Im Trias, in den Kreidemeeren unvorstellbarer Vergangenheit, hast du Erkenntnisse gelesen und der Genesis verbunden, die eine arme Nüchternheit „geologisches Forschen“ genannt hat.

Auf deinem Turm, der Suglia, sangst du ein Lied, und in dir sang das Hämmern deines Blutes im gleichen Pulsstakt mit Karl Berger — mit dem Freund. Klau lachend, träumend, forschend, wirkend und webend, kämpfend, ringend und betend, als Sonnenkind des Daseins, so steht dein Bild, Otto Ampferer, ein makellofes Ehrenbild in der Bergsteigerei!

Du hast nicht gearbeitet, arbeitend hast du geliebt! „Wie der Föhn in den Wald, so warf sich gar oft die Freude des Entdeckers in meine Seele, daß ich auffauchzte voll trunkenen Lust.“ — „Wie freute und freue ich mich!“ Quellen, Berge, Täler, Duft der Bergmahd umgeben Ampferer. „O Wollengarten, der du still über den Rätzeln des Gebirges erblüht, wie oft hast du meine Seele leicht gemacht wie Flaum und meine Gedanken geleitet!“*) So spricht ein Mann von seiner Arbeit, vom Wissen des Geologen! Es könnten ebenso Worte der Bibel aus den Psalmen sein . . .

Bei gar keinem Menschen, der mir aus unserem Lebenskreis begegnet ist, habe ich stärker das Gefühl gehabt: Hier brennt ein Bergsteigerleben. Hier läuft ein stilles, frohgemutes Menschenkind, das gar nichts anderes kennt als gleichgesinnte Menschen, Lebenskameraden, die alle in ihrer Seele nur das sonnige Sichhingeben, dem Wirken und Schreiten durch den Hochwald, über Almen und auf Felsen, sind wie er selber. Ein Ampferer brauchte tatsächlich, wie er bekennt, kein Felsentingen im Selbstzweck, er fühlte sich ja als Teil davon, als Teil vom Hochwald, Baum, Fels und Eis, Mensch und Bemsentier, Bergartikeln.

Noch vor dem ersten Weltkrieg war ich mit Ampferer drei wunderschöne Tage auf der stillen Coburger Hütte beisammen. Er hat mich schwer herumgehakt! Mit seinem Hammer hat er mit grimmigem Humor die ganzen Mieminger „zu Scherben zerhauen“ in der Bärenhüte und zerklopft, und ich durfte Diktatnotizen machen, die er in einer wundervollen Genauigkeit, mit großer Gedächtnistreue lachend umgeschrieben hat. Beide stiefelten wir



Zeichnung: Böhm

Otto Ampferer

*) Jahrbuch des D.u.De.A.B. 1913

mit nacktem Oberkörper am Fajakopf herum. Ergebnis unbefriedigend, während er am Grünstein strahlte. Überhaupt fand ich damals, so einen Geologen können Sachen begeistern, die der gewöhnliche Sterbliche überhaupt nicht sieht. Aber das, was er sieht: ich erinnere mich, wie wir am Nachmittag im Geröll dösend kauerten und faul Brocken um Brocken (Besprächsbrocken!) hingeworfen wurden, und wie der Ampferer plötzlich in Hypothesen erglühte. Sein Gedankengebäude war sehr real und hart, scharf logisch aufbauend. Chemisch hat er mir wunderbar so einen Zersetzungsvorgang gezeichnet. „Wie einen Hering muß man so einen Berg auseinandernehmen, bis schließlich eine prachtvolle Hauptgräte übrig bleibt!“ Und diese „Hauptgräte“ hat uns den ganzen Hüttenabend dann vergnügt gemacht.

Nach außen hat Ampferer — wie ich ihn erlebte — nicht von seinem Werk gesprochen, aber er folgte ganz sichtlich mit Vergnügen meiner Bitte und entwarf mir in einer köstlichen Stunde dieses Abends ein so plastisches Alpengebäude mit seiner eindrucksvollen Geburtsstunde. Sehr schmucklos in Kreidestrichen zeichnete er vieles auf die Tischplatte. Wir saßen dann längere Zeit schweigend, nur unseren Wein trinkend, dann lachte er mit einem kleinen Rippenstoß lustig hell heraus: „... aber ich war halt nicht dabei!“

In den Latschen haben wir uns selber wie ein paar Schlangen in der Sonnenbaderei gehäutet. Dann saß er wieder wie ein verliebter Bräutigam vor einem kleinen Blumenwunder und konnte zart und schlicht das ganze Schöpfergedicht dieses Pflanzenlebens entwickeln.

Im verspäteten Halbmond (bis der Mond heraufkam zum Weitergehen) einer warmen Sternnacht dieser Mieminger Tage hat er von Spöttl und dem bescheidenen Melzer, von der Bergtragödie an der Pramaterkarspitze erzählt. Spöttl und Melzer gehörten zum Innsbrucker Freundeskreis seiner Bergsteigertage. Sein Herzbruder war Karl Berger und sein Freund und Geistesbruder bis zuletzt ins hohe Alter Wilhelm Hammer. Sie vor allem haben mit Ampferer den schäumenden Becher geleert.

Wenn ein Mensch, so hatte Ampferer, das empfand ich damals sehr stark, die große Harmonie des geschlossenen Einsseins mit der Umwelt des Gebirges, und ein Gott hat ihm die Gnade gegeben, die große Berufung, in und aus den Bergen stetig zu schöpfen bis zuletzt.

Hätte Ampferer nur diese traumhaft unwahrscheinliche Felsensäule, die Guglia, als Zeugen seines Tuns — und nur die Bezwingung der Guglia in Georg Winklers Tagebuch, im „Empor“, für Erich König geschrieben, die Musik der Worte, die er für den letzten Weg die Schluswand hinauf fand —, er würde uns Bergsteigern allein deshalb unvergesslich sein. Wer immer auch heute auf die Guglia geht, in der Erinnerung muß er Ampferers Worte lesen! Er wird eine leuchtende Stunde behalten und — hoffentlich für sich — wird er gleiches empfinden.

(Schluß folgt im nächsten Band)

Anschriß des Verfassers: Rudolf Schiebold, Brannau bei Sarinisch-Partentirchen.

